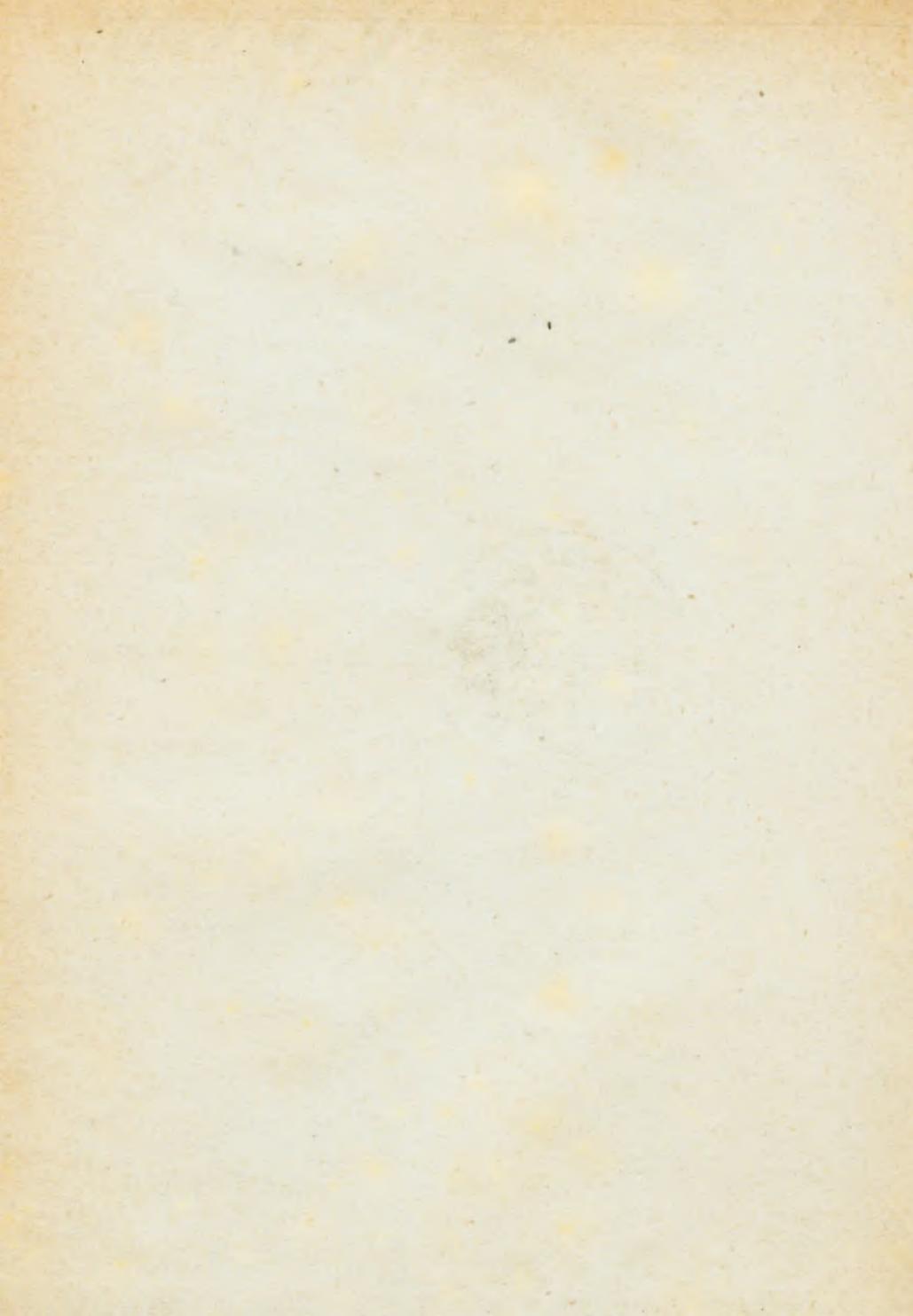


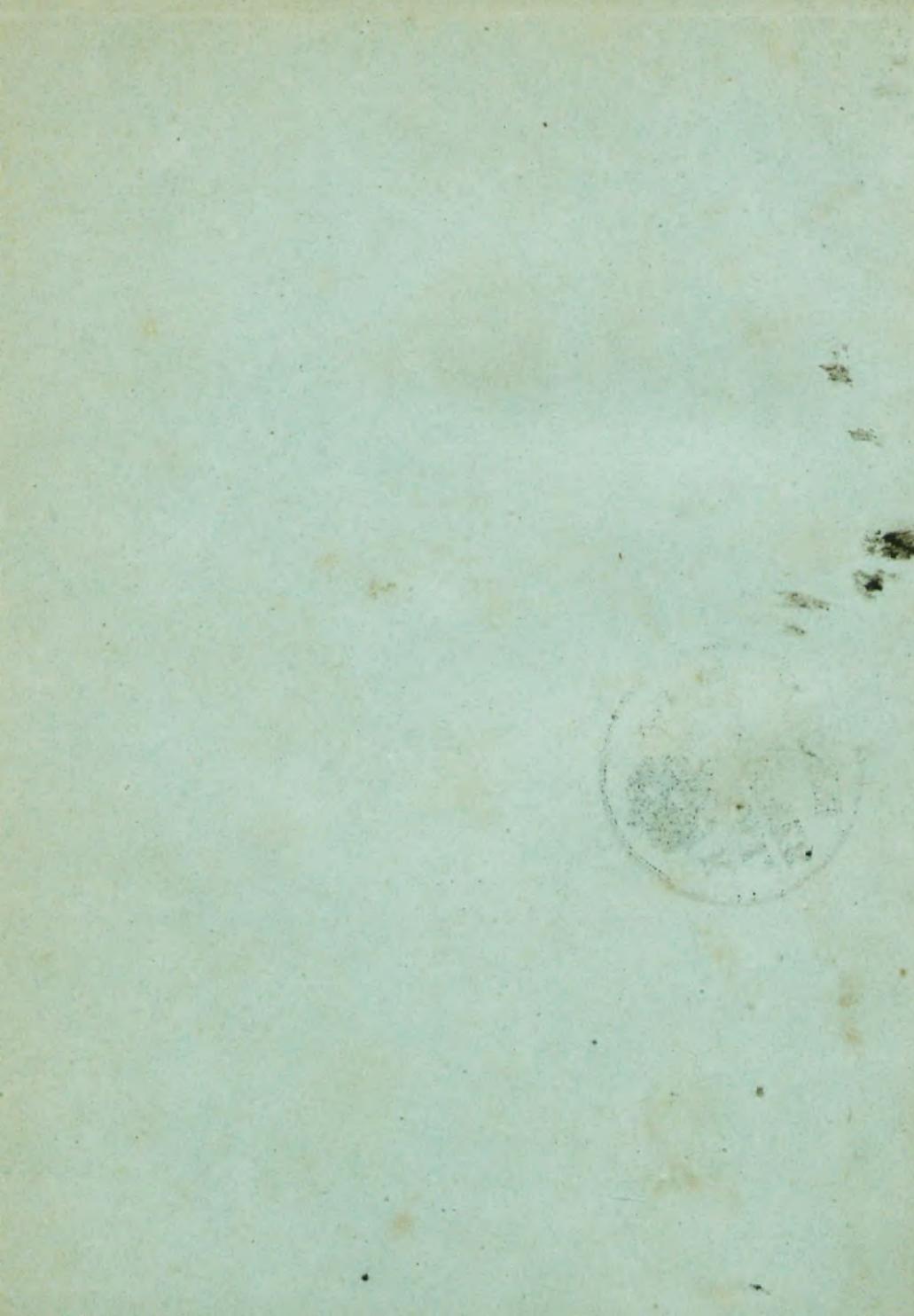


29253, I, G, a,



MAX HIRSCH
REISE
in
ALGERIEN.





Reise

in das

Innere von Algerien

durch die

Kabylie und Sahara.

Von

Dr. Max Hirsch.



Mit drei Ansichten und einer Karte.

Ham m,

W. Grote'sche Buchhandlung
(C. Müller).

1862.

1854

1854

Journal of the

1854

Journal of the

1854

1854



1854

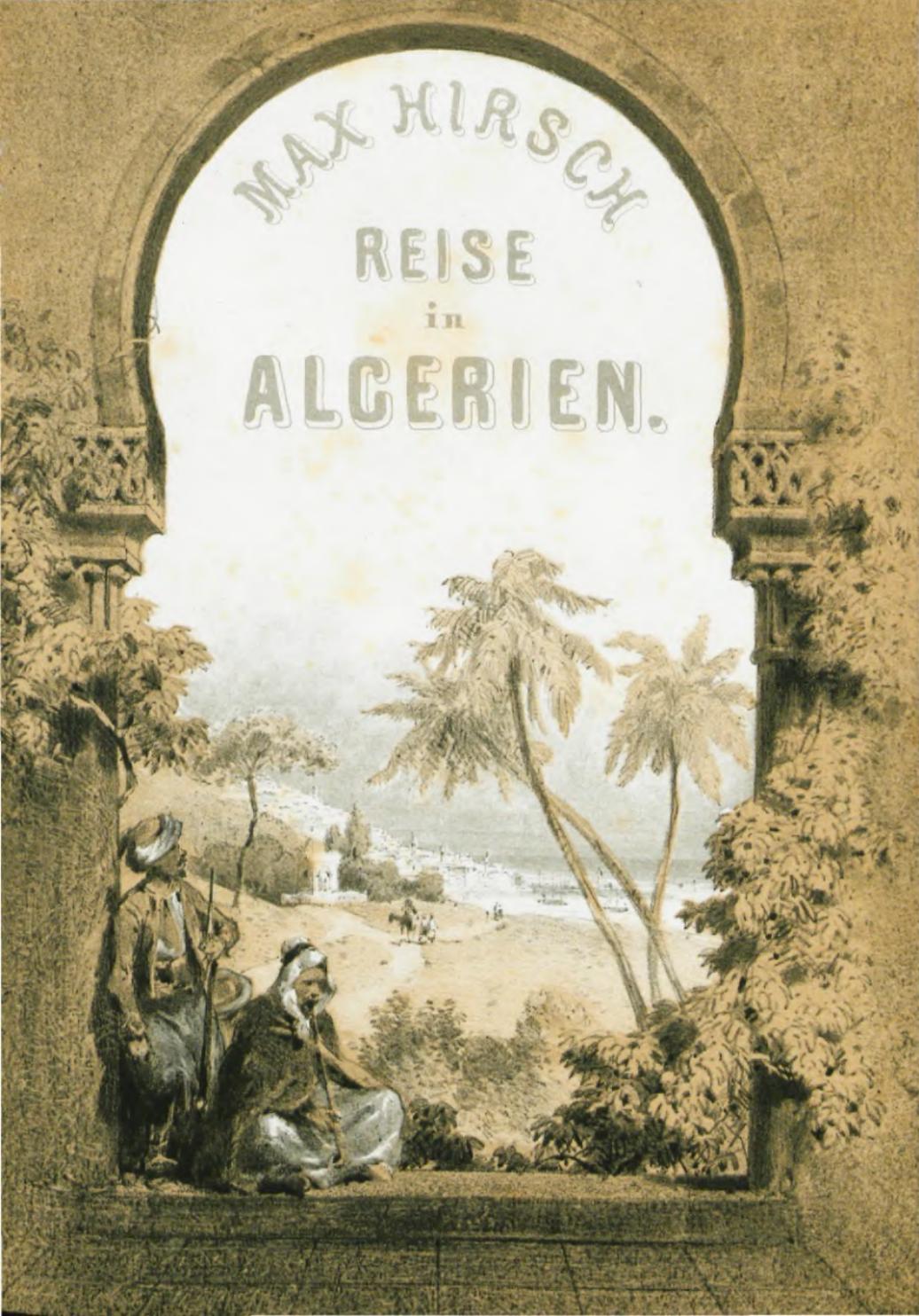
1854

1854

1854

1854

MAX HIRSCH
REISE
in
ALGERIEN.





V o r w o r t.

Zwei Dinge sind schön in dieser Welt:
Ein schöner Vers und ein schönes Zelt.

Kob der Sahara vom Emir Abd-el-Kader.

Unser Europa ist ein kleiner Erdtheil, und durch die verwandte Abstammung, die ähnliche Religion und Cultur, durch die ununterbrochene und intensive Verbindung während zwanzig Jahrhunderten, gleichen sich seine Nationen, mit allen ihren Unterschieden, wie die Geschwister einer großen Familie.

Aber dicht vor den Thoren unseres Continents, nur durch ein schmales Meer von ihm getrennt, erstreckt sich ein Gebiet, dessen Natur und Bevölkerung

im entschiedensten Gegensatz zu dem Heimischen und Gewohnten stehen. Ein Klima, das sich dem tropischen nähert; ein Boden, der alsbald zur Wüste übergeht; in Pflanzen- und Thierreich ganz eigenthümliche Formen und Geschlechter; die Menschen endlich nach Religion und Staatsverfassung, nach Lebensweise und Sitte im Größten wie im Kleinsten gänzlich von uns verschieden — alles das tritt als eine fremde Welt dem Reisenden in Nord-Afrika entgegen, und ruft bei jedem Schritte die freudigste Ueberraschung, das anregendste Staunen in ihm hervor.

Möchte der freundliche Leser, der mir auf meiner Wanderung in das Innere von Algerien folgt, wenigstens annähernd den reichen Genuß und die tiefe Belehrung empfangen, welche mir jene Reise zu einer unvergeßlichen gemacht! — Nicht bloße Schilderungen biete ich; sondern getreu dem Worte Spinoza's: weder weinen, noch lachen, sondern verstehen — suchte ich die mannichfachen und fremdartigen Erscheinungen durch ihren Zusammenhang unter einander und mit der Geschichte zu ergründen und zu erklären.

Ist mir solches einigermaßen gelungen, so erhält der Leser in dem engen Rahmen meiner Reise die Perspektive auf den ungeheuren Horizont des Morgenlandes, und

trägt statt bunter Notizen ein wirkliches Stück Erkenntniß von dannen. —

Es mag befremden, daß ich die Beschreibung meiner vor sechs Jahren unternommenen Reise erst jetzt veröffentliche. Allein in der ersten Zeit verhinderte langwierige Kränklichkeit die Vollendung meines Berichtes; und später schreckte mich gerade die Verspätung. Nur das Drängen einsichtiger Freunde bestimmte mich schließlich doch zur Herausgabe. Sie hoben hervor, daß ein großer Theil meiner Reise noch niemals beschrieben worden, und daß sich überhaupt in den Verhältnissen Algeriens seit sechs Jahren nur Unwesentliches verändert habe. Zu den hundert früheren Experimenten der Franzosen sind inzwischen vielleicht zehn neue gekommen — aber von wirklichen Erfolgen ist nichts zu bemerken. Die Franzosen verstehen sich einmal nicht auf das Colonisiren*).

Auch die verdienstvollsten Reisebeschreibungen leiden nur zu häufig an einem Fehler, der wie ein Schleier alle sonstigen Vorzüge zudeckt: sie sind eintönig und

*) Hierüber, sowie über die wirthschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen, habe ich mich schon früher in einer kleinen Schrift ausgesprochen: Skizze der volkwirthschaftlichen Zustände von Algerien. Mit Rücksicht auf die deutsche Auswanderung. Göttingen, G. F. Wigand. 1857.

trocken. Gerade meine Wüstenreise hat mich vor diesem Fehler gewarnt; ich erfuhr es, wie frische Quellen und schattige Dasen erquicken, und habe mich bestrebt, durch ähnliche Abwechslung auch den Unterhaltung suchenden Leser zu befriedigen.

Berlin, den 6. December 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.



Seite

I. Von Algier nach Numale 1

Austritt von Algier. — Vorstadt Mustapha. — Landschaft um Algier. — Jardin d'essai. — Küste von Algerien. — Vegetation der Küste. — „Ortschaft“ Kuba. — Der „Kleine Atlas.“ — Colonisation der Metidscha. — Türkenherrschaft. — Dorf l'Arba. — Arabische Märkte. — Gurbi-Weiler. — Romadischer Ackerbau. — Die arabische Sprache. — Anhäufung der Gurbi. — Rücken des Atlas. — Der Wirth von Sachamudi. — Preise der Lebensmittel. — Arabische Abhärtung. — „En caracolet.“ — Wirthshaus zu Lablat. — Weinbau in Algerien. — Das Jffer-Thal. — „Les Frènes.“ — Frohndienst für den Kaid. — Der „Große Atlas.“ — Handmühlen der Araber. — Felsendurchbruch. — Einzug in Numale.

II. In Numale 32

Auzia und Ssur-Ghoslän. — Ortsbenennungen. — Besuch beim Oberst d'Argent. — Ein junger Capitän. — Französische und deutsche Mannszucht. — Die Zuaven. — Die Turkos. — Die Reges als Soldaten. — „Officiers de l'école.“ — Demokratische Beförderung. — Turko-Fest. — Der vierte Gast. — Echt englisch. — Lazareth und Klima. — Doktor und Sergeant. — Förderung des Islam. — Römische Alterthümer. — Gemse und Gazelle. — Stamm und Chalifat. — Chalifat der Mokrani. — Widerstand der Kabylen. — Der orientalische Krieg. — Bureau arabe. — Französische Verwaltung. — Besteuerung der Eingeborenen. — Tabak-Prämie 58

Die Religionen im Handel. — Die Muhammedaner. — Die Juden. — Nationale Geschäftstheilung. — Buntes Treiben. — Verkümmern der Mauren. — Nur Garnisonstadt! — Die Spahis. — Männer-Kleidung. — Der Burmus für Alles. — Mekka-Pilger. — Hadshi und Paradies. — Vorzüge der Spahis. — Algerien die französische Kriegsschule. — Maghssen und Ghum. — Ausrottung der Räuberei. — Tannenbaum und Palme. — Ein Salon in Numale. — „Madame.“ — Hannibal und Abd-el-Kader. — Der neue Saladin. — Mein bestes Nachtquartier.

III. Die Große Kabylie 81

Unsere Karavane. — Abschied von Numale. — Römische Sklavenhöfe. — Der Dschurdschura. — Web-es-Sahel. — Küste der Kabylie. — Arabischer Gesang. — Volkslieder. — Waffen der Kabylen. — Algerische Begrüßung. — Ein Gurbi-Posten.

— Sicherheit vor den Kabylen. — Schnelle Justiz. — Arabische Bittstellerin. — Beim Kaid Budan. — Intuition auf der Reise. — Homerischer Schmaus. — Kuskuflu. — Speise-Ceremonie. — Algerische Lebensweise. — Deutsche Fröhlichkeit.	102
Kaid Budan. — Die Namen mit „Bu.“ — Stürmischer Ritt. — Die Europäer in fremden Welttheilen. — Ruheplatz am Wed-Sabel. — Feigen oder Dateln? — Veränderung der Landschaft. — Kabyliche Dörfer. — Concentrirung der Wohnplätze. — Verschiedenheit der Kriegsführung. — Bordsch-Beni-Manssur. — Statistik der Kabylien. — Besagung des Forts. — Beni-Melikefch. — Beni-Abbes. — Geschichte der B.-Abbes. — Bu-Baghla's Ende. — Aussicht vom Fort. — Dschurdschura und Kaukasus. — Dorf B.-Manssur. — Stamm B.-Manssur. — Verdächtige Botschaft	124
Sitten und Zustände der Kabylen. — Falscher Naturzustand. — Almorabithen und Almohaden. — Innere Zwietracht. — Politik der Geistlichkeit. — Die Sausage. — Einfluß der Marabus. — Der Anaja. — Kabyliche Demokratie. — Kabylien und Schweiz. — Allgemeiner Kriegsdienst. — Strafrecht. — Hehlerei. — Verwilderung der Berbern. — Verfall der Araber. — Die orientalische Frage. — Große Aussichten.	

IV. Bibân und Medschana 142

Wed-el-Bibân. — Bab-Seghir. — Rastheit der Felsen. — Einst und Jetzt. — Natürlicher Canal. — Schwefelquellen. — Verirrt! — Bei Kaid Achmed-el-Mokrani. — Erstickender Rauch. — Fürst und Bauer. — Einkünfte der Mokrani. — Schätze der Mokrani. — Arabische Bewirthung. — Schwierigkeit des Schreibens. — Fürstliches Nachlager	157
Bordsch-Bu-Ariridsch. — Die Berber-Pferde. — Preise der Pferde. — Abhängigkeit der Pferde. — Geberwald. — Das neue Chaos. — Schl. der Thronenreiche. — Die beiden Spahis. — Die Kleine Kabylien. — Römer in der Kabylien. — Schlechte Karten. — Wiederfinden. — Afrikanische Reisende. — Der Steinmetz von Ulu. — Der Goldschmied von Medea. — Prejaisches Khalifat	173
Aufbruch von Bordsch. — Das wahre Binnenland. — Ursachen der Wüstenbildung. — Das Nomadenthum. — Musikalischer Empfang. — Zelthäuser. — Vorträge der Nomaden. — Politischer Zustand. — Sidi-Alli-bel-Chir. — Die arabischen Frauen. — Die Pilgerwitwe. — Wortverzeichnis. — Gespräch mit Achmed. — Arabische Satyre. — Das Lied vom Herrn Kaid. — Die Graciosos. — Die Maulthiertreiber. — Vermietten der Lastthiere	191
Bewirthung der Gäste. — Einfluß der Gastfreundschaft. — Wallfahrt nach Mekka. — Bedeutung der Wallfahrt. — Andacht und Handel. — Mekka-Teppiche. — Steiniges Thal. — Bordsch-Medscheb. — Zweifelhafte Haus. — Steppen-Region. — Salzseen. — Gliederung des Landes. — Herodot's Angaben. — Callust's Berichte. — Der Engpaß des Wed-Kjob. — Ankunft in Msila. — Ein Matrose aus der Sahara. — Der Kaid von Msila. — Typus eines Despoten. — Taleb und Doctor.	

V. Msila und Bu-Isada 212

Geburtstag in der Dase. — Lage von Msila. — Besuch der Stadt. — Bauart der Häuser. — Kubbas und Moscheen. — Eine Stadt ohne Laden. — Leder-Industrie. — Statistik von Msila. — Despot und Ascet. — Gärten der Dase. — Aussehen der Msilaner. — Unsichtbarkeit der Msilanerinnen. — Im Remonte-Hof. —	
--	--

Eintreffen der Bagage. — Ein zärtlicher Vater. — Einnahme von Misla. — Leichte Beherrschung der Sahara. — Bellum Jugurthinum. — El-Hodna. — Schott-es-Saïda. — Zahlreiche Zeltlager. — Das Kameel. — Fata Morgana. — Der Kaufmann von Bu-Sjada. — Wed-el-Scheläl. — Im Schlamm! — Leuchthurm der Steppe. — Karavanferai Banjun. — Der Erwählte dreier Nationen 241

Früh Morgens! — Echter Wüstenfand. — Dase der Glückseligkeit. — Kleines Dafen-Mädchen. — Folgen der Früh-Heirath. — Ihr Einfluß auf die Männer. — Keine Jugend im Orient! — Aussicht auf eine Fantasia. — Fort von Bu-Sjada. — Chlil als Gentleman. — Bewässerung der Gärten. — Im Palmen-Flusse. — Palme und Besen. — Sylveiter in der Dase. — Das große Kaffeehaus. — Arabische Tänzerinnen. — Ein sinnreicher Oberst. — Tanzende Jüdin. — Prostitution in der Sahara. — Malthussisches Gesez. — Marktverfehr. — Innere Stadt. — Bedeutung Bu-Sjada's. — Mittelpunkt des Landes. — Abgaben und Tagelohn.

VI. Das südöstliche Hodna 267

Gefahr eines russischen Sattels. — Südrand des Schott. — Duar Er-Kumana. — Jagd auf Hasen. — „Jagd auf Löwen.“ — „Ende des schwarzen Löwen.“ — Dichtung und Wahrheit. — Beduinische Speisekarte. — Der erzählende Greis. — Die Wüste als Wiege der Einheits-Religion. — Natürlicher Zusammenhang. — Geistesrichtung der Wüstenhirten. — Einfluß auf die Poesie. — Der Erobus als National-Epos. — Jüdische und griechische Poesie. — Thal und Duar Homanijje. — Kameelherde. — Wüstenhal. — Der ausgezogene Stamm. — Eine Illumination in der Wüste. — Duar der Beni-Sliman. — Zicklein oder Hammel 289

Trauriger Ritt. — Enges Dbdach. — Kleidung der Beduininnen. — Die Schöne des Zeltes. — Macaroni d'Afrique. — Wirthschaftliche Zustände. — Dase Munkal. — Drei Scheiche. — Die Futter-Frage. — Gärten von Mdufal. — Artesische Brunnen. — Das Innere des Dorfes. — Verfall der arabischen Heilkunst. — Vernachlässigung der Mauren. — Hindernisse der Volkszunahme. — Arbeiten der Beduininnen. — Weitere Arbeiten. — Die Viehe als Erleichterung. — Hinterben der Kinder und Schwachen. — Heilsame Folgen der Uebervölkerung. — Der junge Marabut. — Erblichkeit der Priestervürde. — Das Gegentheil im Occident 312

Aufbruch von Mdufal. — Gänzliche Einöde. — Natürliche geologische Karte. — Flucht der Züherer. — Aussicht auf die Sibân. — Sudan und Gätulien. — Wed-el-Kântara. — Nähe der Sahara. — Wichtigkeit der El-Kântara-Straße. — Dase El-Mtaja. — Verwüstung der Dase. — Mangel an Gerste. — Die französischen Karavanferais. — Römische Inschrift zu El-Mtaja. — Ebene von El-Mtaja. — Mein Plan für die Sibân. — Verhältniß zu den Reisegefährten. — Lagerfeuer vor Biscara. — Ankunft in B. — Ein Fremden-Legionär. — Einmal wieder im Bette!

VII. In Biscara 334

Ausblick von Biscara. — Aufbruch der Reiterei. — Die Kasbah. — Statistif der Sibân. — Palmen und Menschen. — Abgaben. — Klima von Biscara. — Erzeugnisse. — Haschis und Henna. — Das römische Biscara. — Blüthe des arabischen Biscara. — Besetzung durch die Franzosen. — Bohrung artesischer Brunnen. — Abschied von Chlil und den Spahis. — Versuchs-Garten. — Anbau von Indigo. — Abschied von den Gefährten. — Erkrankung. — Das französische Biscara. — Collecte für Jerusalem. — Jüdische Disputanten. — Ein Kuloglu. — Die Dattel-Palme. — Dattel-Ernte. — Dattel-Handel. — Dattel-Preise. — Gärten von Biscara. — Reges-Stilleben. — Ackerbau in der Dase.

VIII. Von der Wüste zum Meere 364

Abreise von Biscara. — Verhandlung mit dem Spahi. — Dschebel-Melh. — Der Deserteur. — Geschichte des Deserteurs. — Ankunft in El-Kántara. — Letzter Morgen in der Sahara. — Eingang des Engpasses. — Rückblick auf die Oase. — Kriegerische Staffage. — Schlucht von El-Kántara. — Römer-Brücke. — Inschriften bei El-Kántara. — Veränderung des Klimas. — Hochland am Bed-Ksur. — Karavanferai von Ksur. — Römische Heerstraße. — Der Lentistenbaum. — Verkehr zur Römerzeit. — Ankunft in Batna 384

Ausflug nach Lambessa. — Die Juni- und December-Deportirten. — Ruinen-Stadt. — Praetorium. — Circus, Triumphbogen und Tempel. — Ungestörter Eindruck. — Die Stadt Batna. — Statistik von Batna. — Ritt nach Ain-Zatut. — Schauja-Frühstück. — Minimum der Bedürfnisse. — Ein Nachkomme der Vandalen. — Wirthshaus der Seen. — Pachthof Ain-Bep. — Constantine. — Philippeville und Stora. — Abschied von Afrika.

Erläuterungen.

1) Die dem Buche angefügte Karte macht keinen Anspruch auf Selbstständigkeit und Genauigkeit der Details, sondern ist von mir nach den besten Hilfsmitteln entworfen, um den Lesern, die keine umfangreiche Original-Karte von Algerien besitzen (jedemfalls die große Mehrzahl), zur allgemeinen Orientirung zu dienen. Zumal die Gebirge sind daher nur ihren Hauptrichtungen nach verzeichnet. Die beste mir bekannte Karte von Algerien ist die von Dufour, Paris 1857, nach den Aufnahmen des Generalstabs ausgeführt.

2) Das Titelbild zeigt im Durchblick durch ein maurisches Thor die Stadt Algier mit dem Hafen von Osten gesehen. Die stehende Figur ist ein Turko, die kauernde ein Araber.

3) Die Bignette über dem I. Kapitel enthält eine Zusammenstellung algerischer Natur- und Kunstzeugnisse. Von Pflanzen sieht man die indische Feige, die Alos und Blätter der Banane; von Waffen den maurischen Yatagan mit getriebener Silber-Scheide, und die kabyllische Flissa mit geschnitzter und bemalter Holz-Scheide; beide nur wenig gekrümmt, und mit kurzem Griff ohne Bügel. Die lange arabische Flinte mit Steinschloß und eisernem Lauf, sowie die ähnlich beschaffene Pistole sind bekannt. Das Lederwerk besteht aus einem reich verzierten, türkischen Sattel mit kurzem Steigbügel, nebst Zaum und Bügel, und einer Mslaner Reisetasche. Auf dem Steine endlich liest man in arabischer Schrift den einheimischen Namen von Algier: Al-Dschesair (die Inseln; da die Stadt ursprünglich auf solchen gelegen).

4) Die Ansicht von Bugia zeigt im Hintergrunde das Dschurdschura-Gebirge.

5) Die letzte Ansicht zeigt Constantine von der halben Tiefe der östlichen Schlucht aus. Die Brücke über den Abgrund, El-Kantara genannt, ist bis auf den obersten Theil, den ein Bey erneuerte, ein alter Römerbau; Constantine wird allgemein für das alte Cirta, die Hauptstadt Numidiens, gehalten. Rechts oben liegt die Kasbah; der natürliche Damm, auf dem die Chaussee in die Stadt eintritt, befindet sich gerade auf der entgegengesetzten Seite, nach Westen.

6) Uebersetzung der römischen Inschriften (so weit dieselben verständlich und von Interesse sind):

S. 326. „Die Imperatoren Cäsaren Marcus Aurelius Antoninus und Lucius Aurelius (Verus), die Germanischen, Sarmatischen, Tapfersten, haben das durch Alter zusammengestürzte Amphitheater von Grund auf wiederhergestellt, durch die 6. Cohorte (die Commagenische?)“ . . . (Folgen die Namen der dabei theilhaftigen Befehlshaber.)

S. 377. a. „Mercur dem Hehren heilig, zur Wohlfahrt.“ (Sehr passend für eine Brücke, die den größten Theil des Handels zwischen der Sahara und Klüste vermittelte.)

b. „Dem Imperator Cäsar Publius Aelius Hadrianus (und) dem Kaiser Antoninus Pius, Oberpriester, Tribun zum 21., Imperator zum 2., Consul zum 4. Male, unter dem kaiserlichen Legaten Imatuecius Fuscinus, die dritte kaiserliche Legion.“ (Diese, sowie die vorhergehende und folgende Inschrift sind nach Dr. Guyon copirt, und kann ich die volle Gewähr dafür nicht übernehmen. So z. B. fängt diese Inschrift bei Guyon mit einem P. an, während ich, gewiß mit vollem Recht, IMP. dafür eingesetzt habe.)

S. 389. „Dem Aesculap und der Wohlfahrt der Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus, Kaiser (und) Oberpriester, und der Imperator Cäsar Lucius Aurelius Verus, Kaiser.“



I.

Von Algier nach Aumale.

Auf dem Gouvernements-Platze zu Algier traf ich in der Frühe des 21. Decembers 1855 mit meinen Reisegefährten, einem Gutsbesitzer und einem Officier aus Mecklenburg zusammen. Geleitet von unserm maurischen Diener, begaben wir uns durch die noch stille Arkadenstraße Bab-Asun nach der gleichnamigen Vorstadt, wo die gemietheten Lastthiere uns erwarteten. Pferde zu dem dreitägigen Ritt nach Aumale hatte uns der einzige Vermiether in Algier rundweg abgeschlagen, mit dem Bemerkten, er habe seine Pferde nicht, um sie auf ungangbaren Wegen untkommen zu lassen. So mußten wir von verschiedenen Mauren und Arabern vier Maulthiere zusammenmiethen, und auch das hielt noch schwer, da der Waarentransport diese Thiere gerade sehr in Anspruch nahm. Der ungewöhnlich hohe Miethpreis betrug 10 Francs für jedes Thier und jeden Tag.

Wir fanden unsere vierfüßigen Begleiter in einem halb zer-

fallenen Stalle, von echt arabischem Charakter, und eine solche Menge Eingeborene tummelte sich darin und daran herum, als gälte es die Ausrüstung eines ganzen Heerzuges. Endlich kamen auch unsere Träger. Nun ging's hastig an das Bepacken der Thiere; drei von ihnen erhielten die landesüblichen Doppeltaschen, aus Palm-Matten, in welchen unsere Kleidungsstücke, Küchensachen, Mundvorräthe zusammt dem Futter möglichst gleichmäßig untergebracht wurden. Die beiden Mecklenburger und Ehli, unser Dolmetscher, nahmen mit vieler Mühe ihren Platz über den strotzenden Taschen, während ich für heute das unbeladene Maulthier bestieg. So ging es endlich um 8 Uhr vorwärts. Kaum kann man sich etwas Komischeres denken, als unseren Aufzug. Wir drei Europäer trugen über unsere heimische Kleidung einen schwarzen Burnus von grobem Zeuge mit Kapuze, rothseidener Einfassung und desgleichen Troddeln — ein Kleidungsstück von solcher Länge, daß es außer uns noch den ganzen hinteren Bau unserer Maulthiere bedeckte. Ueber den Schultern trug jeder seine Doppelflinte, zugleich zur Jagd und zur Wehr gegen etwaige feindliche Angriffe. Unsere Beine hingen vorn am Halse der Thiere herunter; sie über die breiten Taschen zu strecken, wäre wohl selbst einem Kunstreiter auf die Dauer unmöglich geworden. Meine beiden Reisegefährten waren außerdem von ungewöhnlicher Größe, so daß sie mit geringer Mühe ihr niedriges Lastthier zu einem sechsbeinigen hätten machen können. Die Beine gewährten übrigens den größten Nutzen durch ihre unausgesetzten Pendelbewegungen gegen den zwischenliegenden Hals; ohne diese wären wir kaum von der Stelle gekommen. Zum Trabe, selbst zum allerjanftesten, waren die phlegmatischen Thiere durchaus nicht zu bringen.

Unser Ehli, ein junger Maure aus der Stadt, der auf der Straße von seinen fremden Spielkameraden das Französische meisterhaft gelernt, und daher die Würde eines Dragoman für

uns bekleiden sollte, gewährte auf seinem Thiere die ergößlichste Erscheinung. Ein Gesicht, so grob, als wäre es aus Holz gehauen, eine weit vorstehende Nase, auf dem kahlgeschorenen Kopfe eine kleine rothe Schaschia mit blauer Troddel; seine kurze Gestalt in maurischer Kleidung durch einen alten europäischen Paletot halb verhüllt — so unternahm der Treffliche seine erste Reise. Die behagliche Ruhe seines gnomenhaften Gesichts drückte keine Ahnung von den herben Prüfungen aus, die dem Armen bevorstanden. Zwei einheimische junge Männer in ärmlicher Landestracht schritten mit langen Stöcken als Treiber der Thiere hinter uns her, der eine der Herr, der andere der Diener. Sobald der „Herr“ sich müde fühlte, so nahm er einen winzig kleinen Esel, der uns begleitete, beim langen Ohr, und schwang sich auf seinen scharfen Rücken; die Tragkraft des Thieres und die Sitzkraft des Mannes sind mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben.

In solchem Aufzuge bewegten wir uns die breite Isly-Strasse hinab, über den Isly-Platz, den ein Denkmal des Marschalls Bugeaud ziert, des Siegers von Isly. Ein bedeutender Marktverkehr mit ausschließlich arabischen Verkäufern belebte ihn, wie alle Morgen; die Drangen von Blida, und ein hoher, breiter Hut aus Flechtwerk mit Straußfedern bedeckt, wie ihn die Häuptlinge der Sahara tragen, fielen mir unter den Waaren besonders in die Augen. Als bald befanden wir uns auf der großen Straße der Vorstadt Mustapha-Pascha, die sich weit an dem Ufer der Bucht entlang zieht, und fast nur aus Wirthshäusern, Cafés, Schmieden und Kasernen besteht, wie leider so viele Orte, welche die Franzosen in Algerien gebaut haben. Da es die Tage zuvor heftig geregnet hatte, so bedeckte fußhoher Koth die ganze Straße; und wenn die Kameele wirklich für den Sand der Wüste geschaffen sind, so konnten sich die wenigen, die uns begegneten, hier unmöglich in ihrem Elemente fühlen.

Endlich gelangten wir aus der doppelten Reihe profaischer Häuser hinaus in's Freie, wo die afrikanische Natur in vollem Glanze vor uns lag. Zur Linken die düstere, hochgehende See, zur Rechten der sanfte Hügel, bedeckt von grünenden Gärten und weißen Landhäusern; die goldenen Früchte der Orangen, und die weißen Flocken in den schwarzen Kapseln der Baumwollenstaude stachen ab gegen das glänzende, regenerirte Grün, das den ganzen Boden umkleidete. Der trübe Himmel klärte sich allmählig auf; das alles, und der frische Hauch, den uns das wogende Meer gleichsam zum Abschiede zusandte, erfüllte meine Brust mit unsäglichem Entzücken, mit freudigster Wanderlust; der träge Maulesel ward zum geflügelten Zauberroß, das mich windeschnell in das ersehnte Palmenland trug!

Allein so rasch ging es in Wirklichkeit nicht. Wir erreichten die schöne Stelle, wo dem großen Versuchsgarten das Platanen-Café gegenüber liegt. Die Regelmäßigkeit Europas und die malerische Unordnung des Orients stehen sich hier in bezeichnender Weise gegenüber. Rechts ein Paar niedrige, aber blendend weiße Hütten, beschattet von riesigen Platanen, erfüllt und umgeben von einem Gewimmel buntgekleideter Mauren, brauner Araber und struppiger Lastthiere, die an einem Brunnen mit sinniger Inschrift getränkt werden. Links ein langes Eisengitter, durch welches der Blick auf gradlinige, wohlbekieftete Gänge und quadratische Beete fällt; auf das große Haus des Garten-Inspectors, und die gläsernen Treibhäuser.

Allein nur die Form dieses Gartens ist echt europäisch. Seinen weiten Raum füllen fast ausschließlich afrikanische, asiatische, amerikanische Gewächse. Da sieht man ganze Felder breitblättriger Bananen, niedriger Baumwollensträucher und ungestalteter Kakus, auf welchen letzteren die Cochenille-Thierchen sich zu Tausenden entwickeln. Die glatten Stengel des Bambus streben fahngleich zu wunderbarer Höhe empor; um sie her

starren die stacheligen Aloës in den verschiedensten Formen und Farben, wachsen Kaffee- und Cacaobäume. Den fremdartigsten Eindruck macht die Haupt-Allee, wo die Dattel- und die Fächerpalme abwechselnd die Einfassung bilden und riesige Strauße frei einerschreiten. Zu den südlichen Nutzpflanzen gesellen sich bescheiden die europäischen Fruchtbäume in weiten Baumschulen. Tritt man aber in den Hain, in der Nähe der Gärtnerwohnung, so zeigen sich dem überraschten Auge hundert nie gesehene Bäume und Sträucher, deren herrliche, oft purpurrothe Blüten den Winter völlig vergessen machen.

Nicht umsonst verweile ich so lange bei dem Versuchsgarten von Algier, obwohl wir jetzt nur daran vorüberreiten. Denn der „Jardin d'essai“ ist mehr als ein bloßes Bild des algerischen Landbaus im kleinen systematischen Rahmen — er veranschaulicht vielmehr das hochgesteckte Ideal, an dessen Erreichung noch manches Menschenalter wird arbeiten müssen. Der Besucher der großen Industrie-Paläste zu Paris erinnert sich, als einer wahren Trophäe, der Landbau-Ausstellung von Algerien, fast in der Mitte des Annex-Gebäudes. Hatte er bis dahin jene Colonie für ein dürres, barbarisches, unproduktives Land gehalten, nur bestimmt, das Silber und das Blut der eindringenden Franzosen zu verschlingen — so stand er hier plötzlich vor einer wahrhaft tropischen Fülle der alleredelsten Produkte, der reichsten Schätze von Asien und Amerika. Wie sollte er diese Erscheinung mit jenen eingewurzelten Vorstellungen vereinbaren?

Der Schlüssel zu dem Räthsel ist eben der „Jardin d'essai“, der gleichsam als Notabler, in großer Gala, mit Ausbreitung seines ganzen Reichthums die Colonie vertreten mußte. Nun läßt sich nicht leugnen: lägen alle Grundstücke so günstig, besonders so warm und so feucht, hätten alle über so viele und so gelehrte Arbeiter und Aufseher, über so vollkommene Geräthe und so reichliche Düngung zu verfügen, wie der Versuchsgarten,

so wäre Algerien Ost- und Westindien zusammengenommen; für Zucker und Kaffee, für Reis, Cochenille, Cacao, Indigo, Baumwolle, Seide und wohl gar für Gewürze würde sich ein weites Terrain darbieten. Da jene Voraussetzungen aber Chimären sind, so werden noch lange die Erzeugnisse des Versuchsgartens den Landbau Algeriens so wenig charakterisiren, wie etwa den Landbau der Mark Brandenburg die Erzeugnisse eines Berliner Treibhauses.

Der Küstenstrich von Algerien hat eine höhere mittlere Temperatur, als selbst die algerische Sahara, geschweige denn die Gebirge und Hochebenen des Atlas, wo im Winter der Schnee nicht selten liegen bleibt. Die Sahara ist im Sommer viel wärmer als die Küste, aber im Winter bedeutend kälter. Mit Ausnahme der Oasen etwa hegt die Küste auch die größte Feuchtigkeit, und daher die üppigste und kräftigste Vegetation. Leider nur ist dieser begünstigte Strich außerordentlich schmal da die Bergzüge in beträchtlicher Höhe sich dicht am Meere erheben. Die Bläue des Mittelmeers, die mannichfaltigen schönen Formen und Abstufungen der Berge, die so verschiedenartige und so üppige Pflanzenwelt erheben die Küste auch landschaftlich zur schönsten Gegend des Landes, wenn auch nicht zu der interessantesten.

Die Vegetation des südlichen Europas vereinigt sich hier gar seltsam mit den Pflanzen der tropischen Erdtheile. Die schnellwuchernde, stachelige indianische Feige, vom Kaktusgeschlecht, bildet die Hecken, zugleich Schutz und saftige Früchte bietend, die in großer Zahl das dicke Blatt umgeben. Dieselbe Pflanze wird im Innern der Gärten sehr hoch und baumartig. Auch die derbe Aloë mit dem riesigen Blüthenstengel trifft man überall, als wäre sie dem afrikanischen Boden entsprungen. Und doch stammt sie, wie der Kaktus, erwiesenermaßen aus Amerika. Sie und da erhebt sich die größte Zierde der Landschaft, die wunderbar

schlanke Dattelpalme, zu bedeutender Höhe, gleichsam ein Vorposten der hinterlagernden Sahara. Auch der Baumwollstrauch findet sich nicht selten in den Feldern der Küste, natürlich nur durch die Pflanzung und Pflege der Menschen, wie alle die nützlichsten Pflanzen der Erde. Die Banane mit ihren milden, mehligten Früchten ist wohl noch auf den Versuchsgarten beschränkt. Von den Bäumen Europas dagegen bedeckt der Delbaum in wildem Zustande große Flächen, und erreicht eine Höhe und Breite, die man in der Provence nicht kennt. Der Orangenbaum muß cultivirt werden, und wird es nur an wenigen Stellen, auch kommen seine Früchte den südeuropäischen nicht gleich. Unser Feigenbaum ist häufiger; der Maulbeer- und Kastanienbaum aber nur ganz vereinzelt.

Die wenigen Gehölze bestehen aus immergrünen Eichen, aus wilden Delbäumen, aus Thujas mit schönem Holze, und andern, welche aber sämmtlich sehr niedrig bleiben. Der größte Theil des unangebauten Bodens, besonders der Berge, ist nur mit Buschwerk und Gestrüpp bedeckt, das um so verkrüppelter und zerstreuter wird, je mehr man von der Küste in's Innere dringt. Dies ist der Hauptmangel der landschaftlichen Schönheit Algeriens; es giebt dem Lande einen dünnen einförmigen Anstrich. Bei dem fruchtbaren Boden sollte man annehmen, daß die Hand des Menschen die ursprünglichen Hochwälder vernichtet, wie in manchen Ländern des südlichen Europa. Allein schon Sallust berichtet in seiner ausnehmend kurzen Beschreibung, daß die nordafrikanische Küste dem Baumwuchs ungünstig sei. Vielleicht tragen die heißen Wüstenwinde die vornehmliche Schuld. Das Schlimmste ist unbedingt der Mangel und die ungleiche Vertheilung der fließenden Wasser. Nicht nur giebt es keine größeren Flüsse zum Wassertransport, sondern auch die Bewässerung und die Beschaffung des dem Menschen nützlichen Wassers ist häufig unzureichend. Dieser Umstand ist von der

allergrößten Wichtigkeit; er bietet einen Theil der Erklärung, warum der Nordrand von Afrika in seiner größten Ausdehnung niemals ein selbstständiger oder auch nur dauernder Sitz der Cultur gewesen ist.

Wir wandten uns bald von der Küste gegen Südosten, und schlugen einen arabischen Seitensteg ein, der steil genug den Abhang des Sahel hinanföhrte. Hier stiegen wir ab, mehr aus Rücksicht auf unsere gequälten Sitzflähen, als auf die Thiere, und gelangten allmälig auf die Höhe des Hügelszuges, der in östlich abnehmender Breite und Höhe das Gestade von der großen Ebene Metidscha scheidet, und das Sahel von Algier genannt wird. Bei einigen großen europäischen Häusern erreichten wir die Straße wieder. Es war dies die „Ortschaft“ Kuba, die aus einem Gasthaus mit Café, einer Schmiede, und etwa einem Laden besteht. Die Häuser sind, wie die meisten Colonisten-Gebäude, höchst einförmig und profaisch; keine Veranda mit schattendem Laubdach, keine Altane, keine flachen Dächer, noch irgend welche Zierlichkeit, welche die maurischen Landhäuser um Algier so auszeichnet. Trotz ihrer Massivheit kann man sich kaum enthalten, wie jener Soldat beim Anblick der stattlichen Kirche eines kleinen Dorfes, zu fragen, ob jene Häuser wohl hier gebaut seien? Sie scheinen in der That durch ein Wunder mitten aus Frankreich hierher geflogen zu sein, so wenig sind sie dem Klima, der Vegetation und dem ganzen Charakter Afrikas angepaßt. Hierin theilen sie freilich nur die Eigenschaft ihrer Erbauer, die sich ebenso wenig zu afrikanischen Colonisten eignen, wie ihre Häuser zu afrikanischen Wohnungen.

Ohne Aufenthalt ging es nun den jenseitigen Abhang hinunter; die klare Luft gewährte einen freien weiten Blick auf die öde Ebene vor uns und die langgestreckte Bergkette, die sie im Süden beinahe gradlinig begrenzt. Diese Bergkette heißt der „Kleine Atlas“, und in der That entspricht sie den Er-

wartungen eines klassisch gebildeten Mannes nur im kleinsten Maße. Welches großartige, absonderliche Bild entwirft die Phantasie von dem uralten Atlas, der das unendliche Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trägt! Selbst das hehre Bild der zackigen Alpen tritt weit zurück gegen diese Vorstellung. Statt dessen zeigt sich der Atlas hier in seiner ersten Parallelkette als ein ziemlich sanftes, mäßig hohes, wellenförmiges Gebirge, nicht unähnlich unserer deutschen Mittelgebirgen; nur daß diese durch den herrlichen Wald, der sie umkleidet, durch die tausend Bäche, die sie durchrauschen, durch die Schlösser, Ruinen und freundlichen Dörfer, mit denen der Mensch sie geschmückt, sich gar vortheilhaft unterscheiden.

Auch in der weiten Ebene zu unseren Füßen erblickten wir nur wenige Spuren des Bewohntseins. Rechts, in weiter Ferne, leuchtete die weiße Häusermasse des freundlichen Blida am Fuße der Berge; noch weiter westlich bezeichnete ein tiefer Schatten die schroffe, romantische Schlucht, welche die Schiffa auf ihrem nördlichen Laufe durch das Gebirge gerissen. Durch sie führt die Straße nach Medea, der früheren Hauptstadt des „Beslits“ Titteri. Sonst bietet die Ebene das Bild einer Einöde; der Ankömmling vergleicht sie wohl mit den Flächen Amerikas, wo eben die ersten Ansiedler ihre Blockhäuser erbauten. Aber er täuscht sich. Die Ebene Metidscha wurde seit Jahrtausenden bebaut, und noch vor dreißig Jahren nannten sie die Bewohner dankbar „die Mutter der Armen“ und sangen in strophreichen Liedern ihre anmuthige Fruchtbarkeit. Die Bedrückungen der Deys von Algier, weit mehr noch die schwankende, schwache, unkluge Politik der Franzosen, die lange Jahre gleichsam wider Willen eroberten, haben die Metidscha verödet. Bis in den Anfang der vierziger Jahre dauerten die beständigen Kämpfe um den Besitz dieser Ebene, trotz des günstigen Terrains, trotz der Nähe von Algier, dem Hauptwaffenplaze des zahlreichen französischen Heeres, trotz der

Leichtigkeit jeglicher Zufuhr. Da konnten die Bewohner nicht bestehen; sie kamen entweder um, oder flüchteten in die geschützteren, wenn auch unergiebigern Berge.

Schon lange vor 1840 bemühten sich die Franzosen, die fehlenden Bewohner durch europäische Colonisten zu ersetzen. Aber die Ueberfälle der Araber allein hätten das Unternehmen vereitelt. Nach vollständiger Unterwerfung der Eingeborenen übernahm die Natur deren Rolle; es schien, als duldete die afrikanische Erde keine fremden Bewohner. Hatte sie den einheimischen Bebauern ihre Frucht in reichster Fülle geboten, so gab sie den Einwanderern zum Lohne ihrer Anstrengung nur Krankheit, Elend und Tod. Tausende dieser armen Menschen, die ihre Heimath, ihre Verwandten und Freunde verlassen in Aussicht auf Wohlstand in dem lockenden Afrika, sahen ihre Kinder und Weiber dahinstreben, und fielen selbst den tödtlichen Fiebern zum Opfer. Ein einziger Flecken nebst einigen Dörfern und Landgütern sind der Erfolg zwanzigjähriger Anstrengungen; der Flecken Buffarik, recht in der Mitte der Metidscha, sieht stattlich und wohlhändig aus, aber jedes seiner weißen Häuser ist gleichsam das Grabdenkmal von mehr Menschen, als jetzt darin wohnen. Auf dem Wege dahin über Birmandreis führt die Diligence an zwei oder drei elenden Hütten vorüber, die von etwas angebautem Lande umgeben sind. Sie heißen allgemein die Fieber-Hütten, weil alle ihre Bewohner nach kurzer Zeit von dieser bössartigen Krankheit hingerafft sind. Dennoch fand ich sie bewohnt; mir war, als sähe ich Leute die unschuldig der Hinrichtung entgegengeführt werden. Und solcher Colonien giebt es sicherlich viele in dieser sumpfigen Ebene.

Das Wetter war so schön geworden, und die Gegend besaß trotz ihrer Nede und Einförmigkeit so viel landschaftliche Anmuth, daß wir kaum ihrer Menschenopfer gedachten, sondern unter heiterer Umschau oder leichtem Gespräche unseres Weges

zogen. Wir hatten einen ziemlich breiten, aber seichten Fluß zu überschreiten, den Harrasch, der aus dem kleinen Atlas kommend, die Ebene von Süden nach Norden durchfließt, und mit Umgehung des Sahel sich in die Bai von Algier ergießt. Obgleich wir auf einer Hauptstraße reisten, war doch weder Brücke noch Fähre vorhanden; wir mußten fast wagerecht auf dem Rücken unserer Thiere liegen, um nicht beim Durchwaten ein Fußbad zu nehmen.

Gegen die Bai zu erblickten wir fortwährend ein großes, viereckiges und weißglänzendes Gebäude, auf einer einzelnen Erhöhung gelegen. Es war die berühmte „Maison Carrée“, ein türkisches Fort, das die ganze Ebene beherrschte, hinreichend wenigstens, um die Abgaben einzutreiben. Mit einer so kleinen Besatzung erreichten die „dummen“ Türken, was den Franzosen lange Zeit mit ganzen Heeren nicht gelang. Freilich sagte den Türken als echten Orientalen der Instinkt, wie andere Orientalen zu beherrschen seien. Ihr Hauptmittel waren die „Razzias“, Ueberfälle bei Nacht und Nebel, die sich von denen der Räuberbanden nur durch den Namen unterscheiden. Kennt man eine kleinasiatische Räuber-Horde von 5000 Mann einen Ddschaf, deren Räuberhauptmann einen Dey, seine Unter-Befehlshaber Beys und Agas, und giebt man ihnen Algier, Medea, Constantine und Oran zu Hauptquartieren, von wo sie auf der einen Seite das Meer, auf der andern das Land nach allen Richtungen brandschagen — so hat man das vollständige Bild der Verfassung nicht nur von Algier, sondern auch von Tunis und Tripolis in den letzten dreihundert Jahren.

Wirklich ging ja die Gründung des Ddschaf von zwei Piraten-Capitänen aus, von den berühmtesten Brüdern Arudsch und Chaireddin Barbarossa, die sich schnell von Halsabschneidern zu Herrschern weiter Gebiete emporschwangen. Man kann ihren Nachfolgern nicht vorwerfen, daß sie den Ursprung ihrer Majestät vergessen: waren die ersten Fürsten aus Räufern hervorgegangen,

so hielten die Nachfolger den Betrieb der Räuberei für ein ebenso wesentliches Recht ihrer Krone, wie andere Herrscher die Unterdrückung der Räuberei. Auch die Wahl und Absetzung der Deys geschah recht räuberbandenmäßig durch Aufruhr und Mord; nur wenige starben eines natürlichen Todes, und in 300 Jahren herrschten 86 Paschas oder Deys nacheinander über das unglückliche Land. —

Wir sahen von Zeit zu Zeit, näher oder ferner, einzelne Colonisten-Häuser: theils groß, stattlich und hübsch, theils, aber viel seltener, ganz von Holz und in elendem Zustande. Doch durchritten wir meist wüstes Saide- und Buschland; nur wenig war angebaut durch die Araber, noch viel weniger durch die Europäer. Um die Mittagszeit gelangten wir in ein „Dorf“; es bestand aus einem großen Plage mit mehreren Häusern, wovon zwei Wirthshäuser: alle ziemlich ansehnlich. Wir ließen hier durch Chlil schönes Weißbrod kaufen; zogen unsere Groschenmesser (eigens für die Reise erstanden) und eine prachtvolle Lyoner Wurst hervor, und ließen im Reiten Brod und Wurst wiederholt unter uns wandern; nicht ohne einige Mühe, die störrischen Maulthiere einander zu nähern. Es war ein ebenso einfaches, als originelles und lustiges Mittagbrod, unter der blauen, heitern Himmelsdecke, und auf lebendigen Sesseln; und das Beste war, man kam dabei vorwärts. — Von Zeit zu Zeit stiegen wir ab, denn das unbequeme Sitzen war auf die Dauer unerträglich; dann vergnügten sich meine Kameraden, besonders Herr v. K., durch Zagen nach Rebhühnern und andern Vögeln.

Je näher den Bergen, desto angenehmer wurde die Gegend, desto schöner das Wetter. Zwei herrliche Palmen-Gruppen, sowie Gruppen von Delbäumen und anderen Bäumen erfreuten das Auge. Näher und näher, am Fuße der Berge, erschien das Dörflein l'Arba mit seinen stattlichen, weißen Häusern und rothen Dächern. Nun trafen wir auch auf mehrere Pflüge, mit Pferden

und Ochsen bespannt und von Colonisten gelenkt. Doch auch hier liegt bei weitem das meiste Land ganz wüst; das Dorf scheint nicht auf den Ackerbau gegründet zu sein. In der That hat es, trotz seiner Kleinheit, ein ganz städtisches Aussehen. L'Arba besteht hauptsächlich aus einer sehr langen, breiten und geraden Straße; eine recht nette Kirche erhebt sich in der Mitte. Unter Andern bemerkte ich den Laden eines „Fabrikanten“ von Ackerwerkzeugen moderner Art, und die große schwarze Aufschrift „Poste aux Lettres“. An solchen Aufschriften war überhaupt großer Ueberfluß; man sieht, daß auch dieser Ort vornehmlich auf die Fremden angewiesen ist.

Der Name des Orts bedeutet im Arabischen den vierten Tag oder Mittwoch, und abgeleitet den Mittwoch's-Markt, endlich auch den Platz, wo ein solcher gehalten wird. Solche Märkte, an bestimmten Tagen der Woche und bestimmten, bewohnten oder unbewohnten Orten sind über ganz Algerien verbreitet. Sie erhalten ihren Namen von dem Wochentage und dem Stamme, in dessen Gebiete sie stattfinden, z. B. Dschema-Beni-Urtilân, der Freitag'smarkt bei den B. U. Der großen Verschiedenheit in der Dichtigkeit und der Beschäftigung der Bevölkerung gemäß ist die Zahl der Märkte ungemein verschieden bei den Arabern und bei den Kabylen. Letztere halten eine erstaunliche Menge, nämlich nicht weniger als 67 bei einem Gebiete von etwa 130 Q.-Meilen und einer Bevölkerung von etwa 370,000 Köpfen. Die weit dünner vertheilten und ausschließlich landbauenden Araber bedürfen dagegen nur weniger Zusammenkünfte; und diese finden meistens in den Städten oder nach den Grenzen der Sahara zu statt, weil der Hauptverkehr mit den Sahariern ist. — Unser l'Arba war ursprünglich ein wüster, unbewohnter Platz, wie merkwürdigerweise so viele Markttorte; nur etwas Wasser in Brunnen oder Quelle ist erforderlich; häufig findet man auch eine kleine Moschee: denn die Märkte sind den Ein-

geborenen heilig. Die Franzosen errichteten dann einen „Camp“ ein Lager, hier und aus diesem ward, wenn auch nicht eine mächtige Stadt, wie aus so vielen Campis der alten Römer, doch ein nettes Dorf, dem der beträchtliche Durchzug von der Hauptstadt nach Numale einigen Verdienst bringt.

Ein halbes Stündchen hinter l'Arba steigt die Straße anfangs ganz allmählig, später jedoch viel zu steil den Abhang der Berge hinan. Man hat die Ebene meistens zur Linken; je höher man steigt, desto weiter, mannichfaltiger und herrlicher wird die Aussicht. Ueber die Ebene hinweg erblickt man die Maison Carrée, die ganze Bai von Algier, das grünende Sahel und daran hinauf das blinkende Dreieck der Hauptstadt. Die Luft war so klar, daß wir trotz einer Entfernung von 4 Meilen die einzelnen Häusergruppen zu unterscheiden glaubten. Nach Westen hin erschienen am Ende der Mitidscha neue Gebirge und der weiße Fleck daran mochte wohl die Stadt Miliana sein. Der Abhang selbst, den wir hinanstiegen, war mit niedrigem Buschwerk bedeckt, wie alle diese Berge, wo nicht gerade gepflügt ist; an mehreren Stellen sahen wir die Büsche schwarz und ohne Laub.

Das Interessanteste aber war ein arabischer Weiler am Bergabhang, der erste, den ich zu Gesicht bekam, obgleich ich nach Medea zu schon einige Tagereisen in's Innere gemacht hatte. Dieser Weiler bestand aus etwa sechs Hütten von Laubwerk, „Gurbi“ genannt, sehr niedrig und schmal, aber ziemlich lang und mit stumpfen Dächern. Sie liegen dicht zusammen; aber nichts in ihrer Umgebung verkündet einen Wohnplatz thätiger, genießender Menschen. Kein Baum, der Schatten und Früchte giebt, kein Gärtchen für annuthige Blumen und wohlschmeckende Gemüse; kein Weg zur Verbindung mit den übrigen Menschen, ja nicht einmal beackertes Feld in der Nähe. Nein, wie der Nomade der Sahara sein Zelt aufschlägt, wo gerade seine Tagereise endet, und einiges Wasser den Durst der Menschen und

Thiere zu löschen vermag: gerade so seht auch der arabische Ackerbauer seine leichte Laubhütte mitten in's häßliche Gestrüpp, wohl, ubi fons, aber nicht, ubi nemus placuit*). Ist ja doch auch seine Wohnung keine beständige; wie der Nomade nach einigen Tagen, so verläßt er sie wenigstens nach einigen Monaten, sobald die Besorgung entlegener Felder, oder die Sicherheit des Lebens oder Eigenthums es gebieten. Die Feldmarken der einzelnen Stammabtheilungen sind nämlich so ausgedehnt, daß jedes Jahr immer nur ein kleiner, der zehnte, wohl gar nur der zwanzigste Theil bestellt wird. Die Unmöglichkeit, eine so extensive Bewirthschaftung von Einem Wohnplatze aus zu versehen, leuchtet ein. Kurz, die Araber Nord-Afrikas sind durch den Ackerbau nicht sesshaft geworden, wie doch fast alle übrigen Völker der Erde; in diesem Einen Umstande liegt die Wurzel einer ganz eigenthümlichen, abnormen Entwicklung. Wahrlich, das schöne Klima, das die festen Wohnungen entbehrlich macht, ist für diese Länder ein wahres Danaer-Geschenk geworden.

Die Straße wurde immer kothiger und unebener, so daß ich meine Unterhaltung mit Ehsil, von dem ich mir die nothwendigsten Worte auf arabisch einprägen ließ, bald aufgeben mußte; gestehe ich nur, daß mir das nicht unlieb war. Unser-eins ist zu sehr daran gewöhnt, die Sprachen aus Büchern zu lernen; das geht jedenfalls schneller, aber dafür bleibt auch die Anwendung wenig haften. Ich hatte mich während der ersten Universitätsjahre viel mit Arabisch beschäftigt, und es bis zu einer großen Fertigkeit im Uebersetzen des Korans und anderer Schriften gebracht. Aber seit mehreren Jahren hatte ich die schöne Sprache ganz vernachlässigt; und wäre ich selbst noch eben so stark darin gewesen, wie damals, als ich in türkische Dienste zu treten beabsichtigte: es würde mir doch wenig

*) Worte des Tacitus von den Wohnungen der Germanen: sie bauen sich an, „wo der Quell, wo der Hain ihnen gefallen.“

geholfen haben. Denn die Sprache des Umgangs hat sich seit den Zeiten Mohammed's außerordentlich verändert, indem sie vor allem die Endungen abstreifte; und die Aussprache ist so eigenthümlich, und nach den verschiedenen Ländern des ungeheuren Sprachgebiets auch zum Theil so abweichend, daß die mühsam eingepprägten Wortklänge für den mündlichen Gebrauch alle Bedeutung verlieren. Form und Wortschatz sollen freilich über das ganze Gebiet sich sehr gleichförmig ausgebildet haben, so daß der Maroffaner vom Gestade des atlantischen Oceans den Syrer vom Ostrand des Mittelmeers und den Mann von Hadramaut am indischen Ocean ohne Schwierigkeit versteht.

Wir holten nach einiger Zeit einen Trupp einheimischer Reisenden ein, deren Aufzug und Aussehen gerade keine Emire verrieth. Es waren arme Kaufleute aus der Gase Biskra, unserm südlichsten Reiseziele. Ihrer vier hatten sie nur drei Maulthiere, so daß zwei Männer auf einem Thiere saßen; nichts Ungewöhnliches in Algerien, obgleich sehr überraschend bei dem dürren, elenden Aussehen der einheimischen Maulthier-Race. Auch die Männer waren häßlich; dem einen fehlte ein Auge. Sie kamen von Algier, und wollten über Misla nach ihrer Heimath zurück; beabsichtigten also dieselbe weite Reise, wie wir. Das Auffallendste war, daß sie kaum Gepäck bei sich hatten; ihre Waaren mußten sehr edler Natur sein, wahrscheinlich Essenzen oder Gewürze. Sie unterhielten sich viel mit unseren Algierern: wie gern hätte ich an der Unterhaltung theilgenommen! Nachdem wir eine Zeit lang gleichen Schritt gehalten, blieben die Eingeborenen mit ihren schwächeren Thieren zurück, und wurden auch ferner nicht von uns gesehen.

Endlich hatten wir den Rücken des Gebirges erreicht, und erblickten nun vor uns ein Gewirr von tiefen Thälern und schmalkantigen, buschbedeckten Bergen: ein voller Gegensatz zu der weiten Ebene, und zu den gerundeten Meeresbussen, die sie

wie eine azurne Kante umfaßten. Wir wandten zum letzten Mal die scheidenden Blicke hinab; dann zogen wir weiter auf dem schmalen, gewundenen Rücken des Gebirgs, fast immer mit der Aussicht auf zwei Haupt- und viele Nebenthäler zu beiden Seiten. Schiefer schien mir das vorherrschende Gestein zu bilden, doch ist er hier von anderer Farbe, als in der malerischen Schiffa-Schlucht. Die Formen der Abhänge sind scharf, zerklüftet, unregelmäßig; die Kanten aber laufen ziemlich horizontal. Ich bemerkte fortwährend viele Weiler von Gurbis, ganz in der Art des oben beschriebenen, und alle etwas über der Mitte der Abhänge gelegen. Da ich weder in der Metidscha, noch in den Gebirgen zwischen Blida und Medea auch nur einen einzigen dieser Weiler erblickt hatte, so erstaunte ich billig über die Anhäufung derselben in der Gegend, über die wir jetzt hinzogen. Dies Erstaunen nahm noch bedeutend zu, als auch in den folgenden Tagen, bis zur Ankunft in der Kabylie, kein einziger wieder sichtbar wurde. Allerdings mochte der hohe Standpunkt der Straße das Entdecken der arabischen Wohnplätze am ersten Tage erleichtern. Aber sicherlich findet in dem Bergland zwischen l'Arba und Sachamudi eine außerordentliche Anhäufung derselben statt, welche höchst wahrscheinlich vor allem dem Kriege zuzuschreiben ist. Denn diese Bergabhänge selbst sind fast ganz unangebaut, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die hier wohnhaften Araber einerseits in der Metidscha, andererseits in der fruchtbaren Gegend jenseit Sachamudi weite Striche bestellen. Es ist anzunehmen, daß außer der Sicherheit auch die Gesundheit sie veranlaßt, ihren gewöhnlichen Wohnsitz in den Bergen, und zwar gerade an der Höhe der Abhänge zu wählen; die Thalsohle pflegt am ungesundesten zu sein, zumal in diesem Lande, wo in den Regenmonaten so häufig Ueberschwemmungen eintreten, und nichts geschieht, um das ausgetretene Wasser schnell wieder abfließen zu lassen.

Aber wie todt und einförmig ist diese ganze Gegend trotz der Anhäufung menschlicher Wohnungen! In unsern Ländern könnte es keinen wundervolleren Nitt geben, als so über den Grat des Gebirges; das Auge würde sich mit Entzücken in die grünen Thalschluchten, zu den waldigen Abhängen hinabsenken. Aber hier tönt kein süßes Geläute weidender Rüche, kein Klang der Glocken von ragenden Kirchthürmen, kein Klappern des Mühlrads, kein Rauschen des stürzenden Baches. Lautlos liegt alles da; denn der Mensch ist hier nicht heimisch geworden; ein gleichgültiger Wanderer verlangt er vom Boden nur den nothdürftigen Unterhalt für die Reise von der Geburt zum Jenseits, zu den „Gärten, von Bächen durchwässert“, welche ihm der Prophet als Lohn seines Glaubens für ewige Zeiten verheißen.

Gegen 4 Uhr erreichten wir einen unförmlichen Haufen elender Hütten aus Holz oder Erde, mit durchlöcherten Strohdächern: die ersten an der Straße, seit l'Arba. Die wenigen Bewohner entsprachen durch ihre Lumpen nur zu sehr diesem trostlosen Orte. Da es schon dämmerte, und wir seit 8 Uhr ununterbrochen geritten waren, so wollten unsere Treiber hier übernachten. Allein dem widersetzte ich mich besonders mit ganzer Entschiedenheit, da die Sicherheit der Straße und der Mondschein den Weiterritt bis zu dem mir empfohlenen Wirthshause zu Sachamudi gestattete. So ging es denn ohne Aufenthalt wieder vorwärts, immer auf dem erhabenen Bergücken entlang. Die Sonne sank prachtwoll unter, die wüsten Berge bei Miliana im fernen Westen mit Rosenfarbe umkleidend. Nicht lange, so warf der Mond seine sanften Strahlen über Berg und Thal, und romantische, feierliche Gefühle zogen ein in meine Brust. Es war ein gar wunderbarer Nitt durch die heitere Stille der Nacht; bald sann und träumte ich, bald plauderte ich mit meinem jüngeren Gefährten von lieben, heimathlichen Dingen. Wir kamen nach einander an zwei erbärmlichen Herbergen vorüber, vor

denen Karren und Pferde standen; endlich, etwa um 7 Uhr, erreichten wir das ersehnte Sachamudi.

Zu unserm nicht geringen Erstaunen wurden wir mit Scheltworten empfangen; freilich galt es nicht uns, sondern unsern Treibern, daß sie die Thiere bis dicht vor das Haus geführt, wo dieselben die jungen Baumpflanzungen beschädigten. Nur mit Mühe gelang es uns, den Wirth, einen ausgedienten französischen Sergeanten, zu beruhigen; er häufte alle möglichen Schmähungen auf die Araber, auch nachdem sie schon längst entfernt waren. Der arme Mann schien mit der ganzen einheimischen Race in beständiger Fehde zu leben; worunter er jedenfalls mehr litt, als jene. Denn während ihm vor Zorn der Kopf anschwell, antworteten unsere Treiber mit einem ruhigen lakonischen: *Schiantifik*, welches possirliche Wort seine Wuth bis an die äußerste Grenze trieb. Dieser Ausdruck, fast wie das edle französische *scientificque* klingend, bedeutet ganz etwas anderes, nämlich ein grobes „das ist mir ganz Wurst“, und ist ein Liebling der Eingeborenen.

Das Gastzimmer war geräumig, aber niedrig, und nur mit rohen Tischen und Bänken ausmöblirt. Dennoch erschien es uns Müden, nach dem langen, ungewohnten Ritt als ein köstlicher Ruheplatz; und das reichliche Abendessen, wobei auch Geflügel und Wein nicht fehlten, mundete vortrefflich. Der Wirth unterhielt uns von seiner höchst eigenthümlichen Lage. Der ganze Strich von l'Arba bis Numale ist reines Araber-Gebiet, und steht unter dem unmittelbaren Befehl eines einheimischen Basch-Uga, Maidin, der in der Nähe haust, und 400—500 Soldaten, Eingeborne natürlich, zu seiner Verfügung hat. Außer den Wirthshäusern an der Straße giebt es in diesem ganzen Gebiete keine europäischen Ansiedlungen, und was das Schlimmste ist, selbst die Wirthe haben für ihren Grund und Boden keine Besitztitel. Die Araber verkaufen trotz ihres Ueberflusses an Land keine

Spanne davon an die Ungläubigen. Ganz ausnahmsweise hatte ein Architect 800 Hektaren für 800 Fr. erstanden; dieser Kauf war aber für nichtig erklärt worden. Unser Wirth nun beklagte sich bitter, daß er trotz seiner 25 „ans d'Atrique“, trotz der Pflanzung von 40,000 Weinstöcken, und trotz der Gunst und Versprechungen mehrerer Generale noch immer keine Besitztitel erlangt habe. Er war seit 4 Jahren hier ansässig, und hatte gleich im ersten sein Haus durch eine Feuersbrunst eingebüßt.

Die Lebensmittel, berichtete er weiter, müsse er hier fast theurer bezahlen, als in der Hauptstadt; die passirenden Araber nehmen keine Vernunft an, sondern machen lieber die weiteren 52 Kilometer (wovon $7\frac{1}{2}$ gleich 1 deutsche Meile) bis Algier, um vielleicht ein Paar Sous mehr zu lösen (eine Eigenthümlichkeit auch unseres Landvolks!). Der Quintal (französische Centner, gleich 2 Zoll-Centner) Gerste koste jetzt 25 Fr., der Quintal Weizen 42 Fr.; im vorigen Jahre um diese Zeit 43 Fr. In dieser Zeit sind die Preise am höchsten, weil während des Säens kein Getreide nach Algier geführt wird. Die bei weitem größte Zufuhr findet in den Monaten August und September statt; alsdann ist die Straße von Numale nach Algier Tag und Nacht unaufhörlich belebt. — Für ein Huhn müsse der Wirth hier 30 Sous bezahlen, während es in Algier nur 25 Sous gelte. 10—12 Sgr. für ein Huhn wäre allerdings theuer genug für ein so fruchtbares, dünn bevölkertes Land, und ließe sich nur durch eine sehr geringe Hühnerzucht erklären.

Als bald nach unserer Ankunft war ich hinausgegangen, um eine Thermometer-Beobachtung zu machen. Es waren nur $13\frac{1}{2}$ Grad Celsius. Das Wetter hatte sich sehr verschlechtert; es regnete, und die Gegend gewährte einen gar trüben Anblick. Ich überschritt die kothige Straße, und befand mich als bald vor dem „Café maure“, wo unsere Thiere und Treiber herbergten. An der ganzen Straße nach Numale

stehen neben den soliden französischen Wirthshäusern elende Hütten aus Buschwerk, welche jenen hochtrabenden Titel führen. Die armen Araber kauern darin um ein mattes Feuer, verzehren ihren „Kuskussu“ (Mehlbrei), und trinken, wenn es hoch kommt, ein Schälchen schwarzen Kaffee. Aber wahrhaft ergriffen ward ich, als ich hinter mir, zwischen den im Freien angebundenen Maulthieren, auf der bloßen, feuchten Erde mehrere Einheimische gewahrte, die, nur in ihre dünnen Burmus gehüllt, ihre Nachtruhe begonnen hatten. Welche unglaubliche Abhärtung und Bedürfnislosigkeit! Ja, trotz solcher Entbehrungen lieben sämmtliche Eingeborne das Reisen mit Leidenschaft, und entschließen sich dazu um den geringsten Gewinn. Nur die erstaunliche Genügsamkeit der Reisenden, und nicht das Kameel allein, macht den Handel durch die große Sahara, über 70 Tagereisen hin und her, überhaupt möglich; bei größeren Bedürfnissen würden die Verkaufspreise die Kosten nicht im entferntesten decken.

Nach dem Abendessen ward geplaudert und aufgezeichnet. Plötzlich erklangen liebliche Töne, ich wußte nicht wie, noch woher; es schien, als kämen sie aus dem Geister-Reiche. Es war eine kleine Spieluhr, deren Verfertiger in den Bergen des Tura wohl kaum daran gedacht hatten, daß ihre hellen Melodien einst einen Wanderer vom Harze auf einer einsamen Höhe des Atlas-Gebirges erquickten und rühren würden. Ich konnte des Spieles gar nicht satt werden, und ging mit den innigsten Gefühlen zur Ruhe.

„In wackligen Feldbetten schläft sich's auch gut, wenn man müde ist“, war wohl der leitende Wahrspruch des Wirths zu Sachamudi, dieses neuen algerischen Noah's; denn erstens hatte er wacklige Feldbetten, und zweitens weckte er uns 2 Stunden später, als ihm aufgetragen war. Er entschuldigte sich mit dem schlechten Wetter; und das sah allerdings traurig genug aus

Wir genossen so schnell als möglich Kaffee mit Weißbrod, bezahlten unsere Beche von zusammen 21 Fr. und saßen um 8 Uhr auf. Es regnete fast den ganzen Tag und die Straße war schauerhaft. Kurz nach unserem Aufbruch kamen einige Hagelschauer, so daß die Berge einen Augenblick ganz weißlich ansahen. Sachamudi liegt auf der Höhe eines schmalen Bergrückens, auf welchem die Straße noch eine Zeitlang weiter führt. Die Landschaft war trübe und einförmig, und meine Gefährten in übler Stimmung; das, meinten sie, entspreche meinen poetischen Schilderungen von der bevorstehenden Reise nicht im mindesten. Zum Glück konnte ich ihnen entgegen, daß ich die Möglichkeit des schlechten Wetters und einiger langweiligen Tagesreisen ihnen durchaus nicht verhehlt hatte.

Trösten mochten wir uns mit den zahlreichen kleinen Trupps französischer Infanteristen, die uns begegneten, größtentheils zu Fuß, einige auch auf Maulthieren und Pferden, und zwar en caracolet, d. h. mit Doppelsattel. Diese Reitweise stammt aus dem Baskenlande, und wird bei der Armee in Algier hauptsächlich für Leicht-Kranke und Marschunfähige angewandt. Ein Thier trägt auf diese Art bequem zwei Personen, die sich die Wage halten und sehr sanft reiten sollen. Die Soldaten zeigten übrigens keine Spur der so übermäßig berühmten fränkischen Lustigkeit und Höflichkeit; gar grämlich und schweigend zogen sie ihres Weges, die wenigsten gaben oder erwiderten einen Gruß. Und allerdings war ein starker Tagemarsch in solchem Koth keine Kleinigkeit.

Einige Unterhaltung gewährten uns auch von Zeit zu Zeit die Luft-Telegraphen, deren possirliche Gesticulationen mir nur noch aus der Kindheit rememberlich waren. Bei dem vorwiegend heiteren Wetter Algeriens können sie fast immer agiren und werden daher noch vielfach angewandt. (Von Algier nach Blida und weiter geht übrigens schon ein elektrischer Telegraph.)

Die massiven Stationen schließen sich hier der Straße ziemlich genau an, aber doch welch' ein einsames, langweiliges Leben müssen die armen Telegraphisten führen!

Die Straße begann nach einigen Stunden, sich in unregelmäßigen Windungen zu senken, indem sie durch ein fast durchweg umgepflügtes Hügelland führte. Höchste steile und schlüfrige Fußwege schnitten die Windungen ab, und brachten uns, trotz mehrfachen Verirrens und Steckenbleibens in dem tiefen, durchnächsten Ackerboden, viel früher zum Ziele, als unsere Thiere. Dieses Ziel waren die ersten Wohnungen seit Sachamudi; eine Gruppe von Hütten mit Wirthshaus, das „Dorf“ Tablat genannt, und ein zweites, besseres Wirthshaus schon ganz unten im Thale des Iffer. Die Senkung vom Rücken des Kleinen Atlas, den wir nun hinter uns hatten, bis hier in's Thal ist sehr beträchtlich.

Das Wirthshaus, das wir um die Mittagstunde erreichten, sah außen und innen noch sehr roh aus und bestand eigentlich nur aus vier Mauern, dem Dache und einer Scheidewand; weder Dielen noch Decke waren vorhanden. Der Regen wurde immer heftiger, er prasselte unheimlich gegen die Fensterscheiben, und nicht lange, so fand er auch seinen Weg durch das Dach und tröpfelte uns auf die Köpfe, wie ein hartnäckiger Feind, der zwickt, wenn er nicht mehr schlagen kann. Hier erfuhr ich durch meinen Schaden zum ersten Male, wie treffend unsere unvergleichliche Sprache auch die Geborgenheit ausdrückt durch die Redensart: unter Dach und Fach sein. Unter Dach waren wir eben, aber nicht unter Fach. Dennoch that unseren durchnächsten und fröstelnden Gliedern das knisternde Feuer im Kamine ganz köstlich wohl, und als das, wenn auch nicht überfeine, doch nahrhafte Essen auf dem rohen Tische dampfte, da vergaßen wir unser Leid, obwohl mitunter ein Paar Regentropfen in's Weinglas, statt in's Wasserglas fielen. Es

gab rothen und weißen Wein, der letztere an Ort und Stelle gewachsen, und gar nicht übel.

Auch bei Medea wächst ein ganz trinkbarer Weißwein, und wer kann sagen, ob Algerien, den frommen Muselmännern zum Troz, nicht noch einmal ein rechtes Weinland wird. Bis jetzt ist allerdings die Zahl der Hände zu gering, um mit den billigen und leicht zu verführenden französischen Weinen zu concurriren. Die Einfuhr von Wein aus Frankreich ist einer der bedeutendsten Handelszweige zwischen Mutterland und Kolonie; der Wein spielt hier die Rolle der Muttermilch, aber leider ist er mehr erheiternd, als kräftigend. Vor der Eroberung lag der Weinbau, dieser edelste Zweig der Landwirthschaft, gänzlich darnieder, Bacchus schien auf seinen Triumphzügen das heiße Afrika gemieden zu haben. Nur die Juden, noch nicht ganz entartete Söhne des alten Noah, pfl egten einige Reben, aber sie bereiteten aus den Trauben einen dicken, unklaren Trank. Jetzt haben sich selbst die büßenden Trappisten in ihrem Kloster Stanéli bei Algier des Rebbaues angenommen — und doch ist den Armen der Göttertrank ebenso streng verboten, wie den heiligen Derwischen der Moslemim.

Mein Tagebuch enthält die lakonische Notiz: „Das nette Frauchen im Wirthshause zu Tablat.“ Ach, ich habe seit der Zeit so viel nette „Frauchen“ gesehen, daß ich diese Fee des Iffertales beim besten Willen in der Portraitsammlung meines Kopfes nicht mehr auffinde. Dagegen kann ich dem Leser genau mittheilen, warum unser Wirthshaus noch so roh aussah. Es hatte früher dem Flusse näher gestanden und war vor einem Jahre von den schwellenden Fluthen weggerissen worden. Die armen Wirthhe an der Straße nach Numale! Den einen ruinirt das Feuer, den anderen das Wasser. Da müssen sie wohl den lieben Reisenden die Preise von europäischen Residenz-Hotels erster Klasse ankneiden — 10 Fr. für unser bescheidenes Frühstück!

Nach anderthalb Stunden etwa ließ der Regen nach und erlaubte uns, die Reise fortzusetzen. Waren wir gestern hochoben dem Grate des Atlas in allen seinen Windungen gefolgt, so führte uns jetzt die Straße tief unten mit derselben Hartnäckigkeit durch all' die unzähligen Krümmungen des Ifferflusses. Es mag wenig „Chausséen“ in der ganzen Welt geben, welche auf einer Strecke von nicht zwei Meilen einen Fluß siebenunddreißigmal überschreiten, und zwar, man staune, ohne eine einzige Brücke! Der Iffer, eines der größeren Gewässer von Algerien, ist zwar, wie alle seine Genossen, bei trockenem Wetter sehr seicht; anhaltende Regengüsse, so häufig im algerischen Winter, schwellen ihn aber mächtig an und machen natürlich diese Straße, eine der wichtigsten des Landes, vollkommen ungangbar. Der Director des Museums zu Algier, Herr Verbrugger, dessen Freundlichkeit ich den Plan dieser Reise verdankte, erzählte mir selbst, daß er vor kurzer Zeit einige Tage auf einer Insel des überschwemmten Iffer hatte lagern müssen, da die Fluthen ihn weder vor- noch rückwärts ließen. Unvorbereitet, wie er auf solchen Fall war, ging ihm und seinen Gefährten der Mundvorrath gänzlich aus; ein Kabyle mit seinen Kindern befand sich glücklicherweise in ihrer Nähe, und so sehr er sich auch sträubte, ein Kind wurde ihm abgenommen, geschlachtet und verzehrt. Auch uns hätte es schlimm ergehen können, wenn der Regen stärker angehalten hätte.

Nicht einmal Schönheit der Gegend entschädigt für das unaufhörliche Durchwaten. Es ist ein ziemlich schmales Thal, auf beiden Seiten von langweiligen, niedrigen Höhenzügen begrenzt. Der ganze Thalboden sieht einem verlassenen Flußbette gleich, so zerstörend sind die Uberschwemmungen. Aus dem trostlosen Kieselgerölle wachsen fast nur Oleanderbüsche hervor, die in Algerien ganz die Stelle unserer wasserliebenden Weiden vertreten. Zur Zeit ihrer Blüthe müssen diese zahllosen Büsche

allerdings einen herrlichen Anblick gewähren; jetzt aber erinnerten die mattgrünen Blätter und langen, welken Fruchtkapseln nur durch den traurigen Gegensatz an den schönen französischen Namen der Pflanze: laurier-rose, Rosenlorbeerbaum. — An einer Stelle überraschte uns eine höchst seltsame Bergformation, im Sandstein, wie es von weitem schien. Ein ziemlich hoher, fast senkrechter Felsabhang war es, mit einer Menge dreiecksähnlicher Vorsprünge.

Endlich hatten wir den breiten, weißlichen Fluß zum letzten Male überschritten, — in der Nähe einiger Zelte, deren militärische Inhaber bei hohem Wasser die Couriere von Numale in einer Barke übersezen. Von hier aus ging es etwas hinauf, und bald, als kaum die Nacht eingebrochen, erreichten wir in einem weiten, flachen Buschland das einsame Wirthshaus „les Frènes“ (die Eschen), wo wir übernachten wollten. Es war natürlich, mit Ausnahme jenes Militär-Postens, wieder die erste menschliche Wohnung seit Tablat. Wir waren auch hier die einzigen Gäste von Stande; selbst aus der niedren Klasse trafen wir außer jenen Leuten von Biskra nur Einen Reisenden, glaube ich, die ganzen drei Tage bis Numale. In Nordamerika ist wohl mehr Verkehr auf den Landstraßen des äußersten Westens. Ach, und wie schlecht und schmutzig waren die Betten! —

Am nächsten Morgen brachen wir früher auf, nämlich um 7 Uhr. Das Wetter war wieder ziemlich trübe, doch regnete es wenigstens nicht. Die Straße führte über ein Wellenland mit bedeutendem Anbau, aber fahlem Aussehen. Nach einigen Stunden bot sich uns ein überraschender Anblick dar. Wir hatten seit l'Arba keine Feldarbeit gesehen und seit Sachamudi keine Spur von einheimischen Bewohnern. Hier erblickten wir auf einmal ein so großartiges Bild des Ackerbaues, wie es selbst auf den größten Gütern von England kaum vorkommen mag. Nicht weit von der Straße ackerten auf einem Felde von mäßiger

Ausdehnung über 30 Pflüge, jeder von zwei Ochsen gezogen, und von Eingeborenen in schmutzig-weißen Burnus gelenkt. Drei Männer zu Pferde schienen die Arbeiter zu beaufsichtigen. Die Pflüge gingen ziemlich rasch und in sehr verschiedener Richtung, so daß die Scene voll lebendiger Verwirrung war. Wir erfuhren von unsern Treibern, dies sei die Frohnarbeit eines Stammes oder einer Farka (Stamm-Abtheilung) für ihren Kaid (Häuptling), nach dem allgemeinen Gebrauche des Districts.

Der Kaid jedes Stammes wird seit der Unterwerfung von den Franzosen ernannt, und zwar so, daß ihn das Bureau arabe des Bezirks (bestehend aus einigen französischen Officieren) dem Obersten vorschlägt, dieser wieder dem Divisions-General (zugleich Gouverneur des Divisions-Gebietes), welchem letzten dann die Ernennung überlassen ist. Doch kommt gewöhnlich nur ein Mann aus den vornehmsten Familien in Betracht. Der Kaid vereinigt die Militär-, Polizei- und Steuer-Gewalt über seinen Stamm. Er kann nur Geldstrafen bis zu 50 Fres. verhängen; höhere Strafen unterliegen den französischen Militär-Behörden. Von jenen geringen Geldstrafen, sowie von sämtlichen Abgaben, erhält der Kaid den zehnten Theil für sich; außerdem gebührt ihm, wenigstens in dem Bezirke von Numale, eben die erwähnte Frohnde eines Pflugetags, welche sich jedoch in Wirklichkeit wohl auf drei Tage erstreckt. Dieselbe wird für sehr unbequem gehalten, und soll mit 5 Fres. per Pflug abgelöst werden. So erfuhr ich von den Officieren in Numale. Auf die weitere Verfassung der Stämme komme ich später zurück.

Die einheimischen Pflüge sind außerordentlich roh; sie bestehen nur aus einem langen Pflugbalken, einer eisernen Schaar, ohne Streichbrett, und einer auffallend senkrechten Handhabe. Sie reißen natürlich den Boden nur oberflächlich auf, ohne ihn umzuwenden. Dabei wird nur einmal gepflügt, und zwar nach dem Säen. Aber so fruchtbar ist der algerische Boden, daß trotz

dieser höchst mangelhaften Bestellung, und ohne den geringsten Dünger, ohne die mindeste Bewässerung, der Ertrag den der europäischen Felder noch übertrifft. Er soll im Durchschnitt das zehnte Korn ausmachen, während in Frankreich und Preußen z. B. nur das sechste Korn geerntet wird.

Bald nach dem merkwürdigen Anblick des Frohnpflügens (der uns die wahrscheinlich häufigste Entstehung der Frohndienste und des gutsherrlichen Verhältnisses in Europa vergegenwärtigte) erreichten wir die Höhe eines Hügelrückens, von wo wir zu unserer größten Freude über eine breite Ebene hinweg die zweite, südliche Kette des Atlas entdeckten. Hinter diesem mächtigen, langgestreckten und mannichfach geformten Gebirge lag, das wußten wir, die ersehnte Sahara mit ihren Wundern. War die Reise bis dahin im Ganzen langweilig und gewöhnlich gewesen, so hofften wir in Kurzem die Wonnen eines Wüstenritts zu genießen. Die Bergkette selbst glich übrigens sehr der ersten Parallelkette, die wir überschritten hatten; wie diese, erhebt sie sich aus einer Ebene in ziemlich gerader Linie. An Höhe schienen mir einige Gipfel den Kleinen Atlas*) zu überragen, wenn ich auch hier noch keinen Schnee darauf bemerkte. Wohnungen waren in der Ebene nicht zu bemerken, aber wohl ein ziemlich ausgedehnter Anbau.

Viel später, als wir gehofft, erreichten wir den Beginn der Berge. Kurz vorher war die Straße besser geworden, und hatte vermittelst einer neuen massiven Brücke — der ersten und einzigen auf der ganzen Straße — ein Flüschen überschritten. Nun trat sie in ein wahres Felsenthor, schmal, schroff, romantisch; ein so ausgeprägter Durchbruch des Wassers, wie ich ihn in

*) Ich meine hier nur das Gebirge im Süden der Meditscha. Im weiteren Sinne bezeichnet „Kleiner Atlas“ die ganze erste Parallelkette, mit Erhebungen bis über 2000 Meter.

Europa kaum gesehen. Die Straße hielt sich stets links von dem Bache; rechts, wie eingeklemmt zwischen rauschendem Wasser und starrem Fels, lag eine Mühle, ganz geschaffen für diese wilde Stelle. Sie überraschte mich um so mehr, als es die erste war, die ich in Algerien sah; sie blieb auch die einzige.

In keiner Beziehung fällt das Zurückbleiben der hiesigen Bevölkerung so sehr in die Augen, als in der Anwendung der natürlichen Kräfte zur Production. Die Wasser- und Windmühlen für alle Art Arbeit, in Europa seit dem Alterthum und Mittelalter allgemein verbreitet, finden sich in Algerien höchstens bei den betriebsamen, aber eng begrenzten Kabhlen. Eines der überraschendsten Schauspiele in den oberen Gassen von Algier bieten die Mahlmühlen, die in einer Art Keller von einem einzigen Pferde oder Maulthiere getrieben werden. Bei den nomadischen Arabern wird das Korn sogar noch in Handmühlen gemahlen, wie zu den Zeiten Abraham's; und meist nicht Sklaven, sondern die überbürdeten Weiber sind damit beschäftigt. Die Araber gehören zu den Völkern, die nur die Handfertigkeit ausbilden; deren Geist aber nicht kühn, deren Thatkraft nicht nachhaltig genug ist, um durch Maschinerie in den bewegenden Naturkräften des Wassers, des Windes, des Dampfes unermüdliche, gigantische Sklaven zu finden. Ja, man kann weiter gehen, der Algerier kennt nicht einmal die Fabrik, das Zusammenarbeiten Vieler zu Einem Erzeugniß und unter Einer Leitung, den Gipfelpunkt der Arbeitstheilung. Es würde zu weit führen, wollte ich den mannichfachen Gründen dieser niedrigen Wirthschafts-Stufe nachgehen; die Herrschaft des Herkömmlichen und die Unsicherheit des Eigenthums sind jedenfalls die wesentlichsten. Genug, wie die Araber Algeriens noch heutzutage Ackerbau und Viehzucht nomadisch betreiben, so kennen sie in der Verarbeitung nur das Einzelhandwerk, im Handel fast nur den persönlichen Tauschverkehr, ohne Credit, Commission und Speculation. So sehr hängt

die Entwicklung der drei Productions-Arten unter sich und mit der gesammten geistigen Entwicklung zusammen.

Was die Mühlen insbesondere betrifft, so fehlt allerdings die vielverbreitete, anhaltende, regelmäßige Wasserkraft der meisten europäischen Länder. Auch für Windmühlen mag der größte Theil Algeriens (mit Ausnahme der Küste) wegen des vorwiegend stillen Wetters nicht geeignet sein. Dennoch hätte sich so Manches thun lassen; selbst eine vielfach unterbrochene Wasserkraft ist noch immer vortheilhafter zum Korn- und Delmahlen als die Hände schwacher, vielgeplagter Weiber. — Die Mühle, deren romantische Lage in dem Felsenthore vor Numale mich so erfreute, war augenscheinlich europäischen Ursprungs; der regelmäßige massive Bau und das rothe Ziegeldach ließen keinen Zweifel.

Kaum hatten wir den ersten Durchbruch überschritten, so stemmte sich uns eine neue Felsenbarre entgegen, in gleicher Richtung, Schroffheit und geologischer Beschaffenheit, wie die erste. Das Gestein machte mir den Eindruck von Kalk. Dahinter öffnete sich uns ein ziemlich schmales, ansteigendes Thal, dessen Abhänge meist von Gerölle und Felsblöcken bedeckt waren. Doch zeigte sich, zumal an den gewundenen Ufern des Baches, eine ziemlich starke Vegetation von Büschen, wohl auch kleinen Bäumen, die wir auf der Hochfläche seit dem Isserthale ganz vermißt hatten. Das Thal ward allmählich immer breiter, die Straße belebter; ein oder mehrere große Fournage-Wagen, von französischen Soldaten geführt, wiesen auf die Nähe eines Garnisonplatzes. Etwa eine Stunde nach dem Eintritt in das Thal erblickten wir endlich das ersehnte Numale, die erste Station unserer Reise, und den Ausgangspunkt unseres Karavananen-Zuges.

Schon der Anblick einer wirklichen Stadt, nachdem man drei Tage lang nur elende Hütten gesehen, macht einen erfreulichen Eindruck; nun gar, wenn diese Stadt so viel verheißt, und so großartig daliegt, wie unser Numale. Von der Stelle,

wo wir uns befanden, erblickten wir etwas oberhalb einen weiten, furchtbar dünnen Thalkessel, fast auf allen Seiten von hohen, ebenso dünnen, scharfen Bergen umgeben. Aus demselben, gegen rechts, erhob sich alleinstehend und schroff ein mäßiger Felsrücken, ganz wie eine natürliche Festung. Auf diesem liegt Amale, dessen Häuser uns jedoch durch die hohe Mauer, die ganz dem abschüssigen Rande des Felsens entlang läuft, hier noch versteckt blieben.

Nach kurzem Ritt waren wir am Fuße des Felsens, und stiegen auf einem gewundenen Wege zum Thore hinan. Ich wünschte, wir sollten alle drei, die Flinten über die Schulter einen geordneten, feierlichen Einzug in die Festung halten. Allein meine Gefährten waren weniger ritterlich gesinnt, oder weniger kindisch, wie man's nehmen will; drei Ritter in halb europäischer, halb maurischer Tracht, und auf vollbepackten Thieren, gegen welche Nozinante noch auf den Charakter eines edlen Rosses Anspruch machen konnte, wären allerdings mehr Don Quixotes, als Bayards ähnlich gewesen. So zogen wir denn, gegen 3 Uhr Nachmittags, möglichst zerstreut und demüthig durch die breite, schnurgerade und stattliche Straße, über einen viereckigen, großen Platz, und wandten uns nach einigen Erkundigungen links in eine Nebenstraße, wo ein kleines Haus mit grünen Fensterladen das erste und einzige Hotel vorstellte. Mit wahrer Genugthuung sprangen wir zum letzten Male von den trägen Maulthieren, und verlangten nach Zimmern. Ach, das einzige Hotel hatte auch nur ein einziges Logirzimmer, und was noch schlimmer war, dies einzige Zimmer hatte nur zwei Betten, und wir konnten uns mit genauer Noth darin herumdrehen. Schmutzig, dunkel und unordentlich genug war es auch. Wir ließen unsere Sachen heraufbringen, und machten emsig Toilette; ein herrliches Geschäft, wenn man es drei Tage lang versäumt hat!

II.

In Numale.

Numale, nach dem *Itinéraire de l'Algérie* (1855), liegt 180 Kilometer oder $17\frac{1}{2}$ geographische Meilen von Algier, und bildet die Hauptstadt der dritten militärischen Sub-Division der Provinz Algier. Sie wurde im Jahre 1845 unter dem königlichen Prinzen, Herzog von Numale, gegründet, und erhielt von ihm den Namen. Abgesehen von der natürlichen Festigkeit ihrer Position, liegt sie auch außerordentlich günstig für die militärische Beherrschung eines weiten Gebietes. Noch auf arabischem Boden, ist sie hart an der Grenze der großen noch unabhängigen Kabylien,*) und bildet mit Dellys und Bugia am Meere, und Setif im Osten des Innern, die Ecken des Quadrats von Waffenplätzen, womit die Franzosen das hartnäckige Völklein umringt haben. Allein ist schon die Verbindung mit der Hauptstadt Algier höchst ungenügend, so doch noch unvergleichlich mehr die mit den übrigen Waffenplätzen, wohin nur „arabische“ d. h. höchst unregelmäßige, ungebraute Reitpfade führen, und zwar mit Ausnahme der Richtung nach Setif, großen Theils durch ununterworfenenes Gebiet.

*) Die große Kabylien ist seitdem durch die gewaltige Expedition von 1857. wenigstens formell, von den Franzosen unterworfen worden. Ich ziehe jedoch aus vielen Gründen vor, bei meiner Beschreibung den Zustand von 1855 auf 56 als gegenwärtig darzustellen, und hoffe dadurch im Sinne und Interesse meiner meisten Leser zu handeln.

Numale macht durch und durch den Eindruck eines nagelneuen französischen Colonisten-Ortes. Die Straßen gehen sämmtlich im rechten Winkel von der Hauptstraße aus, welche letztere die ganze Stadt der Länge nach durchschneidet. Es ist die Rue de Rivoli von Numale. An der großen Kaserne und anderen Gebäuden wurde noch gearbeitet; die Wohnhäuser sind meist zweistöckig, klein, gleichförmig; das Erdgeschoß wird von Kramläden, Cafés und Schenken eingenommen. Kein einziges trägt die Spur orientalischer Bauart. — Aber trotz diesem Anschein ist Numale mindestens so alt, wie die ältesten Städte Deutschlands. Den Römern, diesen größten aller Eroberer und Colonisatoren, waren die Vortheile solcher Lage nicht entgangen. Sie gründeten hier die Stadt Auzia, welche 50—60,000 Einwohner gezählt haben soll; d. i. etwa 50—60 Mal so viel, als die jetzige Stadt. Zahlreiche massive Grundbauten, Denksteine, Statuen und Geräthe bekunden noch heute das Dasein und die überraschende Blüthe des alten Auzia. Es wären gewiß noch weit glänzendere Ueberreste vorhanden, wenn nicht auch die Araber für gut befunden hätten, sich hier anzubauen. Doch ist von ihrer Gründung, obgleich so viel neuer als die römische, nichts weiter übrig, als der poetische Name. Ssur-Ghoslân, Wall der Gazellen, bezeichnet in der treffendsten Weise die Lage der Stadt, auf einem natürlichen Felsenwall an der Grenze der Sahara, deren schlanke, anmuthige Bewohnerinnen, die Gazellen, nicht weiter nach Norden vordringen, als bis hierher.

An dieser Stelle kann ich nicht umhin, auf den durchgehenden, höchst charakteristischen Unterschied der algerischen Ortsnamen hinzuweisen. Die romantischen Araber finden in jedem Berggipfel das Bild eines belebten, oder dem Menschen zugehörigen Gegenstandes, und benennen ihn danach; wo nicht, so knüpfen sie eine Sage, eine geschichtliche Erinnerung daran, und verewigen sie in dem Namen. Die arabischen Ortsnamen rollen gleichsam

ein geographisches Epos über das ganze Land; jedes Thal bedeutet eine Rhapsodie, jeder Hügel oder Hain eine Episode. Ganz anders die betriebsamen, nüchternen Kabylen, die jeglichen Ort nach seiner realen Beschaffenheit auffassen und benennen. Ein Berggipfel von schwärzlichem Gestein heißt bei ihnen eben der Schwarze Berg, und nicht der Kameel-Höcker, oder der Berg des Umschauens, wie bei den Arabern.

Diese Anknüpfung des Menschlichen an die unbelebte Natur vermittelt der Namen ist übrigens ein echt semitischer Charakterzug; man denke nur an die Ortsbezeichnungen der Bibel — und höchst wahrscheinlich geht auch die sinnreiche Benennung der Sternbilder zuerst von den Semiten aus. Etwas entfernter hängt die Erfindung unserer Buchstabenschrift, ebenfalls ein Werk der Semiten, mit dieser Stamm-Neigung zusammen. Bekanntlich waren die ersten Buchstabenzeichen Miniatur-Bilder der gebräuchlichsten Dinge, deren Namen mit dem betreffenden Buchstaben anfangen. — Man könnte einwenden, haben nicht auch die Indo-Germanen, vor allen die phantasiereichen Griechen, die ganze Natur in menschliche Bilder gekleidet, personificirt? Allerdings, und hierin liegt eben das Wunderbarste: beide große Stämme der Civilisation tragen das Menschliche auf die Natur über; aber mit dem durchgehenden Unterschiede: die Semiten geben den Naturgegenständen nur menschliche Namen, die Indo-Germanen aber menschliche Gestalten und Kräfte. Bei den ersteren bleibt die Beziehung viel äußerlicher, accidenteller; bei den letzteren wird sie innerlich, wesentlich. Den Semiten erinnert der Berg nur an ein belebtes Wesen; dem Indo-Germanen verwandelt er sich in ein solches; ist, trinkt, denkt, fühlt und spricht. Demgemäß excellirt die semitische Kunst im Bilde, in die Allegorie; die indo-germanische dagegen in der wirklichen menschlichen Gestaltung. Und, um die letzte Folgerung zu ziehen: dem Griechen fällt der denkende, selbstbewußte Geist in die Natur, dem Se-

miten schwebt er über der Natur — „und der Geist Gottes webte über den Wassern.“ Nur die semitischen Israeliten brachten es zu der Vorstellung eines einigen, überweltlichen Gottes. —

Unser erstes Geschäft in Numale bestand darin, dem Befehlshaber der Sub-Division, Obersten d'Argent, unsere Empfehlungsbriefe von Seiten des General-Gouverneurs Randon zu überreichen. Man führte uns über einen großen, wüsten Platz; das ablegene und sehr unansehnliche Haus war nur durch eine Schildwache ausgezeichnet. Da Herr d'Argent nicht daheim war, so konnten wir nur unsere Karten abgeben. Ich spazierte dann etwas durch die Hauptstraße, bis zum Diner, das nach französischer Sitte auch in Algerien um 5 Uhr stattfindet. In dem schmucklosen Speisezimmer tafelte außer uns nur noch Eine Person: und siehe da, es war der Militärarzt Herr M., an den ich einen Empfehlungsbrief von dem gefälligen Chef des algerischen Medicinalwesens, Herrn Dr. Guyon erhalten. Dr. M., ein wohlbeleibter, schon alternder Mann, dessen fleischiges pflegmatisches Gesicht einem Deutschfranzosen ankündigte, empfing mich und meine Gefährten mit großer Zuverlässigkeit, und versicherte uns, daß wir vom Obersten, der ein sehr braver Herr sei, die allerbeste Behandlung zu gewärtigen hätten.

In der That kam alsbald ein Bote, uns zum Obersten einzuladen. Sein Haus hatte einen halb europäischen, halb maurischen Charakter. Durch einen langen offenen Gang gelangte man auf einen viereckigen Hof mit kleinem Garten, um welchen herum die verschiedenen Zimmer lagen; nur ein Erdgeschos war vorhanden. Wir trafen den Obersten in seinem Arbeitszimmer und wurden von dem stattlichen, riesengroßen Manne sehr herzlich empfangen. Unsere bevorstehende Ankunft war schon von Algier aus gemeldet worden, und zu unserer größten Genugthuung versicherte uns der Oberst, daß die vom

General-Gouverneur gefürchteten Schwierigkeiten und Gefahren einer Reise nach Biskra kaum bestanden. Allein die Vorbereitungen würden den ganzen nächsten Tag in Anspruch nehmen, so daß die Abreise auf übermorgen verschoben werden müßte. So sehr auch dieser Aufschub unserem Plane und unseren Wünschen widersprach, gegen die „technischen“ Gründe eines so wohlwollenden Militärs konnten wir nichts einwenden.

Nach einiger Zeit trat ein junger, wunderschöner Officier in's Zimmer, dessen verschlungene, dreifache Goldketten an beiden Armen einen Capitän vom arabischen Bureau anzeigten. Seine ungenirte und doch maßvolle Lebhaftigkeit (eine Eigenschaft, welche die Franzosen häufiger, als irgend ein anderes Volk, aber doch auch nicht durchgängig besitzen) gefiel mir ungemein. Ein Hauptmann von 24—26 Jahren ist in der französischen Armee, zumal in Algerien, nichts seltenes; die Leute von Talent und Connexion avanciren rasch. Die beste Carriere von allen ist aber die in den „Arabischen Bureaux“, deren Mitglieder in nächster Berührung mit den höheren Vorgesetzten stehen und Gelegenheit haben, ihre Tüchtigkeit in den verschiedensten Gebieten des Kriegswesens, der Verwaltung, der Rechtssprechung, selbst der höheren Politik geltend zu machen. Doch hiervon später ein Näheres. Der Oberst besprach sich über unsere Angelegenheit mit dem Capitän nicht wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Freund, und nahm sogar den lebhaftesten Widerspruch (womit der junge Herr selbst in unserer Gegenwart nicht kargte) ganz gelassen auf. Allerdings schien der Capitän sein Günstling zu sein, aber auch die anderen Officiere behandelte er außer Dienst wie seines Gleichen; und wenn ein junger Seconde-Lieutenant ihm ein oui, mon Colonel, erwiderte, so lag darin etwas mehr Vertraulichkeit, als in unserem „Zu Befehlen, Herr Oberst!“

Nun, zwischen Officier und Officier ließe selbst ein preußi-

scher Kriegsmandarin vielleicht die Vertraulichkeit noch gelten, zumal fern von der Heimath, in Feindes Lande. Aber nein, auch durch ganz Frankreich, auch gegen die Unterofficiere und die gemeinen Soldaten ist der französische Officier außer Dienst leutselig und vertraulich. Wie oft sah ich in großen und kleinen Garnisonstädten Gemeine und Officiere in demselben Café sitzen, ganz ungenirt, als ob nicht eine himmelweite Kluft zwischen den Befehlenden und den Gehorchenden läge. Da hätte ich einen jener adligen Lieutenants herbeigewünscht, die selbst die Einjährig-Freiwilligen aus den besten Familien wie Geschöpfe niederer Ordnung behandeln! Ich glaube, der Mann hätte die französische Armee für verloren erachtet; „denn was ist ein Heer, selbst das zahlreichste und tapferste, ohne „Mannszucht“, ohne Respekt vor den Vorgesetzten?“ Nun, die Geschichte der französischen Armee seit der großen Revolution, mit ihren wunderbaren Feldzügen und unsterblichen Siegen, beweist eben, daß die Ansichten von Mannszucht und Respekt, wie sie noch heute in dem preussischen „Volkshere“ herrschen, ganz aus der Luft gegriffen sind. Der Franzose kennt keine unübersteigliche Kluft zwischen Befehlenden und Gehorchenden; jeder Gemeine kann es durch Tapferkeit und Tüchtigkeit bis zum Marschall bringen, und dieses Bewußtsein, dieses Streben allein nützt einem Heere zehnmal so viel, als aller Kamarschendienst und blinde Gehorsam!

Die Erinnerung an das demokratische Avancement im französischen Heere war nothwendig, um den Leser das Verständniß des Kreises von Officieren zu geben, in dem wir auf Einladung des Obersten diesen Abend recht interessant und heiter zubrachten. Nunna, wie fast alle algerischen Garnisonen, hat nämlich seinen „Cercle d'officiers“, um so berechtigter, als die wenigsten Officiere verheirathet sind, und gebildete bürgerliche Personen oder gar Familien fast überall mangeln. Das ganze gesellschaftliche Leben dreht sich daher um diese Clubs. Sie

nehmen ein eigenes Gebäude ein, gewöhnlich das stattlichste des Orts, und sind mit Zeitungen, Büchern und dem nie mangelnden Billard versehen. Wir trafen es so glücklich, daß diesen Abend gerade ein kleines Fest zu Ehren der aus der Krimm zurückgekehrten Turko-Officiere gegeben wurde. Von den Turkos kann ich keinen bessern Begriff geben, als wenn ich sage: sie sind, was die Zuaven sein sollten, und wofür sie in Europa meistens gehalten werden.

Schon im ersten Jahre der Eroberung dachten die Franzosen daran, nach dem Muster der englisch-ostindischen Sepoys ein einheimisches, ihnen ergebenes Truppencorps zu bilden. Sonderbarerweise wählten sie den Namen gerade von der Völkerschaft, welche ihnen am hartnäckigsten widerstanden hat, von dem kabyllischen Bunde der Zouaoua auf dem Nordabhange des Dschurdschura. Diese hatten nämlich unter den Türken eine ähnliche Truppe gebildet. Allein nicht nur die kriegerischen Suawas, sondern auch die übrigen Eingeborenen müssen wohl lange Zeit keine Lust gehabt haben, ihr Blut zur Unterdrückung ihrer Stammes- und Glaubensgenossen zu vergießen; obwohl sie bedeutend weniger Grund zum Patriotismus hatten, als die Deutschen, die doch unter Anführung ihrer Fürsten sich seit den ältesten Zeiten dazu bereit gezeigt haben. So kämpften denn seit 20 Jahren unter kabyllischem Namen und farbenreicher, maurischer Uniform, in Turban und Sackhosen, die echten Kinder Frankreichs, vor allem die Pariser. Es ist eine bloße Maskerade, aber das Sprüchwort: Kleider machen Leute, läßt sich hier erheben zu einem: Kleider machen Helden, dem man von vornherein gewiß nicht beipflichten möchte. Und doch ist es ja bekannt genug, daß nicht bloß in Algerien, sondern in den viel ernsthafteren Feldzügen des russischen und italienischen Krieges die Franzosen in maurischer Kleidung noch weit tapferer und kühner gestritten haben, als die Franzosen in ihrer ruhmwürdigen National-Uniform.

So mächtigen Einfluß übt die Auszeichnung auf den Menschen, vor allen auf ein Truppcorps! Jetzt zwar wirkt schon lange nicht mehr ausschließlich und direkt die eigenthümliche Kleidung; sondern die Mannschaft ist wirklich eine Elite, da die waghalfigsten, ehrgeizigsten jungen Leute lieber als Gemeine bei den Zuaven, denn als Sergeanten in den Linien-Regimentern dienen. Ich selbst traf mehrere, die ihre Tressen für die Ehre, Zuaven zu sein, willig geopfert hatten.

Dergestalt erreichte die Bildung des Zuavencorps zwar durchaus nicht das, was es bezweckte, aber weit Größeres. Der ursprüngliche Gedanke verkörperte sich jedoch später (1841) in den Turkos, leichter, regulärer Infanterie, die fast nur aus wirklichen Eingeborenen besteht. Ihr officieller Name ist „Tirailleurs indigènes“, und sie bilden ein Bataillon in jeder der drei Provinzen, Algier, Oran und Constantine. Der Schnitt ihrer Uniform ist der nämliche, wie bei den Zuaven; nur tragen sie statt der dunkelblauen Jacke und mennigrothen Hose der letzteren beide Kleidungsstücke hellblau mit gelbem Besatz. Ein rother Bund um den Leib, Kamaschen von gelb-braunem Leder und ein weißer Turban vervollständigen ihren Anzug. Nur wenige Franzosen sind darunter gemischt, um die Erziehung der Truppen in jeder Hinsicht zu erleichtern; die Eingeborenen können bis zum Ober-Lieutenant einschließlich avanciren; vom Hauptmann aufwärts müssen die Officiere aller einheimischen Truppen Franzosen sein.

Das ganze Regiment Turkos, 3000 Mann stark, war nach dem Orient geschafft worden, gleichwie die Zuaven, und hatte den schweren Krimm-Feldzug sehr rühmlich mitgemacht. Eine Woche etwa nach meiner Ankunft in Algier (Ende November) kehrten sie zurück, und wurden am Hafen außer von der Besatzung, auch von einer großen Deputation der Mauren und Neger, die heiligen Fahnen der Moscheen, die gesammte Geist-

lichkeit und die einheimische Musik an der Spitze, feierlichst empfangen. Gar stattlich marschirten die sonnverbrannten Krieger daher; so manche Narbe und so manches Ehrenkreuz am rothen, so manche Denkmünze am orange Bande legten Zeugniß von ihrer Tapferkeit gegen die „Ungläubigen“ ab. Die eingeborenen Officiere in prächtiger Tracht, den Kopf mit golddurchwirktem Shawle umhüllt, erschienen sehr vortheilhaft gegenüber den europäischen in ihrer knappen Uniform. Theuer genug hatten sie diese Auszeichnungen erkaufte; denn von den drei tausend Söhnen Afrika's kehrte kaum die Hälfte in die Heimath zurück.

Am meisten überraschten und erfreuten mich die Neger, in nicht unbedeutender Zahl unter die Weißen, oder vielmehr die Braunen, gemischt. Ihre gewaltigen Körper, das zweideutige Geschenk der Tropen-Natur, traten merklich unter den schwächlichen Arabern hervor. Schon ihre Aufnahme beweist übrigens ihre Tüchtigkeit zum civilisirten Heerdienst; durch Officiere und Unter-Officiere der Turkos wurde mir ausdrücklich bestätigt, daß sie ganz gute Soldaten abgäben. Ja, unter den eingeborenen Officieren war ein Ober-Lieutenant, einer der schönsten Männer, an Gestalt, Haltung und Antlitz, die ich je gesehen, von ganz schwarzer Hautfarbe. Wenn Othello diesem Krieger mit dem feinsten Profile glich, so ist die Liebe der schönen Venezianerin mehr als entschuldigt.

Nicht enden würde ich, wenn ich auch nur einen Theil der hoch malerischen und interessanten Scenen schildern wollte, welche die Ankunft und den Aufenthalt dieses Truppencorps bei Algier auszeichneten. Die Musterung auf dem Marsfelde, mit der Rede des Mollahs (Oberpriesters), die musicalische und culinarische Feier im Zeltlager auf einem Hügel am Meeresstrand, gehören zu meinen glänzendsten Erinnerungen. — Kurze Zeit vor unserm Ausbruch von Algier war nun das vereinte Lager aufgehoben worden, und die Bataillone nach ihren verschiedenen Garnisonen

in den drei Provinzen theils ausmarschirt, theils eingeschifft. So war auch eben ein Theil in Annale angekommen, und ich traf es gerade recht, um den Empfang der „Einheimischen Tirailleurs“ auch in der Provinz kennen zu lernen. Freilich ließ sich nicht der mindeste Vergleich aufstellen zwischen der reichen, phantastischen, bunten Nationalfeier der Hauptstadt, und dem gewöhnlichen, einfarbigen Gelage, dem wir nun bewohnen sollten. Wir begleiteten den Obersten in ein ziemlich geräumiges, aber ganz schmuckloses Gemach zu ebener Erde, wo die Officiere aller Waffen schon versammelt waren. Der Oberst nahm den Platz in der Mitte der langen Tafel ein; uns Fremden ward die Ehre erwiesen, theils an seiner Seite, theils ihm gegenüber zu sitzen. Unsere nächsten Nachbarn waren zwei Majore und ein blonder Unterlieutenant aus dem Elsaß. Der letztere mischte sich mit schlechtem Französisch fortwährend in's Gespräch, obwohl er von den übrigen mehrmals gehänselt wurde, daß ich Preuße besser französisch spreche als er, der Franzose. Er hatte sicherlich von der Pike auf gedient; sein plummes Wesen und geistloses Gespräch unterschieden ihn von den Kameraden; zu seinem Glück schien er keine Ahnung davon zu haben.

Wie ich späterhin noch näher erfuhr, herrscht selbst in den kleinen Garnisonen Algeriens eine Spaltung zwischen den „officiers de l'école“ und denjenigen, die vom Gemeinen avancirt sind. Die „Ecole“ ist die berühmte Kriegsschule von St. Cyr bei Versailles, ursprünglich von Ludwig XIV. zur Erziehung von 250 adligen Fräulein gegründet, aber von dem weniger galanten Napoleon 1806 für die Ausbildung von 300 militärischen Böglingen bestimmt. Nach bestandnem Examen treten die jungen Krieger sogleich als Unterlieutenants in die Infanterie; für die Artillerie, das Genie, den Generalstab und die Marine befähigt dagegen der zweijährige Besuch der hochberühmten Ecole Polytechnique zu Paris. Durch Herkunft, Sitte und

Bildung unterscheiden sich nun diese Officiere der Schule ganz wesentlich von den übrigen, die oft den niedrigsten Ständen entsprungen, und fast ohne Schulbildung aufgewachsen sind. Intimer geselliger Verkehr ist da nicht möglich; zumal knüpft ja auch nichts festere Bande, als die gemeinschaftliche Schule, mit ihrem beständigen jugendlichen Zusammenleben.

„Da habt ihr die Bescherung!“ rufen gewiß freudig die Gegner der volksthümlichen Beförderung, „statt der natürlichen Scheidung unter Officieren und Gemeinen die höchst unnatürliche und verderbliche unter den Officieren selbst, kein esprit de corps, kein gemeinsames Ehrgefühl!“ Nicht zu hastig, ihr Herren, ihr schießt über das Ziel hinaus. Im Dienst des Vaterlandes sind beiderlei Officiere ganz einig und gleich, und der gesellige Unterschied dient höchstens dazu, den Wetteifer in Dienst und Kampf mächtig anzuspornen. Ueberdies sind ja die vom Gemeinen Aufgerückten zahlreich genug, um sich für den intimeren Verkehr zu genügen; sind sie Leute von Geist (der Geist ist ja einmal keine Mitgift der Familie oder der Schule), oder erlangen sie durch eifriges Nachstudium die erforderliche Bildung, so werden sie gewiß im Kreise der Schul-Officiere mit Freuden aufgenommen. Endlich verhindert das, trotz der Spaltung immer noch häufige Zusammensein mit Leuten, die ihrer Kriegstüchtigkeit allein die Beförderung verdanken, sicherlich das Einreißen jenes gezierten Wesens, das, so ganz gegen die Natur des Standes, gewisse Officiercorps beherrscht. Der französische Officier hält schon als Franzose sehr viel auf die äußere Erscheinung; aber er ist in Haltung und Sprache viel ungenirt, natürlicher und kriegerischer, als der deutsche. —

Wir merkten an den Getränken, daß wir in Algerien waren; denn es gab zuerst Kaffee, und dann erst Punsch; die kurzen Thon- oder Meerschaaum-Pfeifen vermischten ihren Dampf ohne Anstand mit dem der Cigarren; wenn Toaste ausgebracht wurden,

so waren sie jedenfalls sehr lakonisch. In unserer Nähe drehte sich das Gespräch vornehmlich um unsere Reise. Man rieth uns sehr dringend, statt direkt südöstlich in zwei Tagen nach Misla zu gehen, lieber den bedeutenden, aber höchst lohnenden Umweg, erst ganz östlich durch das Thal das Wed-Sahel nach dem Fort Beni-Maassur, dann südöstlich durch die berühmten Bibau nach Bordsch, endlich südlich von Bordsch nach Misla zu machen. Ich weiß nicht, ob es unser Touristen-Interesse allein war, was die Herren bestimmte, uns so überaus eifrig zur Reise durch die Südgrenze der Kabylien zu rathen. Möglich, daß man uns Fremden zeigen wollte, wie sicher man im Angesicht der unabhängigen Kabylen reiste; oder daß man unsere Eskorte zugleich in einer militärischen Sendung zu benutzen suchte. Genug, wir mußten nachgeben, so sehr wir uns auch anfangs gegen den Zeitverlust und Abweg von unserem eigentlichen Reiseziel, der Sahara, der wir hier uns schon so nahe gefühlt, gesträubt hatten. Aber wenn die Herren in Numale ihre eignen Zwecke damit erstrebten, so war es sicher nicht zu unserem Nachtheile: der Ritt durch den Wed-Sahel ist einer der merkwürdigsten unserer Expedition gewesen.

Nachdem der Oberst und die höheren Officiere sich empfohlen, wurde es lustiger und freier im Saale; verschiedene Officiere, besonders von den Turkos, wurden zum Singen aufgefodert. Das eigenthümlichste und mit dem größten Beifall aufgenommene Lied betraf gerade die Turkos, und ahmte die Sprache der eingebornen Soldaten, eine Art lingua franca, recht komisch nach. Das Wort bono, und überhaupt viele Wörter auf o und co kehrten immer wieder. Der Refrain wurde von fast sämtlichen Anwesenden jubelnd mitgesungen. Daß auch einige schlüpfrige Sachen nicht fehlten, ließ sich unter jungen Officieren, zumal Franzosen, wohl erwarten. — Es mochte 11 Uhr sein, als wir in

Begleitung des schönen Capitäns, eines Ober-Lieutenants von den Turkos und des Elsäffers die fröhliche Versammlung verließen.

Zu unserer größten Freude traten wir unter eine sternenfunkelnde Himmelsdecke hinaus; es schien, als hätten die lustigen Turkolieder auch den trüben Himmel aufgeheitert. Ein Leser, der selbst schon am Vorabend einer größeren Gebirgsreise nach mehreren, verzweifelnden Regentagen einen vollkommen heitern Himmel erblickt hat, wird unsern Jubel begreifen; zumal wenn er bedenkt, daß wir so manchen Nachtlager auf Gottes bloßem Erdboden entgegenzahn. Aber nicht allein der Gedanke an unsere Reise erfreute uns. Die bis dahin so unfreundliche Gegend erschien wunderherrlich im blendenden Mondschein; der hohe Berggücken im Süden, der Dschebel Dira, glänzte im silbernen Schneegewande.

Bei unserem Eintritt in das Wirthshaus harrte unser ein neuer, ganz verschiedener Auftritt. Schon von weitem hörten wir lautes Gelächter, männliches und weibliches, daraus hervorschallen. In dem kleinen Gemach hinter dem Speisezimmer saß ein fremder Herr am Feuer, und zwei Damen, die Wirthin und deren sogenannte Schwester, führten mit ihm das Lach-Trio aus, das nach ihrer Versicherung schon über eine Stunde ununterbrochen dauerte. Und wer war jener Lachkünstler? niemand anders, als ein echter Sohn des milzkranken Albion, dessen Ankunft man während des Gelages dem Obersten gemeldet hatte. Dieser Gentleman, ein höherer Beamter aus London, hatte in Algier den Abend nach unserer Abreise unseren Reiseplan erfahren; derselbe stimmte so vollkommen mit seinen Absichten, daß er ein Thier miethete, den nächsten Morgen aufbrach, und in zwei Eilmärschen Numale erreichte, um sich uns anzuschließen. — Ein vierter Gast, das fehlte nur dem Hotel noch; der ganze Abend war in Veranstaltungen zum Nachtlager vergangen, und

diese hatten eben das homerische Gelächter veranlaßt, das selbst nach unserer Ankunft nicht aufhörte.

Darüber vergaß auch der Herr Engländer ganz, sich über die gemeinschaftliche Reise mit uns zu besprechen; daß uns seine Begleitung angenehm und willkommen sei, schien ihm durchaus selbstverständlich. Auch bekümmerte er sich nicht im mindesten um die nöthigen Vorkehrungen. Er hatte einen grauen Manchester-Reitanzug, bläulich-wollene Hemden, eine vollständige Reise-Toilette und Apotheke, vor allen Dingen aber zwei mächtige Sporen und einen schönen neuen Sattel aus England mitgebracht, und das genügte ihm; für das Uebrige ließ er uns und den lieben Gott sorgen. — Sein Lager war auf dem großen Tische des Speisezimmers bereitet; das meinige gleicher Weise in einem oberen Zimmer, wo gewöhnlich die Officiere ihre Tafel hielten. Die beiden Mecklenburger nahmen die beiden Betten ein; das ist der Vortheil, wenn man zu zwei ist. Ehe ich mich zu der sehr fraglichen Ruhe begab, trat ich noch einmal hinaus unter den Sternenhimmel; die einzige Kirchenglocke hallte eben die zwölf geistertweckenden Schläge der Mitternacht in die stille afrikanische Nacht: und freudig ging ich nun der Schlaflosigkeit und dem Froste auf meinem schlechtbedeckten Tisch-Bette entgegen. —

Der Morgen hielt glänzend, was die Nacht schimmernd versprochen. Ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich über dem dürrn Bergkessel; die schroffen Gipfel rötheten sich beim Aufgang. Aber kalt war es geworden; um 7 Uhr zeigte mein Thermometer nur 5 Grad C.; während er drei Tage zuvor in Algier um dieselbe Zeit 20 Grad gewiesen.

Schon um 8 Uhr kam Dr. M., uns zu den Sehenswürdigkeiten Annale's zu führen. Wir erstaunten über den geschmacklosen Luxus der im Bau begriffenen Kaserne, wogegen uns das Lazareth, ein so nothwendiges Institut in diesem Lande,

durch seine Dürftigkeit um so mehr auffiel. Die Betten standen in zwei großen Sälen zu ebener Erde, die früher als Stallung gedient hatten. Nur wenige Kranke lagen darin, worunter auch Eingeborene. Aber in der Fieberzeit ist die Zahl der Kranken ungeheuer, kaum zu glauben: 600, wie mir der Arzt versicherte. Also auch in dem hochgelegenen Numale dieser schreckliche Feind der Europäer! Das Klima ist hier dasselbe wie in Medea, Constantine und allen Orten der Hochplateaux (600—1100 Metres, d. i. ungefähr 2000—3700 preussische Fuß über dem Mittelmeere); nämlich im Sommer weit heißer, im Winter weit kälter, als an der Küste. Noch größer sind die Extreme in der Sahara. — Nach Dr. M.'s Aussage ist das Klima in ganz Algerien, und speciell in dieser Gegend, dem festhaften Bewohner sehr schädlich. Diesem Umstande sei es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß selbst die landbauenden Araber hin- und herwanderten; der Wechsel des Wohnsitzes sei die einzige Hülfe gegen Krankheit. Er kenne einen vornehmen Araber von über 80 Jahre, der, so lange er lebt, den Sommer diesseit, den Winter jenseit des Dschebel Dira zubringe, nur seiner Gesundheit wegen. Wenn auch Dr. M. durch seine unangenehme persönliche Stellung gegen die algerischen Zustände erbittert war, und daher seine Angaben überhaupt in's Ungünstige übertreiben mochte, so war doch diese gewiß nicht ganz unbegründet. Die amtlich festgestellte enorme Sterblichkeit in den Städten und bei den Eingewanderten bestätigt sie nur zu sehr. Jedoch ist die Kabylie jedenfalls auszunehmen, die trotz der Seßhaftigkeit ihrer Bewohner sehr stark bevölkert ist. Und bei guter, geeigneter Lebensweise vermöchten sicherlich auch die Europäer in vielen Gegenden dem Klima zu widerstehen. — Diese Gegenden suche man aus, und jene Lebensweise mache man den Colonisten möglich, so ist das größte Hinderniß der Colonisation gehoben! Aber beides ist außerordentlich schwierig.

Wie gesagt, der Doktor war Pessimist; trotz seiner Stellung als „médecin en chef“ der Garnison, lebte er ganz abgeschieden von der Gesellschaft der Officiere, d. h. von aller Gesellschaft. Er beklagte sich bitter über das geringe Ansehen, in welchem die Militär-Ärzte seit der Herrschaft Louis Napoleons ständen, weil sie fast sämmtlich als Orleanisten gegen ihn gestimmt hätten. Ihn selbst schickte man oft stundenweit hinaus, angeblich um einen Schwer-Kranken zu retten; und wenn er hin- komme, sei der Mann ganz gesund. Es gehe so weit, daß sein Untergebener, ein studirter und promovirter Arzt, auf einem detachirten Posten den Befehlen eines Sergeanten gehorchen müsse. Wie das so zu gehen pflegt, die Officiere schoben ihrerseits die Schuld des bösen Einvernehmens auf die Unverträglichkeit des Dr. M., gestanden aber zu, daß sie ihm öfters einen Schabernack spielten. Uebrigens entschädige sich der wackere Herr durch sehr lebhaften Umgang mit dem schönen Geschlecht, und seine nützlichste Thätigkeit sei die eines Mehrers der Numaler Bevölkerung. Wie dem auch sei, wir Fremden hatten nur Gelegenheit, seine große Freundlichkeit und Dienstfertigkeit anzuerkennen.

Eine Strecke außerhalb der Stadt, gegen Südwesten, liegt eine hübsche kleine Moschee mit Kuppel und Minaret, der nur eine etwas freundlichere Umgebung fehlt, um den angenehmsten Eindruck zu machen. Welcher Scheich, Kaid oder Marabut mag hier ein Denkmal seiner aufopfernden Frömmigkeit gesetzt haben? — Kein Scheich, noch Kaid, noch Marabut des gesammten Islam; die Gründer, Schenker und Erbauer dieser Moschee sind, wunderbar zu sagen, die ungläubigen Franken! Ja, so uneigennützig sind die Christen in Numale, daß ihre eigene Kapelle, ohne Thurm oder irgend welche Verzierung, keinen Vergleich mit der Moschee aushält, und uns erst durch den Gottesdienst am folgenden Morgen überhaupt als Kirche erkennbar wurde! Nun bedenke man, daß Numale fast ausschließlich von Christen und

Juden bevölkert ist, und man wird begreifen, wie sehr das Interesse der Politik hier das der Religion überflügelt hat.

Und so ist es durch ganz Algerien; S. Barbier, der etwas clericale Verfasser des schlechten Buches: *Itinéraire de l'Algérie* klagt mehrmals bitter darüber. Aber richtige Politik ist es auf jeden Fall. Der Araber liebt die Unabhängigkeit, aber er ist fanatisch für den Islam. Die Unterdrückung des Glaubens würde nur mit der gänzlichen Ausrottung der einheimischen Bevölkerung zu erreichen sein. Alle Häupter des Widerstands sind niemals als Vorkämpfer der Freiheit, sondern als Vertheidiger des Islam in die Schranken getreten. Nur die Religion war im Stande, die unzähligen, einander feindlichen Stämme zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Wären die Franzosen Moslemim, sie hätten von Anfang an nur geringen Widerstand gefunden. Jedenfalls ist also das Klügste, was Frankreich zur Beruhigung, wo nicht zur Gewinnung der Einheimischen thun kann, daß es ihre Religion nicht nur nicht antastet, sondern auf alle Weise ehrt und fördert. Schon bei Gelegenheit der Ankunft der Turkos in Algier erwähnte ich die feierliche Procession der Geistlichkeit, und die Rede des Mollah selbst bei der ganz militärischen Musterung. Ja, auf den trefflichen Rath einiger Officiere werden die zahlreichen Meffkapilger der Küste durch ein Regierungs-Dampfboot nach Alexandrien befördert, wie es scheint, ganz unentgeltlich. Kurz, der Islam ist trotz dem Bis.hof von Algier noch heute die eigentliche Staats-Religion von Algerien.

Und so viel steht fest, die große Mehrzahl der eingewanderten Europäer hat außerordentlich wenig Christenthum nach Afrika mitgebracht, und würde sich herzlich schlecht zur christlichen Mission eignen. Die Zeiten, wo Algerien einen heiligen Augustinus hervorbrachte, werden wohl nimmer wiederkehren. Und wenn die Eingeborenen, hoch und niedrig, deren ganzes Leben

die Religion heute fast ebenso trägt und durchdringt, wie unter den unmittelbaren Nachfolgern des Propheten — wenn die Eingeborenen, sage ich, auf die schlaffe, nur momentane und fast künstliche Religionsübung ihrer Meister blicken, so können sie nicht anders als aufjubeln, daß ihr Glaube der einzig lebendige: „kein Gott denn Allah und Mohammed der Prophet Allahs!“ Daher auch gewiß noch bei allen die heimliche, aber unerschütterliche Zuversicht, daß so unreligiöse Menschen die Gläubigen nicht auf die Dauer beherrschen können. Als ein Franzose einen Araber auf die soliden Prachtbauten seiner Landsleute aufmerksam machte, erwiderte dieser ruhig: „Allah meint es gut mit seinen Gläubigen, er schickt die Franken zu uns, damit sie für uns Brücken und Straßen und Paläste bauen!“

Die erwähnte Moschee war im Innern noch nicht ganz fertig. In ihrer Neuheit bildete sie einen treffenden Gegensatz gegen das „Museum“ römischer Alterthümer, das wir auf der Rückkehr besuchten. Dr. M. hatte sich eifrig mit den Ueberresten der alten Größe Afrika's beschäftigt, und war daher auch hier der beste Cicero, den wir finden konnten. Eine Mauer umgiebt den geräumigen Platz, wo man die zahlreichen römischen Grabsteine und Denkmäler zusammen aufgestellt hat; ein eigenthümlicher Friedhof, dessen Todte sämmtlich vor fünfzehn hundert Jahren dahingeshieden. Ich bemerkte nur lateinische Inschriften, darunter viele dem Andenken von Frauen gewidmet. Die Denkmäler von Bildhauerarbeit waren ohne allen Kunstwerth.

Darauf traten wir in ein Zimmer des anstoßenden Gebäudes, wo dessen Inhaber, die Officiere des Genie-Corps, die übrigen Alterthümer gesammelt haben. Außer den gewöhnlichen Gefäßen und Hausgeräthen bemerkte ich besonders eine kleine Victoria aus Bronze, von weit feinerer Arbeit, als alles Uebrige. Auch mehrere Mosaiken waren vorhanden; die schönste und größte, die man erst vor Kurzem aufgedrungen hatte, konnten wir

leider nicht zu sehn bekommen, weil sie zu besserer Erhaltung, vor dem beabsichtigten Transport nach Paris, wieder mit Erde bedeckt war. Nach Dr. M.'s Aussage sollte es ein wahres Meisterwerk sein. In seinem Hause zeigte uns der gefällige Mann zum Schluß eine recht artige Münzsammlung; meistens Kupfermünzen aus der späteren Kaiserzeit, von denen er uns einige zum Geschenk machte.

Einen reizenden Anblick darf ich nicht unerwähnt lassen: im Hofe des Museums spielten zwei junge Gazellen, deren zarte Formen, sanfte Augen und anmuthige Bewegungen selbst in der Unfreiheit den Ruf ihrer Schönheit in hohem Maße rechtfertigten. Der Vergleich mit einer Gazelle ist ja schon in der Bibel das schmeichelhafteste Lob für ein geliebtes Mädchen. So hegt Sjur-Shozlan seine Gazellen, wie Bern seine Bären — aber welcher Unterschied zwischen dem plumpen Muß und den schlanken Rennerinnen der Wüste! Und doch hat Bern die nächsten Schwestern der Gazelle so nahe, die flüchtigen Gemen, die in den Bergwüsten der unwirthbaren Hochalpen hausen, wie die Gazellen in den Sandwüsten Afrika's. Als ich einst auf der Wanderung über den erhabenen Gemmi-Paß hoch über mir an unersteiglicher Felswand, am Rande des Gletschers, die ersten Gemen erblickte — da dachte ich nicht daran, daß es mir vergönnt sein sollte, sie einmal mit ihren südlichen, schöneren Schwestern zu vergleichen! — Uebrigens theilen beide das Schicksal, trotz ihrer Unschädlichkeit und der Unzugänglichkeit ihrer Weideplätze ein beliebtes Jagdwild abzugeben. Hat auch der Gazellenjäger nicht über schwindelnde Abgründe zu setzen, so bedarf es doch großer Beharrlichkeit und Schnelligkeit, um in den unabsehbaren Flächen der Sahara die flüchtigen Thiere zu erreichen.

Gegen 11 Uhr begaben wir uns in das Haus des Obersten, der uns zum Dejeuner eingeladen. Ich kann nicht länger zögern, einige Worte über diesen merkwürdigen Mann zu sagen, dem

auch wir so sehr verpflichtet wurden. Der Mann mit dem offenen, gutmüthigen Gesicht und dem einfachen Benehmen, der Mann, der sich von den jungen Leuten seiner Umgebung so ruhig widersprechen und belehren ließ — derselbe Mann hat doch der Krone Frankreich ein ganzes, reiches Chalifat vollständig unterworfen. Und was das Größte und Wunderbarste ist, nicht durch Waffengewalt und Blutvergießen (worauf man doch wetten möchte bei der Riesengestalt und dem kriegerischen Wesen des Obersten), sondern durch Klugheit, durch feinste Benutzung der Verhältnisse und des arabischen Charakters.

Wie bei allen roheren Völkern, so bildet auch bei den Bewohnern Algeriens der aus der Familie erwachsene Stamm die wahre und bleibende Staatseinheit. Die Verbindung dieser kleineren Staatskörper (sie zählen zwischen 300 und 40,000 Seelen) zu einem größeren war von jeher nur eine zeitweilige, lose und ganz äußerliche. Niemals Einsicht und Patriotismus, sondern Waffenzwang und religiöse Begeisterung waren die Bindemittel. So bildete auch das Gebäude des türkischen Odschaf während der 300 Jahre seines Bestandes nur eine Anhäufung zahlloser Steine, nothdürftig zusammengehalten durch die eisernen Klammern der Schwerter, und durch den geschickt vertheilten Druck der einen auf die andern. Innerhalb dieses Gebäudes aber gab es einige kleine, weit festere Vereinigungen. Mit Ausnahme der höchst merkwürdigen Gesamt-Theokratie, die der heilige Stamm der Ued-Sidi-Scheich über viele seiner Nachbar-Stämme in der Provinz Oran ausübt — gehören alle diese Vereinigungen der Provinz Constantine an. Es sind die Bundes-Republiken der Kabylie, der Herrschaften der großen Oasen-Städte, wie Tuggurt, Lemacin, Gardaja der Beni-M'sab, die des Scheich-el-Arab in den Sibân, endlich die erblichen Chalifate der Familien Wennughä und Mokrani. Auf die ersteren werde ich bei Gelegenheit zurückkommen. Die letzteren liegen beide im Süden

der unabhängigen Kabylien, und im Norden der Sahara, haben ein sehr fruchtbares und wohlbevölkertes Gebiet, und beherrschen die wichtige Verbindung zwischen Algier und Constantine durch die Bibân.

Das bei weitem größere und mächtigere Chalifat ist das der Uad-Mokrân, welches vornehmlich den großen Kabylen-Stamm der Beni-Abbès, die arabische Ebene Medschana und einen bedeutenden Theil des Hodna, oder Hochlandes der Sahara, umfaßt: im Ganzen wohl 20 Stämme mit vielen tausend Seelen. Wann und wo die Familie der Mokrani die Oberherrschaft dieses weiten Gebietes erlangt hat, habe ich leider nicht erfahren können. Nach Carette ist sie jedoch wenigstens ein Jahrhundert alt, und höchst wahrscheinlich zwei Jahrhunderte; er hält Mokrân für ein berberisches (kabylisches) Wort, das „groß, Oberhaupt“ bedeutet. Wie dem auch sei, der Chalif der Medschana wurde von den Türken als fast unabhängiger Vasall behandelt, wohl nur verpflichtet zu einem verhältnißmäßig kleinen Tribute an den Bey von Constantine.

Nach der Eroberung von Constantine im Jahre 1837 sandten die Franzosen den jungen d'Argent zum Chalifen in die Medschana, mit einem ganz kleinen Detachement, zum Behuf der Dienstleistung. Und siehe da, der geschickten Politik des jungen Officiers gelang es, aus der Dienstleistung unmerklich die Mit-Regierung, und zulezt die wirkliche Herrschaft über das Chalifat zu entwickeln, ohne daß ein Blutstropfen darum vergossen ward. Zur Erreichung dieses großen Zieles trug seine Verheirathung mit einer Tochter der Mokrani nicht wenig bei; leider erkaufte der treffliche Mann das Glück seines Landes mit dem Unglück seines Hauses. — Als der alte, energische und gewaltthätige Chalif gestorben, war der Einfluß Frankreichs so gesichert, daß es das Chalifat ganz aufheben, und das Gebiet an einen Pasch-Alga und mehrere Raids, allerdings die Söhne

oder Neffen des alten Mokrani, vertheilen konnte, natürlich mit nicht bloß örtlicher Beschränkung ihrer Herrschaftsrechte. Herr d'Argent, der auf dem von ihm gegründeten Posten Bordsch-bu-Ariridsch vom Lieutenant bis zum Obersten vorgerückt war, hatte sein Werk vollendet, und wurde als Befehlshaber der Sub-Division nach Numale versetzt, wo man seiner einsichtsvollen Energie gegenüber den letzten Stützen des nationalen Widerstandes, den Kabysten des Dschurdschura, dringend bedurfte.

Freilich sind die zähen und demokratischen Bergvölker weniger leicht auf dem Wege des friedlichen Einflusses zu gewinnen, als der Lehns-Vasall der Ebene. Aber fast scheint es, als ob man die allmähliche und friedfertige Unterwerfung der Kabysten an leitender Stelle nicht einmal wünschte, und die dahin zielenden Bemühungen gar nicht versuchte. So wurde mir von einem nächstbetheiligten Officier versichert, daß die Beni-Melikesch, einer der mächtigsten Stämme am Dschurdschura, vor etlichen Jahren ihre Unterwerfung dem Obersten schon angeboten hatten, als sie durch das feindliche Einrücken der französischen Heerhaufen in die Kabylie wieder zu den Waffen gerufen wurden. Der Gewalt zu geben, was sie der Ueberredung zugesagt, schien ihnen unehrenhaft; sie schickten die Franzosen mit blutigen Köpfen heim, und hausen noch heute frei wie die Adler auf ihren Bergen. — Keine Frage übrigens, daß in den bevorstehenden Kämpfen Oberst d'Argent eine nicht minder glänzende Rolle spielen wird, als in den früheren Unterhandlungen; wer diesen Officier nur einmal gesehen, der ist fest überzeugt, daß seine Friedensliebe nur Folge der Weisheit und Menschenfreundlichkeit, nicht aber des unfriegerischen Sinnes ist.

An dem Frühstück nahm nur ein kleiner Kreis junger Officiere Theil; außer unsern gestrigen Bekannten auch ein Seconde-Lieutenant vom Arabischen Bureau, Herr von St. A., Neffe eines Generals. Dieser junge Mann, mit bleichem aber ein-

nehmendem Gesicht und starkem schwarzem Barte, war zu unserer Begleitung bis zum Fort Beni-Manzur bestimmt, und sein freundliches Benehmen weissagte uns das Beste. Das Gespräch wurde sehr lebhaft, als es auf den orientalischen Krieg fiel und besonders die Stellung der deutschen Mächte dazu berührte. Der Mecklenburger Gutsbesitzer, Herr v. D., ein entschiedener Reactionär und Ruffenfreund, ließ sich durch die wahrhaft glänzende und herzliche Gastfreundschaft, die wir von den französischen Officieren genossen, nicht abhalten, die Frankreich so feindliche Neutralität Preußens und Norddeutschlands in den schärfsten Ausdrücken zu vertheidigen. Der junge Capitän widerstritt ihm ebenso heftig, während wir andern mehr vermittelten.

In den sieben Monaten, die ich unter den Franzosen zugebracht, war kein Tag vergangen, wo ich nicht ein oder ein paar Mal diesen Gegenstand hatte durcharbeiten müssen. Sobald ein Franzose erfuhr, daß ich Preuße sei, war keine Rettung mehr; vom höchsten Beamten bis zum geringsten Arbeiter und Bauer hielt sich Jedermann für berechtigt, mich auf die Folter des ewig wiederkehrenden Ausfragens zu spannen. Wenn doch erst diese Humanität sich mehr unter den Menschen geltend machte, daß sie den Fremden mit Gesprächen verschonten, von denen sie voraussetzen können, daß er sie schon hundertmal hat führen müssen! Zumal von den als Muster der Höflichkeit und des Wohlwollens verschrienen Franzosen sollte man das erwarten.

Nach Beendigung des Frühstück's begaben wir uns mit den jüngeren Officieren auf das Bureau arabe, ein bescheidenes Gebäude an der großen Straße. An der äußeren Wand desselben kauerten mehrere Araber, welche Anliegen hatten. Sie erhoben sich bei unserer Annäherung, und barsch genug wurde ihnen bedeutet, einzutreten. Es war höchst komisch anzusehen, wie sie einer nach dem andern hereinkamen und an der Wand plötzlich zusammensanken, als ob sie gar keine Knochen hätten. Dies ist

die Art, wie sie die eigenthümlich kauernde Stellung mit untergeschlagenen Beinen einnehmen, die bei allen Orientalen die Stelle des Sitzens vertritt — sehr ökonomisch jedenfalls, denn sie erspart den Stuhl. Nun fing die Verhandlung in arabischer Sprache an, wobei der Dolmetscher, ein algerischer Jude, nicht selten aushelfen mußte.

Das „Bureau arabe“, wie schon sein Name anzeigt, ist die Specialbehörde für die Angelegenheiten der Araber, oder vielmehr aller Eingeborenen. Es besteht aus einem oder mehreren französischen Officieren, welche des Arabischen mächtig sind; doch erlernen sie die Sprache sowie das Recht, die Gewohnheiten und Zustände der Einheimischen wohl meistens nur durch die praktische Uebung selbst, d. h. ziemlich unvollkommen. Bedenkt man nun die Fülle und Mannichfaltigkeit der Geschäfte, die ihnen obliegen, und zu denen sie selbst in den wohlbekannten Verhältnissen der Heimath höchst unfähig wären, so wird man dem Dr. M. wohl Glauben schenken, daß sehr viele Fehlgriffe in dieser Verwaltung vorkommen. Junge Leute, kaum der Schule entwachsen, werden plötzlich zu Richtern in Criminal- und Civilsachen, zu Steuer- und Polizei-Beamten, zu Ordnern der ganzen einheimischen Verwaltung. Graubärtige Raids aus den ältesten Adelsfamilien sind ihnen untergeben; Jedermann kann von seinem ordentlichen Richter an sie appelliren. Wie höchst anstößig muß nicht dies einem Volke sein, das Religion, Alter und Geschlechts-Adel als nothwendige Bedingung jeder Würde betrachtet!

Dennoch versicherten mich die Officiere, daß sehr viel an sie appellirt würde, so, daß sie eine Menge Sachen zurückweisen mußten. Ist dies wahr, so sind die Araber werth, geknechtet zu sein; denn entweder begeben sie sich freiwillig und gern unter die fremde Botmäßigkeit, oder ihre eigene Rechtspflege ist so partheiisch, daß das erlittene Unrecht ihr Nationalgefühl schweigen macht. Die Vornehmen müssen jedenfalls auf diese Art

der französischen Verwaltung und Rechtspflege erbittert sein, und da sie bei den Arabern durchweg den Ausschlag geben, so hat man hier sicherlich einen Hauptgrund des hartnäckigen Widerstands zu suchen. Gerade den Franzosen wird es ja so unendlich schwer, sich in fremde Anschauungen und Lebensweise zu versetzen; wie mögen da im Anfang besonders die fecken und übermüthigen Officiere in den geheiligten, strengen Bau der mohammedanischen Verfassung hineingefahren sein! Aus der Geschichte der Erwerbung Algeriens geht auf jeder Seite hervor, daß die leitenden Männer lange Jahre hindurch keine Ahnung von den wahren Verhältnissen des Landes und der Leute hatten, die sie beherrschen sollten.

Warum hat man nicht schon vor 30 Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Beamten für Algerien gegründet: mit Unterricht im Arabischen, in der Geographie, Ethnographie und Geschichte des Landes, in der Religion, der Sitten- und Rechtslehre des Is'lam? Ein Beamter und Richter über Araber müßte den Koran kennen, wie der Richter über Franzosen seinen Code Napoleon. Wendet man die Umständlichkeit und Kostspieligkeit einer solchen Anstalt ein? Auch in dem politischen Haushalt ist das scheinbar Theuerste oft das wirklich Wohlfeilste. Mit einigen hunderttausend Francs für die Anstalt hätte man die hundert Millionen Francs für den unaufhörlichen Krieg ersparen können. Man sehe Oesterreich, das für seine wenigen Consulen im Orient ein großartiges Bildungsinstitut in Wien gegründet hat, und da handelt es sich nicht um die Beherrschung eines großen Königreichs!

An der Besteuerung erkannte ich recht deutlich die unkundige Hand des Soldaten. Freilich kann es nicht leicht sein, fremde nomadische Stämme in einem ungemessenen Landstrich gerecht und zweckmäßig zu besteuern. Wie in allen Gebieten des überwiegenden und noch rohen Landbaues, so ist auch in Algerien

die eigentliche Auflage der Zehnte (Mschur) vom Rohertrage des Feldes und der Heerden. Aber wie nun den zehnten Theil des Felder-Ertrags einziehen, wenn man den Ertrag selbst nicht kennt? Man hat zwar die Raids, die ja von den Franzosen eingesetzt werden, und spornt ihren Eifer durch den beträchtlichen Antheil, den sie von den eingehenden Abgaben erhalten. Wirklich bildet auch nach allen gedruckten Berichten der Zehnte, oder eine fixe Geldsumme als ungefährer Abschlag (gemäß der Ausdehnung des bestellten Landes) die hauptsächlichliche Einnahme von den Arabern. Aber in der Sub-Division Numale, sowie in dem Theil der Sahara, den ich durchreist, muß man wohl die Raids nicht für zuverlässig genug crachtet haben. Man hat sich daher zur Einziehung der Abgabe vom Korn an dasjenige gehalten, was sich allerdings am leichtesten beobachten läßt, nämlich an die Zahl der Pflüge. Jeder Pflug entrichtet 30 Fres. das Jahr im Bezirk von Numale, 60 Fres. in dem von Bu-Sâda (Sahara), wo ein Pflug wegen des leichten, ganz ebenen Bodens weit mehr Acker bestellt, und daher auch weit mehr Ertrag zu Wege bringt.

Wie gesagt, gegen die finanzielle Sicherheit dieser Besteuerung läßt sich nichts einwenden, auch mag sie dem wirklichen Ertrage des Bodens, bei einer so kunstlosen und gleichförmigen Bestellung, ziemlich entsprechen. Dagegen verlegt sie schreiend das wichtigste Interesse der Colonie: die Beförderung des sorgfältigen Anbaues. Denn natürlich werden die Stämme sich bestreben, mit möglichst wenig Pflügen möglichst viel Land zu bestellen; d. h. sie werden den Ackerbau noch viel nachlässiger und flüchtiger treiben, als sie es früher schon gewohnt waren, und einen kleineren Ertrag mit einfacher Steuer einem größeren mit doppelter Steuer vorziehen. — Außerdem besteht in dem Bezirke Numale (wie wahrscheinlich noch in anderen) eine Auflage vom Kleinvieh, $\frac{1}{10}$ Franc vom Schaf, $\frac{1}{4}$ Franc von der

Ziege. Das Rindvieh dient in Algerien fast nur zum Aekern, und wird daher nicht besonders besteuert; auch von den Pferden wird keine Abgabe erhoben.

Man zeigte uns im Arabischen Bureau eine Zeitung, welche das Centralbureau in Algier für die Eingeborenen in arabischer Sprache wöchentlich ein oder zwei Mal erscheinen läßt. Ob sie fleißig gelesen wird, habe ich nicht erfahren.

Im Laufe des Nachmittags besorgten Herr v. D. und ich die noch erforderlichen Einkäufe. Obgleich wir in Algier fast einen Tag damit zugebracht, so war doch noch manches anzuschaffen, als Rhum, Cigarren, Feigen und Datteln, Sardinen in Del u. dgl. Wir fanden die Läden besser versehen, als ihr etwas schmutziges, geringes Aeußere zu versprechen schien. Nur die Cigarren waren ganz abscheulich, während sie in Algier selbst weit besser sind, als in Frankreich. Letzteres ist die Folge des Tabak-Monopols, das im Mutterlande besteht, in der Colonie aber nicht. — Einen merkwürdigen Beitrag zu den Folgen der wirthschaftlichen Prämien liefert folgendes Verhältniß. Die sehr bedeutende algerische Tabaksmanufactur verarbeitet fast ausschließlich amerikanische (und etwas deutsche) Blätter, während etwa 10 Millionen Pfund in Algerien erzeugter Blätter zur Verarbeitung nach Frankreich gehen. Nun beziehen aber die algerischen Fabrikanten die fremden Blätter nicht etwa direct (directer Handel mit dem Auslande ist durch die Geringfügigkeit der Bezüge, sowie durch Zollbestimmungen erschwert), sondern über Marseille, so daß die mit Tabak beladenen Schiffe sich auf dem Mittelmeer kreuzen. Wenn Capitän und Matrosen sich bei solcher Begegnung nicht herzlich zulachen, so haben sie kein Fünkchen Humor im Leibe. Ist es doch, als ob es nur darauf ankäme, recht viele unnütze Schiffsleute zu beschäftigen! Die französische Regierung will den algerischen Tabaksbau mit aller Macht heben, und bezahlt daher übertriebene Preise für das Product.

Damit kann natürlich kein algerischer Fabrikant concurriren. Die Maßregel hat übrigens solchen Erfolg gehabt, daß die Regierung 1855 nicht allen Colonisten-Tabak anzunehmen vermochte. Es fragt sich nur, ob der Anbau dieser narkotischen Pflanze, die doch so viel Arbeit erfordert, sich auch nach Aufhören der Prämie erhalten wird.

Wer sind nun die Kaufleute von Numale und von Algerien überhaupt?

Unter dem milden Scepter der französischen Toleranz haben sich Leute aller drei Confectionen dem Handel ergeben, und du kannst also, lieber Leser, in jedem kleinen Orte das große Problem lösen, welche Religion ihren Bekennern die größte Rechtlichkeit einflößt. Handle nur um dieselbe Waare bei Christ, Jude und Muselman, und ihre Rechtlichkeit steht im umgekehrten Verhältniß der geforderten Preise. Darf ich meinen wiederholten derartigen Experimenten in der Hauptstadt Algier trauen, so werden sich meine meisten Leser bitter enttäuscht fühlen: für dieselbe Waare derselben Qualität fordert der Jude das Doppelte des muselmännischen Preises; das Doppelte des jüdischen Preises aber — der Christ! Und, so viel ich weiß, ist dies die allgemeine Erfahrung, nicht bloß in Algerien, sondern im ganzen Orient. Ich erinnere nur an das morgenländische Sprichwort, daß an Schlaueit zwei Juden erst einen Griechen, zwei Griechen aber erst einen Armenier ausmachen. Die Muselmänner ragen durch ihre Rechtlichkeit so hervor, daß sie unter den betrügerischen Kaufleuten gar nicht mitgenannt werden. — Jedoch ist zur Minderung dieses Makels für Juden und Christen nicht zu verschweigen, daß sie in der Türkei beide dem Druck und der Plünderung ausgesetzt sind, wie es nicht minder die Juden in Algerien bis 1830 waren; und daß die Christen in Algerien — mögen sie es mir nicht übel nehmen — so wenig für die Christen im allgemeinen maßgebend sein können, wie der Ausschuß für das Porcellan.

Anders, als für die Rechtlichkeit, stellt sich das Verhältniß freilich für die Tüchtigkeit im Handel. Den Muhammedanern Algeriens fehlt durchaus nicht der Sinn und Geschmack für den Verkehr; das beweist schon ihre erstaunliche Reiselust. Die religiöse Verpflichtung zur Wallfahrt nach Mekka hat nicht minder den Handelsgeist der Moslemim befördert, wie einst die Pilgerung nach Jerusalem den der Juden. Was den Muhammedanern abgeht, um tüchtige Handelsleute zu sein, ist vielmehr die geistige Regsamkeit, das energische Streben nach Reichthum, und die allgemeine praktische Bildung. In den zwei erstgenannten Eigenschaften werden sie von den Juden, in allen dreien von den Christen weit übertroffen. Bei den Juden denke ich natürlich nur an die einheimischen, welche wunderbarerweise trotz jahrhundertlangem Druck jene unschätzbaren Geisteskräfte bewahrt haben.

Dem oberflächlichsten Beobachter springt sicherlich bei einem Besuch des Bazars von Algier der ungeheure Unterschied in die Augen, der zwei Völker derselben Abstammung, trotz eines ununterbrochenen Zusammenlebens durch ein volles Jahrtausend, noch heute scheidet. In diesem Bazar, dem Sammelplatze der echt orientalischen Erzeugnisse, bieten Mauren und Juden dicht neben einander, nur durch dünne Bretterwände getrennt, ihre blinkenden Waaren feil. Selbst ihre Tracht ist dieselbe; nur die dunklere Färbung der Zeuge bezeichnet den Juden; und beider Sprache ist die, der hebräischen verschwisterte, arabische. Aber der Maure mit schönem, regelmäßigem Gesicht kauert ruhig, fast unbeweglich inmitten seiner Waaren; an der runden Mundspitze seines langen Tschibuk saugend, sieht er kaum nach dir hin, wenn du prüfend, mit den Augen des Käufers, an seinem Ausstande vorübergehst. Trittst du heran, so ist er freundlich und höflich, aber ohne viel Worte; auf dem einmal gesagten Preise beharrt er fast immer. In keinem Augenblicke verläßt ihn der würdige

Anstand, den das Selbstgefühl giebt; du empfindest, der Mann ist nicht für dich da, sondern für sich.

Wie ganz anders der Jude! Zwar ist sein Gesicht lange nicht so scharf und verzerrt, wie das vieler Stammesgenossen in den nördlichen Ländern, sondern man sieht manchen schönen Kopf unter ihnen. Aber in den Augen blitzt die Gewinnlust, der Trieb zur Thätigkeit. Schon von weitem ladet er dich zum Kaufen ein, preist jedes Stück seiner Waaren in langen Reden, läßt sich auf die Hälfte des geforderten Preises herunterhandeln. Da er kommt in den Gasthof, in deine Stube, und rühmt und quält so lange, bis du ihm einen ganzen maurischen Anzug abgekauft. Daher machen auch die Juden weit mehr Geschäfte, als die Mauren. Der Jude Solal ist der bekannte König des Bazars von Algier. Um mich ganz sicher zu stellen, ließ ich mich von einem seiner Freunde zu ihm hinführen und dringlichst empfehlen. Der Erfolg war, daß ich für viel Geld und gute Worte einen miserablen Burnus erhielt — und meine Reisegefährten, in der Absicht, sie dieselbe Gunst genießen zu lassen, zu demselben Mißgriff verführte. Auch in Paris handelt ein Jude aus Algier mit afrikanischen Luxuswaaren; ich besuchte ihn, um meine Sammlung etwas zu ergänzen. Aber der Mann forderte so ungeheuerliche Preise, als ob noch die Corsaren auf dem Mittelmeere von vier Handelsschiffen regelmäßig dreie kaperten. Ein ausgeblasenes Straußenei für 10 Fr. war mir denn doch zu theuer!

Uebrigens giebt es nur wenige Artikel, worin die Bekenner der drei Religionen mit einander concurriren. Ganz naturgemäß entsprechen ihren verschiedenen Eigenschaften und Umständen auch verschiedene Zweige des Handels, auf welche sie sich fast ausschließlich werfen. Diese Arbeitstheilung im Handel nach Religion und Abstammung ist wohl weitgehend und interessant genug, daß ich sie etwas näher ausführe.

Der eigentliche Großhandel, als die überseeische Einfuhr und Ausfuhr und das Banquiergeschäft, ist in den Händen der eingewanderten Europäer (worunter auch viele Juden aus Frankreich, Deutschland und Italien). Die Eingebornen, vorzüglich die Kabylen in den Hauptstädten, beschäftigen sich jedoch mit dem Aufkauf der Landesproducte, Getreide, Wolle, Del u. s. w. in ziemlich großem Maßstabe. Außerdem sind es ausschließlich die einheimischen Muhammedaner, die den auswärtigen Landhandel mit Tunis, Marokko und dem Süden, der großen Sahara und dem Negerland, so wie auch den Binnenhandel zwischen dem nördlichen Ackerlande (Tell) und dem südlichen Weidelande (Sahara) betreiben. Der örtliche Kleinhandel endlich läßt sich in drei Kategorien theilen: derjenige mit allerhand Zeugen, europäischen und afrikanischen, mit fertigen Kleidungsstücken und mit Schmucksachen ist vorwiegend das eigenthümliche Gebiet der Juden (wie ja fast in allen Ländern der Erde, von Rußland bis zum Mississippi und Neuholland!); derjenige mit sonstigen europäischen Fabrikaten, mit Colonialwaaren und geistigen Getränken liegt in den Händen der Europäer; der Kleinhandel endlich mit Lebensmitteln und einheimischen Producten aller Art ist den Mauren verblieben. Selbstverständlich ist diese Eintheilung nur im Allgemeinen wahr und gültig; sie wird besonders durch den Umstand beeinträchtigt, daß der Europäer und der Einheimische am liebsten von seinem Landsmanne kauft, schon um der Sprache willen.

Andererseits findet innerhalb der drei Religionsgenossenschaften wieder eine ziemlich deutliche Geschäftstheilung nach Nationalitäten statt. So, um nur einige Beispiele anzuführen, haben in Algier die Malteser den Gemüse- und Fruchthandel gänzlich an sich gerissen, die Spanier kaum minder den Tabagieverkehr — und der Himmel weiß, wie bedeutend und einträglich derselbe ist, und wie sehr er den Bierverschleiß übertrifft, den

natürlich die Elsäffer sich nicht haben nehmen lassen. Unter den Muselmännern sind die betriebsamen Kabylen im Alleinbesitz des Getreide- und Mehlhandels; die Mosabiten (es sei mir gestattet, vom eigentlichen Handel hier abzusehen) halten die zahlreichen Badehäuser; die Biskri sind Lastträger und Commissionaire; die Neger endlich weihen die Häuser mit Kalk, während ihre Frauen waschen, und die beliebten „Gallettes“ (Brodkuchen) auf den Straßen verkaufen.

Es würde zu weit führen, wollte ich diese merkwürdige Geschäftstheilung in allen ihren Einzelheiten darstellen; aber das wird der Leser sich vorstellen, daß es ein buntes Bild ist, dieser algerische Verkehr, wo jeder Zweig gleichsam sein eigenes Costüm, seine eigene Sprache, seine eigene Nationalität besitzt. Nun denke man sich das Gewühl einer Straße oder eines Marktes von Algier, die bunten Farben der Gewänder und Kopfbedeckungen, die Abstufung in den Farben der Gesichter, vom Schwarz des Ebenholzes durch das Braun des Mahagonis bis zum Weiß des Elfenbeines, das Chaos der Waaren, der Stoffe von den Ufern des Niger und vom Gestade der Irischen Meerenge, der Früchte von den Oasen des Dattellandes und von den Gärten der Normandie — und man wird den märchenhaften Zauber begreifen, den solche Scene auf das Auge und die Sinne des nordischen Europäers hervorbringt!

Eigentlich glänzende Magazine sieht man in Algerien überhaupt nicht; doch besteht ein gar bemerkbarer Unterschied zwischen den stattlichen Läden der Christen und Juden in den Hauptstraßen einerseits, und den offenen Ausständen der Moslemim in den Seitengassen, wohin sie größtentheils zurückgedrängt worden sind — die letzteren so schmucklos, klein und unansehnlich, daß sie mehr Hökerbuden gleichen, als wirklichen Läden. Glaube auch nicht, daß du hineingehen kannst, um deine Einkäufe zu besorgen: kaum daß der phlegmatische Verkäufer darin Platz hat;

für dich ist die Straße breit und schattig genug. Da ist es kein Wunder, wenn die Mauren immer mehr verarmen, und in Folge dessen auch an Zahl abnehmen. Nach den amtlichen Aufzeichnungen ist seit der Eroberung (wie es vor derselben sich verhielt, darüber hat man natürlich keine bestimmte Kunde) unter den Mauren aller Städte des Königreichs die Zahl der Geborenen geringer, als die der Gestorbenen. Bei den Juden steht es gerade umgekehrt, und dies ist der deutlichste Ausdruck ihrer wirthschaftlichen Ueberlegenheit. Denn vor der Eroberung hatten die Juden sicherlich keine besseren und größeren Läden, als die Mauren; aber durch Wirthschaftlichkeit und die sie so auszeichnende Geistes-Elasticität haben sie sich den Anforderungen der europäischen Bevölkerung in jeder Beziehung anbequemt. Während ihre maurischen Nachbarn im Wesentlichen nach fast dreißig Jahren der französischen Herrschaft in Tracht, Sitte, Sprache, Anschauung und Beschäftigung ganz die alten geblieben, ist bei den Juden eine förmliche Revolution in allen Verhältnissen eingetreten, dergestalt, daß sie in einem Menschenalter äußerlich und innerlich ganz europäisirt sein werden.

Und man glaube nicht etwa, daß diese Juden Europa zeitlich oder räumlich näher standen, als ihre muhammedanischen Landsleute. Die Mauren und die Juden Algeriens (so wie der ganzen Berberei) sind beide größtentheils die Nachkommen jener hoch gebildeten, betriebsamen und glücklichen Bewohner Spaniens, welche die Unduldsamkeit der Castilier aus dem schönen Vaterlande vertrieben, das sie weit mehr noch durch Pflug, Kelle und Webstuhl, als durch die Waffen erworben hatten. Beide so blühende Zweige des semitischen Völkerstammes hat dann in Afrika die Sonnengluth, und mehr noch der Druck türkisch-tatarischer Rohheit verdorrt und vertrocknet. Aber der Zweig der Juden ist zäher, der höhere Geist des Mosaismus hat den inneren Lauf der Säfte erhalten. Und siehe, kaum ist der äußere Druck

beseitigt, so wächst er wieder und treibt neue Blüten, indefs der maurische Zweig mehr und mehr verwelkt!

In Numale, als einer von den Franzosen neugegründeten Stadt, ist die muhammedanische Bevölkerung höchst unbedeutend; nur ein Paar Läden mit Baumfrüchten (Datteln, Feigen, eßbaren Eicheln) fand ich in ihrem Besitze. Die algerischen Juden sind zahlreicher und haben größere, ansehnlichere und besser versehene Waarenläden. Dr. M. empfahl mir zum Einkauf von warmem Schuhwerk das Geschäft eines Juden als das bedeutendste der Stadt, und ich fand auch eine große Auswahl aller gangbaren Artikel für Kleidung, Puß und Aehnliches, ja, es servirten darin mehrere Ladendiener, was zumal in den kleineren Städten Algeriens zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Als National-Oekonom war es mir höchst merkwürdig, zum ersten Male eine Stadt kennen zu lernen, deren Gründung und Bestand beinahe ausschließlich auf der Garnison beruht. Denn der Handel mit den umwohnenden Stämmen, sowie der Exporthandel nach Algier sind von wenig Belang. Die ganz Civil-Bevölkerung lebt also von der Consumtion der Soldaten und Officiere — ein Verhältniß, das man übrigens von der großen Menge der eingewanderten Bevölkerung behaupten kann. Als sehr ersprießlich und erquicklich ist dieser Zustand aber nicht zu bezeichnen, am wenigsten, wo er so höchst vorwiegend auftritt, wie gerade in Numale. Die Verminderung der Garnison um ein paar hundert Mann muß die entschiedenste Baisse in allen Einkünften, Löhnen und Besitztiteln hervorbringen; das abziehende Bataillon nimmt einen bedeutenden Theil des Grundbesitzes gleichsam im Tornister mit fort. Und sollten irgend welche Umstände einmal die Besatzung überhaupt entfernen, so hätte die Stadt aufgehört zu existiren. Zum Beweise verzeichne ich hier eine Thatsache, die vielleicht ohne Beispiel dasteht: Numale hat in seiner Umgegend keinen einzigen Garten, und nur Eine Land-

wirthschaft, und diese „Ferme“ gehört dem Obersten. Sie ist klein und einfach, tief unten an dem Bach gelegen, dem entlang wir hieher gelangten. Dort stehen auch die einzigen Bäume, dort lacht auch das einzige Grün, das man von der Stadt aus erblickt, so weit das Auge reicht. Allerdings ist die Gegend steinig und wasserarm; aber daß ein hoher Anbau hier möglich, beweisen die römischen Ruinen, auf die ich später komme, beweist schon die einstmalige Existenz einer Stadt von 60,000 Einwohnern.

Die Hauptmasse der Besatzung bildet das Corps der Spahis, oder leichten, eingeborenen Reiter, von denen nach mündliche Aussage etwa 2000 Mann hier in Garnison liegen. Doch scheint mir diese Angabe sehr übertrieben. Jedenfalls liegen sie nicht in der Stadt selbst, sondern bewohnen wahrscheinlich Baracken in der Umgegend. Sie sind als Reiterei, was die Turkos als Fußvolk sind: eine wirklich eingeborene, aber reguläre Truppe im französischen Solde und unter französischem Commando. Daß sie Reiter sind, macht sie indeß noch weit nationaler; es ist ja bekannt, daß, wie alle Nomaden, so auch die Araber Algeriens ihre vorwiegende Stärke in der Reiterei besitzen. Wirklich giebt es keinen bunteren, kühneren, ritterlicheren Anblick, als so eine Spahis-Schwadron mit Hurrah im gestreckten Galopp über die unabsehbare Steppe sausen zu sehen. Die edlen Berberrosse scheinen der Verbindung von Wind und Feuer entsprungen; so blitzschnell fahren sie dahin, so feurig schnauben die Mäster und sprühen die Augen. Und der Sohn der Wüste, fest in seinem türkischen Sattel mit den kurzen, breiten Bügeln, ganz in Feuerroth gekleidet, den weiten Burnus aufgeblähet und flatternd, schießt in vollem Galopp seine lange Flinte ab, zieht dann im Nu den krummen, blinkenden Säbel unter dem linken Schenkel hervor, schwingt ihn mit lautem Geheul, und stürzt sich auf die Feinde, wie der Sturmwind auf die Bäume des Waldes. So stürzten einst die Parther auf die Legionen des Crassus, so die

fürchterlichen Hunnen Attila's, die vernichtenden Tataren Dschingis-Chans auf die festen Schaaren des Abendlandes!

Die Spahis haben dieselbe Uniform, wie die Zuaven und Turkos; aber die Jacke roth, und die Hosen blau; weißen Shawl als Turban, und zwei Burnus, d. i. lange, ganz schlichte Mäntel mit Capuzen und Troddeln daran, über der Brust zusammengeñäht, so daß man den Kopf durchstecken muß, um sie anzuziehen. Zwei Burnus bilden die Tracht der wohlhabenden Araber: gewöhnlich der untere schwarz, der obere blendend weiß, und als besondere Schönheit gilt es, daß die schwarze Capuze über der weißen zum Vorschein kommt. Es ist in der That eine ebenso einfache, als vornehme und schöne Tracht; und ein imponirender Anblick, wenn so eine hohe, schlanke Gestalt mit dem braunen, bärtigen, würdevollen Antlitz und der malerischen Gewandung daherschreitet. Die Spahis nun haben zur Unterscheidung den untern Burnus weiß, den obern aber roth. — Nur im strengen Dienst tragen sie den maurisch-türkischen Turban; für gewöhnlich aber die nationale Kopfbedeckung der Araber. Diese besteht aus einem ziemlich hohen, steifen Fez, über den der oberste Theil des wollenen Hemdes mit zahlreichen Windungen von dickem, bräunlichen Kameelgarn befestigt ist. So wird auch der Hals gegen Sonne und Zugluft gedeckt; und das ist wahrscheinlich der Grund dieser, für unsere Begriffe höchst auffallenden Tracht.

Da ich einmal bei der Männer-Kleidung stehe, so will ich diesen Gegenstand hier erledigen, damit sich der Leser eine Vorstellung von dem äußeren Erscheinen der Personen machen könne, denen er im Laufe unserer Reise begegnet. Der Araber (und so auch der Kabylen) trägt nur zwei Kleidungsstücke: den Gait (Untergewand) und den Burnus oder Bernus (Oberkleid). Beide sind von Wolle, und beim gemeinen Manne (der nur Einen Burnus hat) von weißer Farbe. Wenigstens waren sie ursprüng-

lich weiß; doch erinnere ich mich nur ein paar Mal, bei fürstlichen oder sehr reichen Personen einen wirklich weißen Burnus erblickt zu haben. Der gemeine Mann trägt denselben Burnus, bis kein Faden mehr daran zu sehen ist, und wie ich wenigstens lese, dient derselbe Burnus sogar oft mehreren Generationen. Dann sollten sich wahrhaftig unsere berühmten Tuchfabrikanten in ihre Seele hinein schämen, und sofort eine Schaar Tuchmacher aus der Sahara verschreiben; oder eigentlich Tuchmacherinnen, denn die gemeineren Zeuge werden von den Weibern der Nomaden gewebt! Dazu erwäge man, daß Haik und Burnus nicht bloß als Kleidungsstücke bei Tag, sondern auch als Bette und Bettdecke bei Nacht dienen, und zwar Leuten, die gar häufig auf bloßem Boden und unter freiem Himmel schlafen. Doch noch nicht genug: der Burnus ist dem Araber auch Handtuch, Schnupftuch, Serviette, ja sogar Topf und Teller. So sah ich mit eigenen Augen einen meiner Führer des Morgens und des Abends ein Häuflein Gerstenmehl in den Zipfel seines Burnus thun, es mit Wasser zu einer Art Teig mengen, und sodann im Gehen mit der Hand zum Munde führen — das war seine Nahrung für einen ganzen Tag, bei ununterbrochenem Marschiren von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang. —

Freilich läßt sich zur Erklärung der langen Dauer anführen, daß diese Gewänder weder durch An- und Ausziehen, noch durch Wäsche sehr abgenutzt werden; beide Operationen sollen, wenn überhaupt, doch nur zu den höchsten Feiertagen vorkommen. Wasser und Seife sind ja auch so knapp im Innern Algeriens! Wie die Burnus der gemeinen Leute bei so bewandten Umständen ausseh'n mögen, das auszumalen überlasse ich der Phantasie des Lesers; schmutzig sind sie nur da nicht, wo sie Löcher haben. Und dennoch erinnere ich mich nicht, daß sie jemals Ekel oder Gram in mir erregt hätten, wie doch so oft die viel reinlicheren Lumpen europäischer Armen. Das liegt unzweifel-

haft an dem eigenthümlichen Anstand, mit dem sich der niedrigste Araber in den zerlumptesten Burnus hüllt. Und ferner liegt es an dem wärmeren Klima, daß die Bekleidung in der Regel als etwas Ueberflüssiges erscheinen läßt.

Ja, jetzt denke ich daran, als ich bei der Einschiffung zu Marseille in kaltem Regenwetter die dreihundert zerlumpten Algerier sah, die von der Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Mekka und Medina zurückkehrten, da ward meine Seele mit Grausen und Kummer erfüllt; der Himmel, die ganze Umgebung paßte noch nicht zu den Lumpen, und dann war doch das Elend auch zu gewaltig und massenhaft, um durch den Reiz des gänzlich Fremden übertüncht zu werden. Auch muß ich sagen, solche ausgetrocknete, entfleischte Gestalten habe ich doch in ganz Algerien nicht wiedergesehen, wie sie auf dem Vorderdeck des „Luxor“, des schmucken, stattlichen Dampfers, gleich Säcken zusammengedrängt waren, ein unbeschreiblicher, verworrner Knäuel des Hungers, der Mühsale, der Entkräftung, der Krankheit, des Schmutzes und der Blöße. So müßte es auf dem Schiffe aussehen, in welchem Charon die Verdammten über die gräulichen Wasser des Styx zur Hölle führt, wenn anders der einzige Fährmann so viel Jammer zu gleicher Zeit übersetzen könnte. *)

Doch ganz im Gegentheil brachte der Schiffsmann des „Luxor“ die Unglücklichen aus dem Elend einer sechsmonatlichen Reise über Meere und Wüsten zurück zur lieben Heimath; und rührend war es zu sehen, wie sich die Kräftigsten beim Annähern an das weißglänzende Algier ganz vorne hindrängten, das väterliche Gestade mit den Augen verschlingend. Aber die Allermeisten blieben ruhig niedergekauert, oder suchten höchstens ihr

*) Ma quell'anime, ch'eran lasse e nude,
Cangiar colore e dibattero i denti,
Ratto che inteser le parole crude.

(Dante, Inferno III.)

Gepäck zusammen, und kein Tauchzen, kein Freuderuf drang aus dem schmutzigen Klumpen. War es gänzliche Entkräftung oder die Anwesenheit der „Giaux“, was die Kundgebung ihrer Freude hinderte? Am Ufer standen ihre Freunde und riefen ihnen Willkommen zu: kehrten sie doch von der langen Reise voll Drangsal und Beschwerde als halbe Heilige zurück, und sollten an dem bevorstehenden „Großen Feste“ (El-Mid-Chebir) den gloriwürdigen Titel Hadschi (Wallfahrer) empfangen, der mit den Namen selbst untrennbar verbunden bleibt!

Aber was wird den Schaaren zum Lohne, welche die Wallfahrt dahingerafft? Noch ganz am Schluffe, während des dreitägigen Bivouacs auf den kalten Steinplatten des Neuen Hafens von Marseille, bei unaufhörlichen Regengüssen, waren mehrere erlegen; andere wurden sterbend auf den Dampfer geschleppt, und verschieden während der Ueberfahrt. Man versenkte sie ohne Aufsehen in die Fluthen des Meeres; ihre Seele aber stieg gewiß, nach dem Glauben der Moslemim, geradeßweges zum Garten des Paradieses empor, wo der Prophet den Gestorbenen der Wallfahrt ein besonders reines Gemand, ein besonders schattiges Plätzchen, und eine besonders jugendschöne Huri beschieden hat.

Ich wende mich zu dem Corps der Spahis zurück. Es wurde schon in den Jahren 1834—36 in drei Abtheilungen für die drei Provinzen gegründet, und bewährte sich so, daß es 1841 auf 20 Schwadronen vermehrt ward. An dem außerordentlichen Nutzen dieser eingebornen Reiterei läßt sich von vornherein nicht zweifeln: des Landes und der Sprache kundig, sie selbst und ihre Pferde an Klima und Lebensweise gewöhnt, die angeborene Tapferkeit und Schnelligkeit mit der angelernten Disciplin verbindend; endlich durch hohen Sold und große Vorzüge an die Franzosen gekettet, müssen sie in Algerien Ausgezeichnetes leisten. Nicht gering anzuschlagen ist auch der mittelbare politische Vortheil der Einrichtung: die Spahis werden vorzüglich aus guten

Familien gewählt, und knüpfen durch ihre eigene Ergebenheit zugleich ihre Sippe, ja den ganzen Stamm an die Fremdherrschaft.

Um alle diese Vortheile zu erreichen, müssen aber auch sehr beträchtliche Kosten aufgewandt werden. Der Spahi erhält beim Eintritt eine bestimmte Summe zum Ankaufe eines Reitpferdes, das trotzdem sein Eigenthum wird, und ihm auch beim Abgang (natürlich erst nach einer gewissen Reihe von Jahren) verbleibt. Diese Maßregel ist sehr zweckmäßig, da sie den Spahi erstens zur sorgfältigsten Behandlung seines Thieres veranlaßt; und zweitens auch dazu, daß er von seinem eignen Gelde zulegt, um sich ein recht schönes Pferd anzuschaffen. Die außerordentliche Vorliebe des Arabers für das Pferd ist ja bekannt, und so giebt es sicher kein Mittel, ihn mehr an sich zu fesseln, als durch Belehmung gleichsam mit einem edlen Streitrosse. In der That sind mir die Pferde der Spahis sehr schön, kräftig und wohlgepflegt vorgekommen; und wie stolz die Leute auf ihre Thiere sind, das zu bemerken, hatte ich an unsern zwei Geleitsmännern während 14 Tagen genügende Gelegenheit.

Ferner erhalten sie einen sehr hohen Sold, 1 Fr. den Tag, und stehen sich überhaupt weit besser, als die französischen Soldaten in Algerien, obwohl doch auch diese schon den doppelten Sold und bessere Verpflegung genießen, als im Vaterlande. Auch der Ehrgeiz des Spahi findet hinlängliche Nahrung: er kann bis zum Oberlieutenant vorrücken, (was gar nicht selten vorkommt), und erfreut sich schon als Gemeiner bei den Eingeborenen eines hohen Ansehens, das er wohl nicht selten zu Druck und Erpressung mißbraucht. Meinem Bericht nach sind alle Spahis verheirathet, was bei der Gewohnheit der frühzeitigen Heirathen im ganzen Orient nicht Wunder nehmen darf. Außerhalb Algeriens ist diese Truppe nur wenig verwendet worden, und gewiß leistet sie auch in Afrika die nützlichsten Dienste.

Nach alle dem glaube ich, daß die Franzosen die Benutzung eingeborner Soldaten noch sehr bedeutend ausdehnen könnten. Der Araber ist durch und durch Krieger, und wenn er auch von Natur nicht alle diejenigen Eigenschaften besitzt, die man von einem Regulären verlangt, so scheint es ihm nicht schwer zu werden, dieselben unter europäischer Leitung zu erwerben. Die größere Kostspieligkeit möchte wohl nicht so sehr das Hinderniß bilden, als das Mißtrauen wegen der Verlässlichkeit, als vor allem das Streben, den Krieg in Algerien als Uebungsschule der französischen Soldaten und Officiere zu benutzen. Dieser letzte Umstand muß bei Beurtheilung aller französischen Maßregeln in Algerien beständig im Vordergrunde erscheinen: es unterliegt keinem Zweifel, daß derselbe von Anfang bis auf den heutigen Tag die weitüberwiegende Triebfeder der französischen Politik ausgemacht hat. Sehr fern lag dieser Zweck dagegen der englischen Compagnie in Ostindien: daher wir auch dort eine unvergleichlich größere Heranziehung eingeborner Truppen finden, und zwar, wie die ungeheure und immer noch zunehmende Ausdehnung ihres Gebietes beweist, mit dem allerbesten Erfolge (wenn auch der große Aufstand vor einigen Jahren die damit verknüpfte Gefahr nur zu deutlich enthüllte). Freilich hängt die Mehrzahl der Hindus lange nicht so energisch an der Unabhängigkeit von den Christen, wie die Araber und Kabylen; aber dafür fallen in Algerien viele andere Hindernisse fort, welche dem Europäer in dem unermesslichen Ostindien entgegentraten; vor allem die außerordentliche Entfernung, die Größe, Volksmenge und der Reichthum der Staaten, und die mächtigen europäischen Nebenbuhler.

Turkos und Spahis sind die regulären eingeborenen Truppen; es giebt aber auch irreguläre, nämlich der Maghjsen und die Ghums. Der Maghjsen besteht nur aus Reitern, welche unter dem direkten und, wie es scheint, auch beständigen Commando des Bureau

arabe stehen. Sie werden vornehmlich zu Botschaften und sonstigen Aufträgen benutzt, doch gewiß auch zum Kampfe. Sie haben keine eigentliche Uniform, sondern unterscheiden sich von den gewöhnlichen Arabern höchstens durch die Farbe ihres oberen Burnus, welche bei den verschiedenen Bureaus verschieden ist, übrigens auch weiß, wie in Annale. — Die Ghums hingegen werden von den eingeborenen Häuptlingen, Scheichs, Kaidis, Basch-Agas, commandirt, erhalten keinen Sold, und tragen keine Spur von Uniform. Sie sind die bewaffnete Mannschaft der Stämme, welche auf Verlangen der Franzosen die Expeditionen als Hülfsstruppen mitmachen, zumal in der Nähe ihres Gebiets. Abgesehen hiervon dienen sie zur Aufrechthaltung des Friedens und der Sicherheit innerhalb ihrer Grenzen. Dies ist, besonders in der Nachbarschaft noch ununterworfenen Stämme, eine sehr wichtige Aufgabe der Stammhäupter; denn die Franzosen haben für alle im Gebiete eines Stammes verübten Angriffe auf Leben oder Eigenthum den ganzen Stamm auf die strengste Weise verantwortlich gemacht: das einzige durchgreifende Mittel, dem Wegelagern der feindlichen oder zweideutigen Eingeborenen ein Ende zu machen.

In der That ist die Sicherheit des Lebens und Eigenthums jetzt ganz vorzüglich; nicht bloß mit Rücksicht auf die verwilderten und kriegerischen Zustände des Landes, sondern wirklich absolut. Das ganze südliche Europa steht darin weit hinter Algerien zurück; und selbst der Gegner muß zugeben, daß dies ein wahrer Glanzpunkt der französischen Verwaltung in Algerien ist. Man bedenke, daß Völkerschaften von der Art der Araber und Kabylen, in kleine Stämme zersplittert, dünn über ein weites Land verstreut, ohne eigentliche Heerstraßen und großen Handelsverkehr, den Wegeraub seit ewigen Zeiten und in allen Zonen für etwas ganz Erlaubtes, ja Rühmliches halten, und daß es wahrlich keine Kleinigkeit ist, so tief eingewurzelte Gewohnheiten

in einem so ausgedehnten Lande zu besiegen. Zu gleicher Zeit aber bedarf es keiner Ausführung, welche unendliche Wohlthat die allgemeine Sicherheit für die gewerbliche und geistige Cultur des Landes hervorbringt. Die einzelnen Bezirke waren früher weit mehr noch, als durch Gebirge, Seen oder Wüsten, durch die Gefahr des Raubes gänzlich von einander geschieden. Die Handelsleute machten oft ungeheure Umwege, um den frechsten Raubstämmen zu entgehen, oder waren genöthigt, Wochen, Monate lang still zu liegen, um den Abzug des Stammes zu erwarten, oder sich zu einer Ehrfurcht gebietenden Menge zusammenzufinden. Südlich von den Dasen, wo der französische Einfluß noch nicht waltet, spielen die Karawanen und die Wüstenstämme noch heutzutage ein wahres Geduldspiel mit einander, wo der Theil gewinnt, der am längsten zu warten vermag. Vom Handel aber, wie bekannt, wird Ackerbau und Industrie, Kunst und Wissenschaft wesentlich bedingt.

Auch nach einer anderen Richtung muß die Abstellung des Wegelagerers sehr günstig wirken. Die Gewohnheit der Räuberei erhielt in den Eingeborenen den Geist der kriegerischen Unruhe, der abenteuerlichen Chevalerie, der dem romantischen Dichter ebenso wohlgefällig ist, als dem ordnungliebenden Staatsmanne verhaßt. So lange die Eingeborenen Räuber blieben, blieben sie auch Rebellen. Und wahrlich, selbst der Romantiker möge das Aufhören dieser mörderischen Ritterlichkeit nicht bedauern; über ein Jahrtausend unablässiger Kriege, Fehden, Ueberfälle und Blutrachen haben einen Schatz von dichterischem Stoffe aufgehäuft, an dem er und seine Genossen noch ein weiteres Jahrtausend zehren und schwelgen können. Es ist wohl Zeit, daß der Moralist und der National-Oekonom ihr Theil erlangen, und daß nicht fürder in einem der gesegnetsten Länder der Erde der Ruhm der Männer nach der Zahl der Köpfe gemessen werde, die sie abgeschnitten!

Zur schnellen und vollständigen Erreichung eines so herrlichen Zieles konnte nur die durchgreifendste Strenge führen: Härten und selbst Ungerechtigkeiten ließen sich nicht vermeiden. Volksstämme, die dem Leben so geringen Werth beilegen, daß sie es jeder Leidenschaft zum Opfer bringen, können nicht so zart angefaßt werden, wie der sensible Europäer der Sektzeit. Daher lege man auch bei der Beurtheilung des französischen Verfahrens in Algerien einen etwas drakonischen Maßstab an. Jeder Eingeborene, der ohne richtigen Geleitschein betroffen wird, und sich nicht sonst legitimiren kann, verliert als Räuber und Empörer ohne Gnade das Leben. Und da die Stämme und deren Raids für alle Verbrechen in ihrem Gebiete haften, so läßt sich denken, daß sie nicht sehr schonend mit den Eingeborenen fremder Stämme umgehen. Uebrigens können solche summarische Exekutionen natürlich nur in der Nähe eines feindlichen, d. h. ununterworfenen, oder besonders räuberischen Gebietes vorkommen. Ein friedlicher Reisender vermag sich ja ohne Schwierigkeit mit einem Geleitschein zu versehen. —

Den Rest des Nachmittags widmete ich meinen Lieben in der fernen Heimath. Mit ganz eigenen Gefühlen setzte ich mich hier und jezt zum Schreiben: war es doch die Stunde der fröhlichen, seligen Weihnachtsbescherung, dieser echt deutschen Sitte, die ich seit frühester Kindheit mit immer gleicher Wonne genossen. Und diesmal, statt des lichterblinkenden Tannenbaumes die nahe Palme, statt des norddeutschen Winters Maienluft, statt der trauten Familie aber nur Fremde, ja Fremde an Sitte, Sprache und Herzen! —

Uebrigens sollte es auch hier an einer festlichen Feier des „Heiligen Abends“ nicht fehlen, die so gemüthlich war, als sie es unter Fremden nur sein konnte. Der junge Hauptmann vom arabischen Bureau hatte uns nebst den befreundeten Officieren, auch dem Obersten, zu Gaste geladen. Wir traten in einen

kleinen, eleganten und hellerleuchteten Salon, dem eine Menge algerischer Geräthe, Teppiche, Waffen und Naturprodukte ein gar buntes, fremdartiges Ansehen gaben. Da hingen die großen, glatten Straußeneier in vielfarbigem Seidengeflecht an den Wänden; daneben prangten symmetrisch die eisernen, geraden Schwerter der kunstfertigen Kabysten, in hölzernen Scheiden, ohne Stichblatt — Fliça heißen sie von dem großen Stamme, der sie hauptsächlich verfertigt. Auf rothbemaltem Holzgestelle sah man allerlei Töpfergeschirr, gleichfalls kabyliſcher Arbeit. Vor dem Kamine aber lag das edelste und seltenste Landeserzeugniß: ein prächtiges Löwenfell, vielleicht ein Geschenk des kühnen Gérard oder eines arabischen Löwentödters. Die kabyliſchen Sachen waren aber gewiß eigene Trophäen des jungen Hauptmanns, auf dessen Brust das rothe Band der Ehrenlegion von rühmlichen Kriegsthaten Zeugniß ablegte.

Allein gebührte ihm das Verdienst der Erwerbung, so kam das nicht minder große der geschmackvollen Anordnung — als galanter Mann darf ich es nicht verschweigen — einem weiblichen Wesen zu, das die weite Reise über Land und Meer, und die etwas barbarischen Verhältnisse Algeriens nicht abgeschreckt hatten, sich dem jungen, schönen Krieger zuzugesellen. Es war eine ziemlich hübsche, sehr lebhaft kleine Person, in seidnem Kleide und von nettem Benehmen. Doch Etwas ließ sich selbst dem Unkundigen nicht lange verhehlen: die Kirche hatte ihren Segen über diese Gemeinschaft nicht gesprochen! Das Auftreten einer rechtmäßigen Ehefrau muß sich doch selbst von diesen Künstlerinnen der Darstellung, den Franzöſinnen, nicht nachahmen lassen. Es war nicht etwa eine gewisse Berlegenheit, welche die Maitresse verrieth, sondern im Gegentheil die zu große Ungenirtheit in Blick, Bewegung und Worten. Darum glaube man nicht, daß einer von den Anwesenden die geringste Anspielung fallen ließ; Madame wurde sie angeredet, bekam den

Ehrenplatz an der Tafel, kurz man behandelte sie wie eine wirkliche Frau Hauptmännin.

Wenn es bekannt ist, wie häufig solche Concubinate selbst in Frankreich vorkommen, und wie notorisch und mehr als geduldet dieselben sind, der wird sich nicht wundern, daß in dem Kriegerleben der fernen Colonie die Institution der Maitressen eine Hauptrolle spielt, und daß selbst ein verheiratheter Oberst keinen Anstoß daran findet, neben einer solchen Person als Wirthin zu tafeln. Und wirklich, wenn irgendwo, so lassen sich in den Garnisonen Algeriens derartige Verbindungen entschuldigen: es muß gar zu öde und unfreundlich in einem Zirkel sein, wo es nur und ausschließlich Männer giebt. Darum sind es sogar gewiß nicht die schlechtesten Leute, die sich aus dem rohen Treiben nach einer, wenn auch ungeheiligten Häuslichkeit sehnen. Denn daß die jüngern Officiere keine ebenbürtigen Gattinnen mit über das Mittelmeer nehmen können, leuchtet wohl ein. Nun ist es aber sehr bedauerlich, daß selbst von den Maitressen doch kaum die besseren sich zu der beschwerlichen und riskanten Auswanderung entschließen, wenn nicht vielleicht hin und wieder romantische Anhänglichkeit sie dem Geliebten nachzieht. Doch im Allgemeinen sind diese Personen in Algerien gewiß als der Ausschuß selbst von ihrer Classe zu bezeichnen. Will der strenge Moralist keine Abstufung im „Laster“ zugeben, desto besser für diese weibliche Bevölkerung!

Nun, unsere kleine Wirthin gehörte unzweifelhaft zu Nr. 1; ihr Souper ließ jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Dies ist keine Kleinigkeit in einem Orte, wo alle feineren Schüsseln mindestens die drei Tagereisen von Algier zurücklegen müssen. Doch hatte uns schon Dr. M. berichtet, daß die Herren Officiere die amtlichen Boten bestens zu benutzen wissen, um ohne Kosten die leckersten Sachen aus der Hauptstadt zu erhalten. Sonst sind die Transportkosten von Algier nach Numale sehr bedeutend; sie

betragen z. B. für eine Bordelaise (Stückfaß) im Gewicht von 500 Zollpfund 50 Fr. — Doch was kümmert uns die Art des Transports: der Puter war ein wahres Prachtexemplar, wie ich es in ganz Europa, selbst bei Vésfour im Palais Royal, niemals gekostet. Dazu floß der edle Wein in Strömen, und süße Erinnerung mischte sich mit herrlicher Erwartung an diesem Abend zum eigenthümlichsten Frohsinn.

Der Oberst erzählte auch so interessant von dem Helden Abd-el-Kader. Dieser größte Mann, den Afrika vielleicht seit Hannibal hervorgebracht, hat mit seinem karthagischen Landsmanne weit mehr als das Vaterland gemeinsam. Wie Hannibal kämpfte er gegen die Uebermacht des disciplinirten Nordens, und wußte durch Heldenmuth, Zähigkeit, Schlaueit und ein außerordentliches Organisations-Genie die große Inferiorität seiner Kräfte vierzehn Jahre hindurch zu ersehen. Und schließlich unterlag er, gleich wie der Punier, nicht durch seine Schuld, sondern durch die allgemeinen Verhältnisse; ein gespaltenes, wankelmüthiges, schwaches Volk kann selbst ein Gott auf die Dauer nicht vor der Ueberwindung bewahren! — Ein ganz eigenes Zusammentreffen ist noch die Flucht Hannibal's nach Bithynien, zu König Prusias, und die Verbannung Abd-el-Kader's nach Brussa.

Aber hier endet die Parallele. Während der Karthager der Lenker eines mächtigen Staates und ein echter Sohn des Alterthums, auch in der Verbannung dem Hass und den großartigen Plänen gegen Rom treu blieb — ist Abd-el-Kader zum Busenfreund der Franzosen und ihres Kaisers geworden, ja, er hat sich mit dem Christenthume versöhnt. Er, der Emir der Gläubigen, der dreimal die Wallfahrt nach Mekka vollbracht und dessen ganze Mission und Stellung auf dem fanatischen Abscheu gegen das Christenthum beruhte! Wie uns Oberst d'Argent berichtete, hat er in Brussa ein Buch geschrieben, worin dieser zweite und wirkliche Saladin Judenthum, Christenthum und

Islam nur als drei verschiedene Gewänder desselben Leibes aufsaßt. Der Glaube an den Einzigen Gott und die daraus strömende Sittlichkeit sind ihm der wahre Inhalt aller Religion. Diese Bekehrung ist so außerordentlich, daß ich sie trotz dem Ernste des Obersten nicht geglaubt hätte, wenn nicht der zweimalige Besuch Abd-el-Kader's in Paris die Wahrscheinlichkeit derselben verbürgte. Wirft die Geistesfreiheit, die sich hierin ausspricht, einen neuen Glanz auf den letzten Helden des Islam, so ist sie nicht minder ein überraschendes Zeugniß, daß die Zeiten der Sektenspaltung, der Glaubenskriege nun endlich ihrem Ende zuschreiten. Und wenn sich der große Sinn des Führers auf die Eingeborenen Algeriens überträgt, sei es auch nur allmählig, so sieht das Land einer schönen und bedeutungsvollen Zukunft entgegen!

Trotz der Ankunft des Couriers von Algier und dem heimatlichen Frankreich, mit vielen Zeitungen, Briefen und auch Geschenken, wollte nach Tisch kein rechtes Leben in die Unterhaltung kommen. „Madame“ erzählte von ihrer Bekanntschaft mit Maurinnen während ihres Aufenthalts in Algier, und mit Araberinnen auf ihren Reisen in's Innere. Dies ist ja noch immer das Vorrecht der Damen; und die muhammedanischen Weiber scheinen sogar die Gesellschaft von Europäerinnen sehr zu lieben, obgleich sie sich nicht anders, als durch Zeichen unterhalten können. Die vornehmste Beachtung wird natürlich gegenseitig dem Anzug und Schmuck zugewendet. Zum Schluß schilderte unsere Wirthin recht lebhaft den Kummer einer blutjungen Beduinin, die man einem reichen, aber alten Manne verheirathet. Ueber die Leere und Eintönigkeit des Lebens dieser Frauen, zumal unter den Reichen, war die Erzählerin mit uns einverstanden.

Mein Kopfschmerz trieb mich ziemlich früh aus der Gesellschaft, und ich begab mich heute nicht in des ungaslichen Gasthofs schlaflose Schlafkammer, sondern zu Dr. M., der mir auf die Kunde von unserem elenden Unterkommen höchst freundschaft-

lich seine Behausung angeboten. Wie wohl that mir das helle, geräumige, reinliche Zimmer, das köstliche Federbett, und vor allem die wahrhaft rührende Sorgfalt des freundlichen Arztes! Auf dem weißgedeckten Tische vor dem Himmelbett fehlte selbst das vollständigste Schreibmaterial, fehlte sogar Wasser, Zucker und Liqueur nicht. Und als ich den Doctor schon längst ent schlummert glaubte, kam er noch einmal leise herein, sich von meiner vollständigen Befriedigung zu überzeugen. Habe Dank, du guter Mann, dein Bild schwebt noch immer wohlthwend vor meinem Geiste, und so oft von Gastfreundschaft die Rede geht, nenne ich deinen Namen in freudigster Dankbarkeit! — Die Nacht habe ich köstlich geschlafen.

III.

Die Grosse Bablyie.

Nicht sei der Feinde Schwarm scheu Mann
für Mann gezählt,
Sieg werd' uns, oder Tod, nichts Drittes
sei erwählt!

In der Frühe des ersten Weihnachtstages eilte ich, nach Genuß eines trefflichen Kaffee's, zum Wirthshause, wo die Pferde, die Maulthiere und die kriegerischen Begleiter nur allmählig eintrafen. Es war ein buntes, verwirrtes Treiben, wie bei dem Aufbruch einer Karavane. Und eine kleine Karavane bildeten wir, sowohl nach Zahl und Aufzug der Reisenden, als auch nach Länge und Ziel der Reise. Voran gingen fünf dürre Maulthiere, wovon drei in Doppeltaschen aus Palmenblättern unser Gepäck trugen, die anderen aber, gleichsam wandelnde Nachtquartiere, zwei vollständige Zelte und drei Matragen nebst Decken, welche das arabische Bureau uns gütig mitgab. Die kleinen, dünnen Thiere mit den langen Zeltstangen nahmen sich ganz sonderbar aus. Fünf junge arabische Bursche, in malerische Lumpen drapirt, schritten mit langen Treiberstöcken hinter ihnen. Zwei rothgekleidete Spahis auf flüchtigen Rossen, und zwei oder drei

Reiter vom Maghsen bildeten unser Geleit; wir selbst unser vier hoch zu Ross, endlich der junge Lieutenant, der Führer des Zuges. Sein Militärbedienter auf bepacktem Maulthiere hatte sich unserm „Train“ angeschlossen.

So waren wir im Ganzen 9 Pferde, 6 Maulthiere und 16 Personen stark (denn vorher habe ich den würdigen Ehli vergessen), als wir dem gastfreundlichen Annale Balet sagten. Was uns das Schicksal beim Eintritt nicht vergönnt hatte, der stattliche, feierliche Aufzug, das sollte uns also beim Austritt vollständig zu Theil werden. Ja, wir fühlten und zeigten uns ganz anders auf den, wenn auch nicht schönen, doch feurigen Rossen und den freien europäischen Sätteln, als auf den dicken Säcken der kümmerlichen Maulesel. Die Sättel waren eine besondere Vergünstigung der braven Officiere von Annale, die uns ihre eigenen zu dem langen Ritt herließen. Der unbequemste war unstreitig der meinige, aber auch der interessanteste: sein Besitzer hatte ihn in einer der heißen Schlachten vor Sebastopol einem Russen abgenommen. Da nun der Engländer seinen Sattel aus London mitgebracht, so waren auf dem Rücken unserer Pferde die drei Hauptnationen des Krimkriegs vertreten.

Wenn ich aber vorher sagte, wir machten uns nicht übel auf unseren Pferden, so kann ich beim besten Willen den Engländer nicht einschließen. Man denke sich eine lange, eckige Gestalt mit schmalen Schultern, ganz in grau und gelb gestreiftem Manchester, auf dem Kopfe eine ungeschlachte Mütze, die blauwollenen Vatermörder am Halse hervortretend, und an den großen Füßen ungeheure neußilberne Sporen mit der Biegung nach unten; diese Gestalt regungslos auf einem Gaul, dem zur Schönheit nichts weiter fehlte, als der Schwanz, oder wenigstens dessen sämmtliche Haare! Besonders von hinten betrachtet, hätte dieses Bild einem Hafenelever Ehre gemacht; und ein vergleichender Blick auf die malerischen, ritterlichen Gestalten der Spahis ließ

es so recht erkennen, daß, wenn die Vorsehung den Männern des Nordens Intelligenz und Energie in höherem Maße verliehen, sie die Männer des Südens durch Anmuth und Würde entschädigt hat. —

Blau war der Himmel und wolkenlos; der Sonnenschein glitzerte auf allen Bergen: die im Osten erschienen mir wie ein Vorhang, der die bunten Wunderdinge unzählbar verberge. Wie die leichte Fuchsstute unter mir, so hüpfte mein junges Herz der Ferne entgegen. Gleichsam zum Abschied von der Christenheit läutete das Glöcklein der Kapelle die Morgenmesse aus; und gerade als wir an dem unscheinbaren Gotteshause vorüberzogen, trat der Oberst an der Spitze seiner Officiere in Gala-Uniformen, mit Gebetbüchern in den Händen, darans hervor. Herzlich war der Abschied von beiden Seiten, und wohl hatten wir Ursache, mit unserm Danke nicht zu kargen; denn Aufnahme, Bewirthung und Ausrüstung waren uns gleich freundlich und glänzend zu Theil geworden. — Wir ritten aus einem anderen Thore hinaus, als dasjenige, durch welches die große Straße von Algier uns eingeführt hatte. Hier war von Anfang an nicht einmal eine Spur von Straße, sondern ein sehr unregelmäßiger Reitweg, nur durch den Gebrauch selbst entstanden. Es ging zuerst steil hinab, in das Thal des erwähnten Baches; dann diesem entlang aufsteigend, in der Richtung nach Nord-Osten.

Nach einiger Zeit vernahmen wir hinter uns eilenden Hufschlag: es war Dr. M., der es sich nicht nehmen ließ, uns das Geleit zu geben. Er zeigte uns an mehreren Stellen, besonders auf einer kleinen Erhöhung am Wege, die noch deutlich sichtbaren Grundlagen von Mauern. Da dieselben aus behauenen Steinen bestanden, so unterlag es keinem Zweifel, daß sie von den Römern herrührten; denn die Araber und Kabylen haben niemals die Baukunst so weit gebracht. Der Doktor erklärte diese Grundlagen als die Ueberreste der zahlreichen Sklavenhöfe,

in welche die Römer die unterjochten Eingeborenen (doch wohl auch ausländische Sklaven) des Nachts eingesperrt, während dieselben am Tage das umliegende Land bebauen mußten. Innerhalb jedes Hofes habe ein fester Thurm gestanden, wo die römische Wachmannschaft gelegen. Verbürgen kann ich diese Erklärung nicht; besonders ist es mir unwahrscheinlich, daß hier die Sklaven von Staatswegen und unter beständiger Aufsicht von Soldaten zum Landbau angehalten worden, da doch sonst das Land und die ackerbauenden Sklaven allgemein in Privatbesitz waren, und das Militär nur bei Aufständen gegen letztere einschritt. Daß jene großen Vierecke Sklavenhöfe gewesen, leuchtet ein; aber die Thürme möchten eher von bewaffneten Wächtern der Sklavenhalter besetzt gewesen sein, als von römischen Soldaten.

Wohl muß es den Reisenden hoch erfreuen, daß er jetzt nur noch den unscheinbaren Trümmern der Sklaverei begegnet; daß rings um ihn nur freie Menschen haufen, die kein Treiber mit Peitschenhieben zur Feldarbeit für schändliche Schlemmer anhält. Aber das Land bot vor 1800 Jahren sicher einen unendlich fruchtbareren, belebteren, freundlicheren Anblick dar, als heutzutage, unter der Herrschaft der Freiheit! — Es wiederholte sich hier dieselbe Erscheinung, wie auf der Strecke von Sachamudi bis Annale: zwar viel ungepflügetes Land, aber, so weit das Auge reichte, keine Spur von Wohnungen. Die Pflugarbeit schien hier schon vollendet zu sein, denn wir erblickten während der ganzen Tagereise nur Einen Pflüger.

So, immer ansteigend, hatten wir einen kahlen, einförmigen Strich ohne alle Aussicht durchritten, als plötzlich, auf der Höhe eines Hügelrückens, eine der herrlichsten Gebirgslandschaften vor uns lag, die ich je geschaut; und die einen desto stärkeren Eindruck hervorbrachte, je weniger man darauf vorbereitet war. Linker Hand, über ein weites Thal hinweg, erhob sich eine riesige

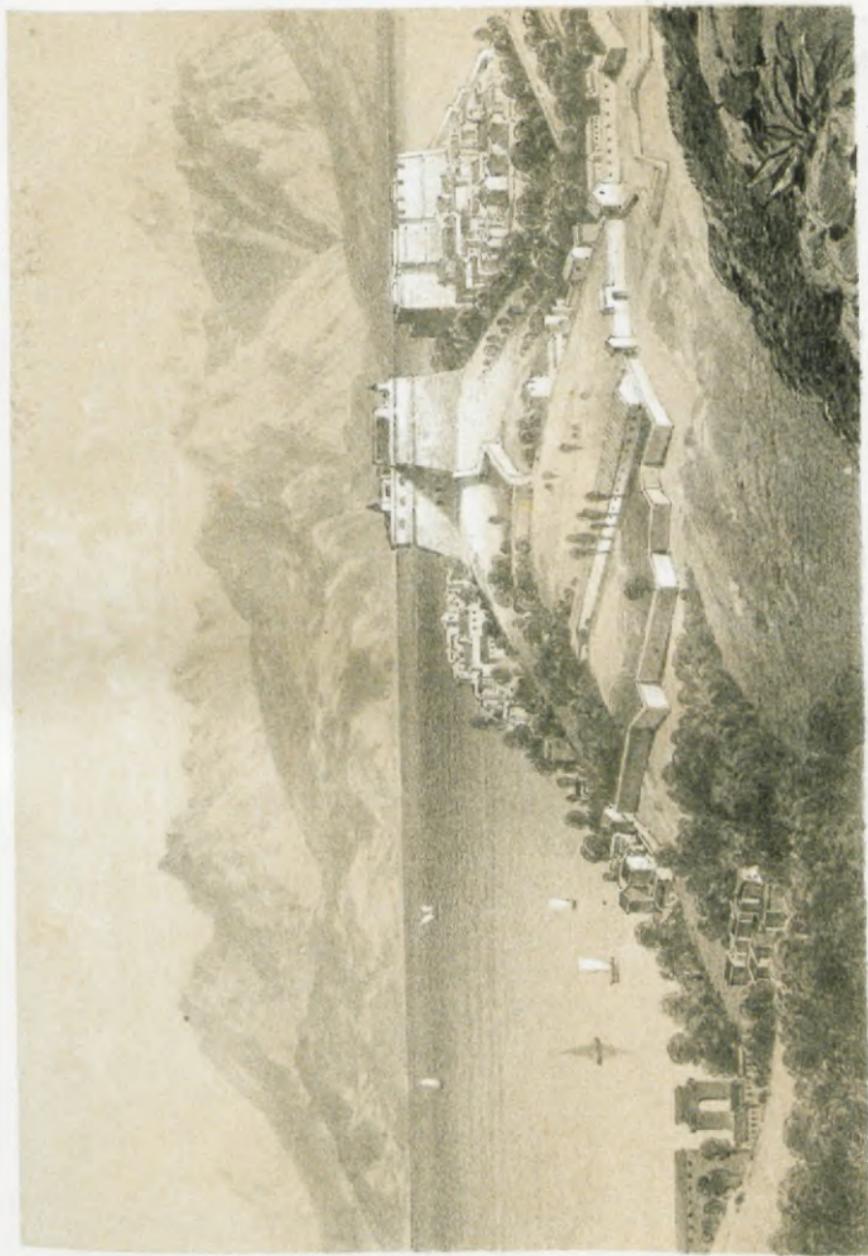
Gebirgskette, mit zackigen, weithin schneebedeckten Gipfeln, welche überaus schön gegen die reine Bläue des Himmels gen oben, und das duftige Grün der Wälder gen unten abstachen. Um so großartiger erschien dieses Gebirge, als es sich unmittelbar aus der Thalsohle erhob, nicht verdeckt durch niedrigere Vorberge, wie die Alpen gegen Norden, ja wie dieser selbe Dschurdschura von Algier aus gesehen. Denn der Dschurdschura war es, die Beste der freien Kabylen, das höchste, das wahrhaft alpenhafte Gebirge Algeriens! Wie bei dem Anschauen eines Trauerspiels, wo große Menschen große Schicksale schaffen und erleiden, die Seele des Zuschauers selbst erhabener wird, und die kleinlichen Gedanken und Wünsche von sich abwirft — so auch beim Anblick eines großartigen Gebirges, gleichsam einer Verkörperung des mächtigen Geistes und der hehren Thaten. Ich wenigstens vermag meine Eindrücke in beiden Lagen kaum zu unterscheiden, so höchst ähnlich wirken Körper und Geist auf die Menschenseele. Mag der Gedanke sich sträuben; das unwillkürliche, untrügerische Gefühl behauptet in jedem Augenblick die Einheit von Materie und Geist. —

Rechter Hand, im Süden des Thales, zogen sanfte, grüne Höhen, mit höchst regelmäßigen Kuppen, deren eine doppelte das Thal unseren Blicken schloß. Die Thalfläche selbst mit dem sich schlängelnden, für Algerien wasserreichen Flusse erschien großentheils angebaut, und enthielt unzählige einzelne Büsche, aber durchaus keinen Baumwuchs. Die Büsche, mit dunklem, dichtem, immergrünem Laube, hatten oft einen sehr bedeutenden Umfang, und waren so regelmäßig abgerundet, als hätte die Scheere des Kunstgärtners sie beschnitten. Sie stehen mitten im gepflügten Boden, und sind wohl stehen gelassen, um den Holzbedarf zu liefern. Der Weg führte steil den Abhang hinunter, von dessen Höhe wir den herrlichen Anblick genossen; es war die Wasserscheide zwischen den beiden bedeutenden Flüssen Ziffer und Akbu,

die den Gebirgsstoß des Dschudschura und die eigentliche „Große Kabylien“ begrenzen, der Tiffer im Westen, der Akbu oder Wed-es-Sahel im Süden und Osten.

Doch ist der letztere Fluß nur geographische und politische Grenze; nicht aber ethnographische, denn auch südlich und östlich von ihm wohnen noch kabyllische Stämme, bis in die Ebene Medschana. Allein diese Stämme haben kein unzugängliches Hochgebirge zum Schutze und zur Kräftigung; daher waren sie seit lange den Chalifen der Medschana unterworfen, und mußten sich neuerdings dem Joche der Franzosen beugen, während ihre Brüder jenseits im hohen Gebirge ihre Freiheit stets bewahrten. Der Akbu, wie schon aus Obigem einleuchtet, fließt erst lange von Westen nach Osten, mit einiger Neigung nach Norden, fast mit der Meeresküste parallel; dann biegt er plötzlich ganz gegen Nordosten, und ergießt sich in der Nähe von Bugia in's Mittelmeer. Er bildet eines der längsten, fruchtbarsten und wichtigsten Thäler Algeriens, dessen Schätze an Del und Früchten nach Beendigung des Krieges gleich den Wassern des Akbu dem Meereshafen zu gewinnreicher Ausfuhr zuströmen werden. Auf eine kurze Strecke ist er sogar schiffbar. Jetzt aber reicht die Communication das Thal entlang nur bis zu den Beni-Abbès, etwa ein Drittel seiner Länge; obgleich schon im Mai 1847 unter dem Befehl des General-Gouverneurs eine Expedition von dem Fort Hamza an den Quellen bis nach Bugia an der Mündung den Durchgang erzwungen hatte. Aber man weiß ja aus den ähnlichen Zügen der Russen im Kaukasus, wie wenig damit eine dauernde Unterwerfung und Communication erreicht wird. —

Der gewaltige Gebirgsstoß, dessen südliche und höchste Erhebung der Dschudschura ist, (2126 Meter ü. d. M.) erstreckt sich vom Akbu im Süden bis dicht an's Mittelmeer im Norden, dessen Küste, auf der ganzen Ausdehnung von Dellys bis Bugia, noch unzugänglich und unabhängig daliegt. Zur Römerzeit



116. *Strada per il Castello di Bugia.*

Bugia.

116. *Strada per il Castello di Bugia.*



führte hier eine belebte Straße, und verband die zahlreichen und blühenden Handelsplätze, von deren Mehrzahl jetzt nur noch einige Steine zeugen. Diese Meer- und Handelsstraße zog die ganze Küste des Meeres entlang, von den Syrten bis zu den Säulen des Herkules. Jetzt aber ist gerade die Küste am meisten verwildert, und das Regierungs-Dampfschiff, das dreimal monatlich von Oran über Algier nach Bona fährt, erblickt mehr freies als unterworfenes Gebiet. Dieser auffallende Zustand rührt eben davon her, daß die Gebirge in großer Höhe und Schroffheit fast überall bis dicht an das Meer reichen, und daher von tapferen Kabylen bewohnt sind, die, wie ihre Stammverwandten in Marokko, die vielgenannten Risspiraten, einem Angriff von der See aus wohl zu begegnen wissen. Es fällt in die Augen, wie sehr diese Gestalt der Küste, verbunden mit dem Mangel an guten Häfen, auch dem Handel und der Cultur widerstreben. Nichts landschaftlich Schöneres giebt es, als solche Vermählung der weiten, blauen See mit den hohen, zerklüfteten, vielgestaltigen Bergen — aber auch nichts Feindlicheres den sanften Künsten des Friedens. Daher denn die flachen, unschönen Küsten Nord-Amerika's, trotzdem sie die Civilisation zwei Jahrtausende später erreichte, als den Nordrand von Afrika, diesen doch schon jetzt an Landbau, Industrie, Handel und jeglicher Bildung so weit überragen. —

Mein Eintritt in die Kabylien ging mir ungeachtet meiner großen Begierde doch etwas zu ungestüm vor sich. Das Naturpferd, das ich ritt, wurde wie es schien vom Anblick der freien Berge angesteckt, und empörte sich als eingeborner Afrikaner gegen den gewaltsamen Fremden. Im Sturmgalopp fauste es den steilen Abhang hinunter, daß mir fast Hören und Sehen verging, und ich große Mühe hatte, mich im Sattel zu halten. Endlich hatte ich das feurige Thier beruhigt, Freude im Herzen, daß es doch hier einmal wieder etwas zu reiten gab. Leider

nahm jetzt Dr. M. von uns Abschied; seine ärztliche Pflicht rief ihn nach Numale zurück. — Wir waren noch nicht eigentlich im Thal, sondern ritten den Abhang der südlichen Hügel entlang, von wo die Aussicht auf den immer näheren Dschurdschura um so großartiger war. Wir hatten ihn anfangs fast in der Flanke gesehen; je weiter wir kamen, desto mehr bot er uns seine riesige Fronte dar.

Die Spahis und Maghsen suchten sich und uns durch Singen den Weg zu verkürzen; aber mit uns wenigstens gelang es ihnen schlecht, dagegen empfehle ich diesen arabischen Gesang als ein untrügliches Mittel zum Einschlafen. Es ist eigentlich nur ein Recitiren durch die Nase, wie ich es annähernd schon in Spanien gehört, diesem abendländischen Arabien. Eine wirkliche Melodie konnte ich beim besten Willen nicht heraus hören, nicht einmal der Klang war melodisch, eine Eigenschaft, welche doch der arabischen Sprache an sich in hohem Grade zukommt. Der Werth der Poesie war jedenfalls größer; aber leider verstanden wir ja kein Wort davon, selbst der Lieutenant nicht, der doch viel mit Arabern in ihrer Sprache unterhandelte.

Und der famose Dolmetsch Ehlil? — Ach, der Ehlil war leider nie bei uns, war gleichsam ein latenter Dragoman. Der arme Schelm hatte kein Pferd bekommen, ja, nicht einmal ein besonderes Maulthier; und statt seiner hohen Bestimmung gemäß hoch zu Rosse neben den Herren zu traben, mußte er so auf den Packthieren herumgastiren; denn eigentlich wollte ihn kein Treiber auf seinem Thiere dulden. So wird das Verdienst selbst in den Wildnissen Afrikas verkannt! Uebrigens war es für gut befunden, daß ein uns ergebener Mensch zur Aufsicht beim Gepäcke blieb, das wir fast immer eine Strecke hinter uns ließen.

Wir verstanden also nichts von der Poesie unserer Araber,

und da die Verse gar nicht enden wollten, so mußten wir endlich um Ruhe bitten: wahrscheinlich ein schmerzhafter Stich für die ritterlichen Minnesinger. Der Quell der Lieder soll den Kindern der wasserarmen Wüste unerschöpflich sprudeln, das bestätigt auch der leutekundige General Daumas in seinem interessanten Buche: „Moeurs et Coutumes de l'Algérie.“ Das Gedächtniß der ärmsten Leute, berichtet er, berge unzählige Lieder, auch der innigsten und erhabensten Gattung, so daß der hochgebildete Europäer beschämt dastehe vor dieser Fülle von Poesie bei den vermeintlichen Barbaren. Zum Belege führt er eine Reihe von Liedern an, die ein Krämer vom Stamm der Schamba (dem südlichsten Algerien's) ihm in kurzer Frist aus dem Stegreif recitirte. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, einige davon aus der prosaischen französischen Uebertragung hier nochmals in's Deutsche zu übersetzen; wie viel sie dadurch verlieren, fühle ich sehr wohl. Aber vielleicht sind es zum Theil dieselben, die unsere Spahis und Maghzen im Mad-es-Sahel fangen, und deren Sinn ich dem Leser schuldig geblieben.

I.

Nicht' die Augen auf die Duar*) der Angaden,
 Dann gen Himmel heb' sie, und zähl' seine Sterne,
 Denk' der Widersacher, wo du keinen Freund hast,
 Denke unsrer Berge, ihrer schmalen Pfade,
 Komm' allein, so sprach sie, komm' ohne Begleiter!

II.

Mein Kenner vor meinem Zelte schent,
 Er sah die Beringte zum Scheiden bereit;
 Heut' ist der Tag, da uns tödtet der Streit
 Für die schönen Weiber, dem Stamme gefreit.

*) Zeltlager.

III.

Mein Lieb gleicht einer Stute schön,
 Die immer muß beim Nachtrab geh'n,
 Ihr Sattel ganz von Golde stimmert,
 Darauf ein schmucker Reiter schimmert,
 Der sich weiß im Rennen wohl zu beugen,
 Wenn aufgespielt der Schlachten-Reigen.
 Auch der Kameelin ist sie gleich,
 Die aus dem Zell mit Stoffen reich
 Rückkehrt in der Gefährten Schaar.
 Auf weiße Schultern wogt ihr Haar,
 Wie Seide fein; die Augenbrauen
 Sind gleich des Korans Nun*) zu schauen.
 Ihre Zähne glänzen wie Elfenbein,
 Wie Scharlachbeeren die Lippen rein;
 Und ihre Brust, das ist der Schnee,
 Der strahlt auf Dschebel Amur's Höh'.
 Zeit, sei verflucht, wenn sie mein vergift!
 Die Gazelle wär's, die den Bruder vergift.

Um die armen Sänger doch etwas zu entschädigen, ließen wir uns ihre Schießwaffen zeigen, auf die sie wo möglich noch stolzer sind, als auf ihre Gesänge. Ein langes, hübsch mit Silber verziertes Pistol interessirte uns besonders als echte kabyliſche Arbeit, und der Preis erschien uns mäßig. Aber beim Anblick dieser Waffen begreift man auch, daß die Kabylen trotz ihrer Tapferkeit und des ihnen so günstigen Terrains selbst gegen eine Minderzahl europäischer Truppen nichts ausrichten können. Säbel, Flinten- und Pistolensäufe sind von Eisen, denn Stahl haben sie nicht; und die Arbeit ist so mangelhaft, wie es sich bei einem abgelegenen Bergvolk ohne die herrlichen Maschinen der europäischen Waffenfabriken erwarten läßt. Die „Seele“ der Schießwaffen ist nicht einmal gleichmäßig gerundet; daher müssen

*) Der Buchstabe N im Arabischen. — Solche Vergleiche, wie dies Gedicht enthält, erscheinen dem Araber vollkommen edel, und kehren häufig wieder.

die Kugeln kleiner sein, und ein großer Theil der Kraft geht verloren. Das Pulver selbst ist überdies von sehr geringer Güte. Es gehört all' die Uebung dieser Bergvölker dazu, um mit solchem Material auch nur Etwas auszurichten; und selbst das vermögen sie nur in gedeckter Stellung. Im offenen Felde hätten die französischen Minié-Büchsen sie schon zehnmal niedergestreckt, ehe sie so nahe gekommen, um selbst zu treffen. Daher ist die versteckte Kampfweise dieser, so wie gleichfalls der kaukasischen Bergvölker, wahrlich nicht der Feigheit, sondern der Nothwendigkeit zuzuschreiben.

Nach einiger Zeit, etwa um ein Uhr, erblickten wir auf einem Rasenplatze mehrere neu errichtete Gurbis oder Laubhütten. Da der Lieutenant mit den Männern zu reden hatte, so stiegen wir sämmtlich ab, wobei uns die Eingeborenen die Steigbügel hielten. Hier sahen wir zum ersten Male den eigenthümlichen Gruß der Algerier: man erfaßt gegenseitig die rechte Hand, und führt darauf die eigene zum Munde; ein indirekter Handkuß, der durch die allgemeine Unreinlichkeit nur zu sehr gerechtfertigt wird. Doch ist er auch so noch kräftig und feierlich genug, um zu zeigen, daß diese Menschen nicht oft Gelegenheit zum Begrüßen haben; denn die Gesten der Höflichkeit sind wie die Münzen; je häufiger gebraucht, desto unkenntlicher werden sie. Man weiß, wie sehr alle dünn gesäeten Völker die Ceremonie der Begrüßung ausdehnen, zumal die südlichen, die ja die Repräsentation so hoch halten.

Interessant wäre es, die Stufenleiter zu verfolgen von den viertelstündigen Grußformeln der einsamen Beduinen bis zu dem kaum hörbaren „Tag“ und kaum merkbaren Kopfnicken unserer Großstädter. Jede Verkürzung der Worte und Gesten würde zugleich ein Zurücktreten der Außenseite und eine Vermehrung des persönlichen Verkehrs bezeichnen. — Natürlich ändern sich die Ausdrücke und Gesten der Begrüßung gemäß dem Stande: der

Handfuß ist unter Gleichstehenden gebräuchlich; dem Höherstehenden wird der Saum des Gewandes geküßt. Da die Kleidung der verschiedenen Stände unter den Eingeborenen durchaus die nämliche ist, so vermag man sie häufig nur durch die Begrüßung zu unterscheiden. Mit uns Reisenden machte man es gewöhnlich sehr kurz ab. Unseren Lieutenant's aber, blutjungen Menschen, wurde oft von ehrwürdigen Greisen der Rockschuß geküßt; kein erfreulicher Anblick für das natürliche Gefühl!

Wir traten sämmtlich unter den größten Gurbi, der sehr geräumig, aber so niedrig war, daß wir fast mit den Köpfen anstießen. Das flache Dach aus Zweigen ruht auf einer Reihe roher Pfähle, die ein längliches Viereck bilden, und deren Zwischenräume, bis auf die Vorderseite, gleichfalls mit Zweigen ausgefüllt werden. Es ist ein Zelt aus Laubwerk, und verlangt kaum mehr Zeit zum Aufrichten, als ein wirkliches Zelt. Fenster und Rauchfang existirten nicht; ebenso wenig Möbel irgend welcher Art. Sogar ein Teppich, der sie sonst alle ersetzt, war nicht zu sehen; wahrscheinlich, weil noch an dem Gurbi gearbeitet wurde. So mußte denn der Lieutenant stehend mit den Leuten unterhandeln, die ihn bald im Kreise umgaben, bald einzeln mit ihm redeten. Wir befanden uns nämlich auf einem Posten zum Schutze der Straße von Numale nach Beni-Manssur, wie wir von ferne schon einen gesehen hatten. Es scheint, daß von dem nächst wohnenden Stamme einige Leute detachirt werden, um die Reisenden zu beschützen, die Wegelagerer zu vertreiben, und die Nachrichten weiter zu tragen.

Wenn man bedenkt, daß die freien Berg-Kabylen auch den ganzen südlichen Abhang des Dschurdschura inne haben, also kaum 2 Stunden von hier entfernt sind, so wird man die Beschützung einer wichtigen Verbindungsstraße durch einige schwache und unbefestigte Posten von Eingeborenen höchst unzulänglich finden. Dennoch ritten wir so sorglos, wie mitten in Deutsch-

land; unsere Spahis hatten nicht einmal ihre Flinten mitgenommen, und der Lieutenant trug nur seinen Degen. Es muß also wohl wahr sein, daß die Kabylen keine Einfälle mehr in das unterworfenen Gebiet machen, sondern froh sind, wenn man sie in ihren Schluchten ruhig ihr Del pressen und ihre Trauben trocknen läßt. Nur der vereinzelt Wanderer hat den Angriff gleichfalls vereinzelter Wegelagerer zu fürchten, zumal in der Nachtzeit, die während des Sommers fast ausschließlich zum Reisen benutzt wird. Aber sicherlich giebt es mehr als ein Land in dem civilisirten Europa, wo die edle Straßenräuberei mehr ganze Banden ernährt, als hier zu Lande Einzelne.

In dem Betragen unseres Lieutenants, so wie in dem des zweiten, der uns von Beni-Manssur geleitete, bemerkte ich durchaus nicht die despotische Härte und Hoffarth, wie sie einem Doineau eigen sein mußte. Herr von St. A. ließ vielmehr die Eingeborenen lange und frei sprechen, und antwortete bestimmt, aber gelassen. Nach den schrecklichen Vorgängen in dem Bezirke Tlemjen, die mit Recht einen so mißfälligen Eindruck hervorgerufen, muß ich hier schon hervorheben, daß ich während meines zweimonatlichen Aufenthalts in Algerien weder Handlungen noch Ausdrücke despotischer Art bemerkt habe. Im Gegentheil bewunderte ich oft das vertrauliche und milde Benehmen der Officiere gegen die Eingeborenen. Ihre Machtbefugniß erscheint allerdings dem Europäer, der gerade kein Land des Belagerungszustandes bewohnt, ganz übertrieben. Mit dem Commando eines detachirten Forts von vielleicht 20 Mann Besatzung wird jeder Lieutenant im Nothfall Herr über Leben und Tod der Eingeborenen seines Bezirkes. Allein er ist es ja auch gegenüber seinen französischen Untergebenen; der geringste Befehlshaber eines Schiffes ist es gegenüber seinen Matrosen!

Man verwerfe das Eroberungs-System überhaupt; man behaupte, daß die Franzosen kein Recht haben, die ritterlichen

Araber, die fleißigen, demokratischen Berbern zu unterjochen. Aber wenn man die Eroberung zuläßt, so wundere man sich auch nicht, daß sie die Mittel anwendet, ohne welche sie unmöglich ist. Stelle man sich nur lebhaft die Lage eines Officiers vor, der allein mit einem Häuflein eingeborener Truppen einen Distrikt feindlicher Völkerschaften zu behaupten hat, und für die Sicherheit jedes Wanderers, für die Erhaltung der schleunigsten Communication, für die Eintreibung der Steuern verantwortlich ist. Und das unter einem Volke, dem Raub und Mord gegen jeden Nicht-Stammgenossen, um wie viel mehr gegen seine ungläubigen Unterdrücker, für erlaubt, ja für verdienstvoll gilt! Der Befehlshaber der Provinz ist oft fünf und mehr Tagereisen entfernt; die Gefangenen dahin zu transportiren kostet Mannschaft und ist höchst unsicher, feste Gefängnisse konnten noch nicht gebaut werden: was bleibt da zuweilen übrig, als den Empörer oder Räuber, den man mit den Waffen in der Hand ergriffen, flugs zu erschießen, und seinen Kopf als abschreckendes Exempel auf den umliegenden Märkten auszustellen?

Daß es Officiere giebt, die aus angeborener Grausamkeit, oder um persönliche Zwecke zu erreichen, ihre fast unbeschränkte Vollmacht mißbrauchen, und wahre Tyrannen werden, ist wohl begreiflich; und ebenso, daß die höheren Vorgesetzten leicht ein Auge zudrücken, wenn nur in dem betreffenden Bezirk die Ruhe erhalten wird, und die Abgaben richtig eingehen. Einen Antheil an der Beute der Razzias wird mancher auch nicht verschmähen. Doch bin ich fest überzeugt, daß die besseren und klügeren Befehlshaber die übermäßige Strenge ihrer Untergebenen nicht dulden, da eine solche die Eingeborenen nicht mehr zügelt, sondern reizt; und Oberst d'Argent hätte gewiß die Medschana nicht ohne Schwertstreich erworben, wenn er unnöthige Grausamkeit verübt oder zugelassen hätte. Die Enthüllungen von Tlemsen, wie die

nun vollendete Unterwerfung der Kabylien werden gewiß zur Milderung des Militär-Regiments beitragen.

Zwei kleine Araber-Zelte im Hintergrunde des Rasenplatzes hatten meine Aufmerksamkeit erregt; waren es doch die ersten, die ich erblickte! Plötzlich kam eine kleine, alte Frau aus dem einen hervor, eilte auf den Lieutenant zu, küßte sein Gewand, und hielt mit flehenden Geberden und Tone eine lange Anrede an ihn, die er abschläglich beantwortete. Es lag ein so beredter Schmerz auf den Zügen und in den Worten der Alten, daß ich innig gerührt wurde, ohne das Geringste zu verstehen, und ganz traurig ward, als sie sich niedergeschlagen entfernte. — Sie hatte für die Freilassung ihres Sohnes gebeten, der wegen irgend welcher Vergehen gefangen saß; Herr v. St. A. bemerkte, daß er ihr auch beim besten Willen nicht helfen könnte. Die Frau war sehr ärmlich gekleidet; ein langes, schmutziges Wollengewand, durch einen gleichartigen Bund um die Hüfte befestigt, umhüllte sie vom Kopf bis zu den Füßen; oben war es durch ein darunter gestopftes Tuch weit von beiden Schläfen abgehalten, so daß der Kopf sehr breit und unförmlich erschien. Das Haar war vollständig bedeckt, aber das Gesicht, klein, runzlig und blaßgelb, ganz frei. Die Alte sprach mit großer Geläufigkeit und vielem Feuer.

Nach diesem Intermezzo saßen wir wieder auf, und verfolgten auch ferner die nordöstliche Richtung. Die beiden ganz gleichen und höchst regelmäßigen Bergkegel traten immer mehr in den Vordergrund. Der Anblick des Landes war ganz eigenthümlich; nämlich fast durchweg kurzer Rasen zwischen den oben-erwähnten Büschen. Mitunter flogen Rebhühner daraus hervor, und Herr v. K., so wie einer oder der andere Araber, konnten nicht umhin, ihnen nachzueilen; jedoch stets ohne Erfolg. Wir hatten seit Numale nichts gegessen, und der fünfständige Mitt tag an, eine gewisse Leere und Mattigkeit hervorzubringen;

als wir endlich, nach 3 Uhr, auf einem sanften Abhange rechter Hand ein weißliches Gebäude erblickten. „Das ist Budan's Wohnung, wo wir übernachten,“ rief der Lieutenant, gab seinem Pferde die Sporen, wir andern folgten, und im fröhlichen Galopp wurde die Anhöhe erstürmt.

Mehrere Kablyen begrüßten uns ehrfurchtsvoll, und halfen uns vom Pferde; sie bedauerten, daß der Raub selbst in Geschäften noch abwesend sei; er würde indeß vor Abend zurückkehren. Nun wurde auf dem Boden, gerade im Angesichte des gewaltigen Dschurdschura, ein großer Teppich ausgebreitet, auf dem wir Herren uns alle so bequem wie möglich lagerten. Da unsere Ankunft voraus gemeldet war, so flackerte schon nahebei im Freien ein lustiges Feuer, und alsbald wurde in den landesüblichen kleinen Tassen schwarzer, süßer Kaffee herungereicht. Diesem folgte köstlicher Honig, ein ganzer Teller für jeden von uns, mit schwarzen Brodkuchen, ferner eine Menge hartgekochter Eier und einige gebratene Hühner, die ohne Gabeln von der Faust weggeessen wurden. Uebermaliger Mokka beschloß den „Imbiß“, denn als solcher durfte diese Mahlzeit nur betrachtet werden. — Welch ein neues, nie geahntes Weihnachtsgefühl überkam mich bei diesem Gelage unter dem blauen, wolkenlosen Himmel, auf der grünenden Erde, und im warmen Lichte der Sonne, die zum Ocean jenseit Marokko hinabstieg! Die weißen Zelte, die geschäftigen braunen Männer, der ungewohnte Sitz, vor allem der unvergleichliche Anblick des nahen Alpengebirges erfüllten das Auge mit den Phantasiebildern der Kindheit; man erschien sich selbst als ein zweiter Sindbad; und der schwarze Burnus, der farbenreiche Gürtel mit dem scharfen Datan — konnten sie wirklich einen Nord-Deutschen bekleiden? — Aehnlich ward mir einst zu Wuthe, als ich von einer Anhöhe des Appenzellerländchens zuerst die zackigen Alpengipfel erblickte; ähnlich, als ich von der Terrasse zu Pau der Pyrenäen eisigen Kamm

entdeckte. Nur mit diesen beiden Gebirgen läßt sich der Dschurdschura vergleichen, wenn er auch beiden bedeutend nachsteht; aber dafür feierten wir hier ein wahrhaft grünes Weihnachten, und allein der blendende Schnee auf den Kuppen erinnerte an den heimathlichen Winter.

Das sind die hervorragend schönen und glücklichen Momente einer Reise, wo eine fremde, großartige Welt als Ganzes dem staunenden Auge, der jubelnden Phantasie entgegentritt. Da geht die Anschauung in Poesie, die Wahrnehmung in Erkenntniß über: das Land mit seiner Natur in Formen und Klima, in Pflanzen und Thieren; die Menschen mit ihren Trachten, ihrem Körperbau, mit ihrer Geschichte und ihren Sitten schließen sich zu Einem Bilde zusammen; die Einheit in all den mannichfaltigen Erscheinungen wird mit Einem Schlage erkannt, und so findet sich der Geist trotz der Neuheit aller Gegenstände gleich harmonisch befriedigt. Das sind für die Reise des Einzelnen dieselben Momente, wie die großen Epochen für die Reise der Völker durch die Jahrhunderte! —

Plötzlich bemerkten wir, daß zwei Leute des Kaid in's Thal hinabritten, einen fetten Hammel aus der weidenden Heerde griffen, und spornstreichs zu uns heraufschleppten. Des Unglücklichen letzte Stunde war gekommen. Er starb, dem orientalischen Fatalismus getreu, ohne einen Laut, und alsbald sahen wir ihn, an einem frisch abgehauenen und abgeschälten Baumzweige kläglich ausgereckt, über langsamem Feuer seinem Schicksal entgegenbraten. Sein herabträufelndes Fett nährte das Feuer; und vermittelst eines grünen Saidebusches wurden seine Seiten mit aufgelöster Butter sorgfältig bestrichen. Das Alles im Freien und auf bloßer Erde, versteht sich. — Nur zu bald ging die Sonne, die uns diesen köstlichen Weihnachtstag geschienen und geschenkt, ihrem Untergange zu; aber im Scheiden küßte sie noch das weite, einsame Thal, dann die buschigen Hügel

an seinen Flanken, und zuletzt, am längsten und inbrünstigsten, die schönen, erhabenen Schneegipfel, die von diesem Scheidekuß glühend errötheten. —

Im vorderen Zimmer des Hauses ward ein Feuer angezündet, dann Teppiche ausgebreitet, und Lichter in Flaschenhälsen aufgesteckt. Eine ganz fabelhafte Masse von Schüsseln mit Eiern, Hühnern, Butterkuchen u. s. w. breitete sich vor uns aus. Doch diese Vorposten wurden nur schwach und fast verächtlich attackirt — die Kräfte mußten auf das Hauptcorps gespart werden. Da kam er, der braune, runzlige, triefende, süßduftende Hammel an seiner ebenfalls gebräunten Stange, wie ein Schlachtopfer der afrikanischen Gastfreundschaft. Ach, er war der erste vieler Brüder, die uns unerbittlichen Fremdlingen dahinsanken! Das dumme Gesicht mit den Hörnern schaute uns noch blutig an, vermochte uns aber nicht einzuschüchtern. Der eine unserer Spahis schnitt uns mit seltener Behendigkeit die besten Stücke von den Rippen los; wir lösten sie vollends mit den Händen ab und bewegten sie ohne Gabel zum Munde. O, echt homerisches Mahl, warum kann ich dich nicht in ganzer, würdiger Ausführlichkeit schildern! — Was wir vom Hammel übrig ließen, wanderte, wie alles Uebrige, augenblicklich zu unserm und des Raids Gefolge, die neben uns lagerten. Ich sah einen Spahi mit Gleichmuth eine ganze Keule auf die Faust nehmen und anbeißen; und als er sie noch zu roh fand, ging dieser Krieger zum Feuer und legte sie an die Kohlen.

Dem Hammel folgte eine antike Schüssel, bergeshoch gehäuft mit gelblichem Kuskussu, der Haupt- und Landespeise der ganzen Berberei. Dies Mehlgericht spielt in Nord-Afrika die Rolle, wie bei uns Brod und Kartoffeln zusammengenommen; keine Mahlzeit kann ohne Kuskussu bestehen, und von den meisten bildet er sogar Ein und Alles. Die Kartoffeln waren allem Anschein nach bis 1830 fast unbekannt in Algerien, und noch

jetzt beschränkt sich diese nützliche Knolle auf die Umgegend der größeren Städte, wo es Europäer giebt, sie zu verzehren. Selbst für die Europäer reichen aber die Kartoffeln lange nicht aus, obgleich man dreimal jährlich ernten kann. Eine große Masse kommt über See, und wird, in der Stadt Algier wenigstens, von den pfißigen Maltesern feilgeboten. Es liegt auch auf der Hand, daß die Kartoffel keine Frucht für das nördliche Afrika ist. Sie verlangt nämlich sehr wenig Boden, aber sehr viel Arbeit, und in Afrika hat man sehr viel Boden und sehr wenig Arbeit. Auch lieben die südlichen Völker nicht, sich den Magen vollzuschlagen; den Schnaps verbietet die Religion; und für die elenden Wege und die wandernde Lebensweise läßt sich keine ungeeignere Feldfrucht denken, als die schwere und umfangreiche Kartoffel. — Aber auch für's Brodbacken ist das Nomadenleben nicht angethan. Da sich die Backöfen nicht transportiren lassen, so bliebe nichts übrig, als, gleich den Kindern Israhel, das ungeäuerte Brod zwischen glühenden Steinen zu backen. Kurz, auf unserer ganzen Reise fanden wir nirgends bei den Eingebornen auch nur eine Spur von Brod, diesem Nahrungsmittel der Sesshaften. Um es nicht ganz zu entbehren, mußten wir uns auf den französischen Stationen damit versorgen.

Der Kuskusu besteht aus Weizen- oder Gerstenmehl (je nach dem Vermögen der Familie), das mit Hülfe von Wasser und Butter zu ganz kleinen Kügelchen gestaltet, und so gar gekocht wird. Die Gefäße, in denen dies Gericht aufgetragen wird, sind vollkommen stereotyp in ganz Algerien, und wahrscheinlich noch viel weiter. Sie bestehen ganz aus Holz und haben die Form der etrurischen Fruchtkörbe, nämlich eine ziemlich flache Schale mit einem Untersatz, der sich nach unten verdickt. Sie sind also entschieden eleganter, als unsere Schüsseln, und was ihnen an Capacität fehlt, das wird durch das Aufhäufen ersetzt, in dem die arabischen Köchinnen eine außerordent-

liche Geschicklichkeit besitzen. Die Größe ist natürlich sehr verschieden, diese erste bei Budan war im Stande, an zwanzig Mann zu befriedigen.

Bis hierher ist Alles noch ganz kultivirt; aber mit dem Momente des Auftragens beginnt das Entsetzliche. Der Wirth bohrt nämlich mit der (ungewaschenen) Hand ein tiefes Loch in den Gipfel des Kuskuß-Berges, ergreift einen kupfernen, vom Feuer geschwärzten Kessel und schüttet daraus eine wahre Sündfluth von rother Brühe hinein. Diese Brühe ist eine Abkochung von purem rothem Pfeffer; sie sammelt sich hauptsächlich am Boden des Gefäßes, und nun beginnt jeder der im Kreise herum-sitzenden Gäste eiligst an seiner Stelle eine Mine, vielmehr einen artesischen Brunnen anzulegen, um die durchsickernde Flüssigkeit zu sich heranzuziehen. Mit der hohlen, rechten Hand greift dann Jeder hinein, mengt die Kügelchen mit Sauce und fährt damit zum Munde; was an der Hand kleben bleibt, wird schnell zusammengerollt und wieder förmlich auf die Schüssel geschleudert. Dies Alles geschieht mit einer so erstaunlichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit, daß meine Augen kaum folgen und die verschiedenen appetitlichen Verrichtungen aussondern konnten. Der arabische Tischgebrauch will, daß bei der Bewirthung die ganze Quantität den eigentlichen Gästen vorgesetzt wird; diese fahren also erst im Kuskußu herum, und was übrig bleibt, meist die bei weitem größere Hälfte, wird vom Gefolge und von den Armen des Lagers, die sich zu dem Behufe im Gastzelte einfänden, verschlungen.

Die Araber beschweren ihr Wanderleben nicht durch überflüssige Güter, sie sind schon seit der Urzeit eine ganze Nation von Diogenessen. Zu den überflüssigen Gegenständen für den Araber gehört aber Teller, Messer, Gabel, Löffel und Serviette, ferner Tisch und Tischtuch, Stühle und Lichter. Zum Sitzen genügt ein Teppich oder eine Matte; zum Auftragen eine

Schüssel. — „Aber ihr seid ja noch nicht bei den Beduinen, noch nicht in der Wüste, sondern in der festen Wohnung eines Häuptlings von Ackerbauern“, wird man einwenden. Allerdings, zum Bau eines Lehmhauses haben die Franzosen den Kaid Budan zwingen können, aber noch nicht zur Ablegung der einheimischen Lebensweise. Und in den obigen Verhältnissen habe ich kaum einen Unterschied gefunden zwischen den Kabylen, den ackerbauenden Arabern, den Oasenbewohnern und den Beduinen. Was aber uns Europäer betrifft, so hatten wir sorgfältig Messer und Löffel und blecherne Becher von Algier mitgenommen, und bedienten uns auch anfangs dieser Geräthe, selbst zum Auskuffu. Aber das Sprüchwort: böses Beispiel verdirbt gute Sitten, hat sich noch nie so wahr erwiesen, als bei uns. Schon den dritten Tag wurde erklärt: Messer und Löffel haben aufgehört zu regieren; an die Stelle der abgedankten Minister trat die souveräne Hand.

Wie mochte das muhammedanische Herz des frommen Budan (der inzwischen eingetroffen) sich entsetzen, als mitten in dem vorschriftsmäßigen Mahle der Traubensaft Frankreichs erschien und in unseren blechernen Bechern schäumte! Obgleich als ein Spitzbube bekannt, der wegen Veruntreuungen schon gefangen gesessen, weigerte er sich doch standhaft, von unserem Weine mitzutrinken. Honig, Brodkuchen und Kaffee schlossen das überreichliche Mahl. Jetzt aber folgte noch eine kleine Ueberraschung. Ich hatte heimlich in Algier Zuckerwerk gekauft, und holte dies nun aus seiner Verwahrung hervor, zur Erinnerung an das Weihnachtsfest. Freilich hatten wir noch nicht die morgenländischen Palmen zu Weihnachtsbäumen, wie wir in den ersten Tagen geglaubt; allein das Land, in dem wir weilten, ist dem Heiligen Lande jedenfalls ähnlicher, als die Sahara mit ihren Palmen. Der bergige fruchtbare Boden, der sorgfältige Anbau, der Ueberfluß an Oelbäumen, Feigen

und Weinstöcken, der köstliche Honig und die fette Milch: was fehlte noch zum Bilde Kanaan's? — Das süße Schaumwerk wurde freudig verzehrt; und hierbei war der hagere Kaid, der uns bis dahin nach Landesitte nur bedient, nicht am wenigsten eifrig.

Nachdem wir uns — ohne Handtuch — die Hände gewaschen, rückten wir dem Feuer etwas näher, das auf bloßem Boden mit dünnen Zweigen und Scheiten genährt wurde. Herr v. K. und ich hatten in Algier echt türkische Pfeifen und dergleichen Tabak gekauft, und schmauchten nun höchst behaglich aus den langen Weichselröhren, als hätten wir nie etwas anderes gekannt. Es wurden deutsche Geschichten und Anekdoten erzählt, worin besonders der gemüthliche v. K. ein Meister war. Selles, unauslöschliches Gelächter erhob sich dann unter uns und machte die Fremden ordentlich neidisch. Wir mußten ihnen oft das Stückchen verdollmetschen, wobei aber natürlich die Form und Spitze meistens verloren gingen. Der junge Lieutenant sprach seine große Verwunderung aus, daß Deutsche so lustig sein könnten. Es ist ein sonderbares Vorurtheil, uns für ein stilles, grübelndes Volk zu halten; ich behauptete vielmehr, daß es kaum eine Nation giebt, die im Durchschnitt so heiter und gesellig lebt; die Franzosen können sich darin gar nicht mit uns messen. Man vergleiche nur einmal ein französisches „Café“ oder „Cabaret“, zumal in den Provinzen, mit einem deutschen Bier- oder Weinhaufe! —

Die Wohnung des Kaid's Budan bestand aus zwei Gebäuden, mit einem großen Hofe zwischen ihnen, der durch Mauern geschlossen war. Das Gebäude, in dem wir uns befanden, hatte zwei ziemlich geräumige und hohe Zimmer, aber, wie schon bemerkt, ohne alle und jede Möbel oder Geräthe. Die Wände waren geweißt, der Fußboden nur festgestampfte Erde. Das nennt man Gastzimmer in Afrika. Daher thut

der Reisende, der nicht daran gewöhnt ist, in den auch dort recht kalten Winternächten auf bloßer Erde zu schlafen, sehr wohl daran, wenn er sein Bette bei sich führt. Wir hatten jeder durch die Vorsorge des arabischen Büreaus eine schöne Matratze mit wollener Decke erhalten, und mit Hülfe unserer eigenen Decken und der Mäntel und Burnus lagen wir daher warm genug. Diese einfachen Betten wurden nun, als wir uns nach Ruhe sehnten, in den Ecken der beiden Zimmer bereitet. Bald lag Alles in tiefem Schlasse; nur der Lieutenant überlas noch einmal andächtig einen Brief, den er den Abend vorher aus Frankreich von einer theilnehmenden Freundin erhalten; und ich schrieb beim Scheine des verlöschenden Lichts auf meinen Knien noch einige Notizen in mein Tagebuch.

Vor 6 Uhr standen wir auf; wer sich am Abend ausgezogen hatte, kleidete sich wieder an; und als wir hinaus auf den Hof traten, freuten wir uns des frischen, aber heitern Morgens, dessen röthlicher Glanz uns von den Schneebergen entgegenleuchtete. Im Freien wurde gefrühstückt, Kaffee, Brod, Eier und Honig, also ganz wie im schönen Berner Oberland. Selbst die Oberländerinnen fehlten nicht ganz; in dem gegenüberliegenden Gebäude mit weitem Eingang, dem Wohnhause des Kaid, wurden von Zeit zu Zeit buntgekleidete weibliche Gestalten sichtbar; die Gesichter unverschleiert, doch zu fern, um sie genau zu erkennen. Da wir nun bald auf immer Abschied von dem Kaid nehmen, so muß ich noch Einiges über diesen unseren ersten einheimischen Wirth berichten. Er war uns als ein habfüchtiger, geiziger und durchtriebener Bursche geschildert worden, und sein Aussehen sprach nicht mehr zu seinen Gunsten. Ein langer, hagerer Mann in keineswegs feinen Gewändern, mit harten, unregelmäßigen Zügen und einem Beneh-

men, dessen Freundlichkeit die Zuversicht und der edle Anstand gänzlich abging, der dem Algerier doch so allgemein ist. Wenn man bei ihm einkehrte, ward uns gesagt, müßte man selbst genau nach den Pferden sehen, denn der Kaid sparte gern am Futter.

Seinen Namen Budan erklärten die Franzosen uns als „Vater der Butter“. Die Namen mit „Bu“ sind außerordentlich beliebt bei den Arabern; es bedeutet Vater (vollständig Abu, das hebräische Abi, z. B. in Abi-Melech, Vater des Königs); und bei dem patriarchalischsten aller Völker schließt dieser Begriff alles Ehrenvolle, Mächtige und Reiche in sich. Bu bedeutet also auch Herrscher und Besizer; und Bu-Dan also der Butter-Reiche, der große Heerden-Besizer. Uebrigens muß man im gewöhnlichen Leben nicht immer etwas Ruhmliches und Großartiges in den Namen mit Bu suchen; sie sollen auch oft nur eine zufällige Eigenschaft oder Beziehung ausdrücken. So hieß der letzte Scherif, der den Franzosen zu schaffen machte, bekanntlich Bu-Baghla, wörtlich: der Vater des Maulthiers, vielleicht weil er gern, oder bei irgend einer besonderen Gelegenheit, auf einem Maulthiere ritt. Einen französischen Oberst nannten sie gar Bu-Baretta, Vater der großen Mütze, weil er eine solche trug, und weil zugleich sein europäischer Name (ich glaube Burbaki) ihnen ähnlich zu klingen schien.

Unser Freund Butter-Vater war Kaid des Kabylen-Stammes der Beni-Yalla, deren Dörfer wir übrigens nicht zu sehen bekamen. Das Haus des Kaid steht ganz allein; wahrscheinlich zur Beaufsichtigung des Weges, und zur Aufnahme der Reisenden. Die Dörfer müssen südlich auf dem Hügelrücken liegen, denn in dem breiten Thale war nirgends eine Wohnung zu entdecken. Es wird sich später zeigen, daß dies der allgemeine Gebrauch bei den Kabylen ist. —

An dem südlichen, sanften Abhang des Thales Wed-Sahel

ritten wir auf holprigem, mitunter sumpfigem Wege immer weiter in ost-nord-östlicher Richtung. Diesmal schien Budan mit dem Futter nicht gegeizt zu haben, denn unsere Pferdchen waren mit Mühe zu halten; so oft wir ihnen ein wenig die Zügel ließen, schossen sie in schnellsten Carrière von dannen. So wonnig, wie diesen Tag, bin ich niemals geritten. Die anmuthige und großartige Gegend, das wundervolle Wetter, die heitere, jugendliche Gesellschaft, die malerischen, halbtollen Spahis, endlich meine Stute, die unter mir dahintanzte, wenn es im Schritt ging, oder einer entfesselten Windsbraut gleich dahinfauerte, bergauf und bergab, durch Sumpf und über Felsen, daß mir mitunter so freudig-bange ward, wie etwa im kleinen Boote auf stürmischer See, wenn der Wind die Segel zum Zerreißen schwellt, und die zerschnittenen Bogen wie wüthend über den niedrigen Bord hineinschlagen! Als wahrhaftiger Autor will ich auch nicht verschweigen, daß ein paar Mal zwischen mir und meinem Sattel die Attraction nahe daran war, von der übermächtigen Centrifugalkraft gänzlich aufgehoben zu werden. Glücklicherweise hat die gütige Natur auch dem hitzigsten Rosse einen Hals gegeben, an den man sich anflammert, wenn das Gleichgewicht zu schwinden droht. Viel Noth machte mir der ungeheure Burnus, dessen rothseidene Troddeln durch manche Pfüße gebleicht wurden. Die rasenden Spahis auf ihren Berber-Rossen stürmten immer voraus, mit lautem Gejuche, mit Schwenken des Säbels und Anlegen der Flinte, als gälte es, noch heute die Berg-Kabylen zu unterjochen.

Die Vegetation war auch hier sehr niedrig, und das Land am Wege, so weit wir sehen konnten, fast gar nicht angebaut. In den kurzen Zwischenräumen des Schrittes unterhielt ich mich gern mit Herrn von St. A., der für einen französischen Lieutenant in Algerien überraschend viel Gemüth und Zartheit an den Tag legte. Er wollte kaum zugeben, und jedenfalls nicht

begreifen, daß die meisten seiner Kameraden auf afrikanischem Boden verwilderten. Der beständige Anblick einer großen und stillen Natur, der ewig blaue Himmel, die tausend neuen Gegenstände, Sitten und Verhältnisse, die häufige Einsamkeit und die vielfache Gefahr müßten ja, so meinte er, nothwendig selbst einen leichtfertigen Charakter zum Ernste und zur sittlichen Betrachtung hinleiten. Er selbst fühle, daß er seit seiner Ankunft in Algerien besser, stärker und selbständiger geworden. Die lange Trennung von Heimath und Verwandten, weit entfernt, ihn abzustumpfen, habe auch sein Gefühl der Anhänglichkeit und Liebe nur gesteigert. Und ich kann versichern, daß der junge, hoffnungsvolle Mann nicht deklamirte; sein ganzes Wesen, vor allem der tiefe Eindruck jenes Briefes, bewahrheiteten seine Worte.

Allein ebenso sicher scheint mir auch, was er in Abrede stellte, daß nämlich dieselben Verhältnisse auf die große Mehrzahl seiner Kameraden den entgegengesetzten, moralisch höchst nachtheiligen Einfluß ausüben. In der That müssen es schöne, feste Geister sein, die durch gänzliche Lostrennung von den leitenden Banden der heimathlichen Gesellschaft nicht ansarten. Ich glaube, man muß nicht in die fremden Welttheile und unter andersartige Völker gehen, um die guten Seiten der eigenen Nation aufzufinden. Die Europäer im Orient, in den beiden Indien, an den Küsten von Afrika und Australien, selbst in dem ganz europäisirten Nord-Amerika, besonders wo sie mehr vereinzelt unter den Wilden hausen, behalten häufig ihre Thatkraft und Intelligenz, aber selten ihr Herz. Sie werden in der Regel hart, gefühllos, wollüstig, habgierig, roh und geistig träge. Sollten die französischen Officiere eine so merkwürdige Ausnahme machen? —

Es ward heiß, wie bei uns an einem schönen Sunitage, und der drei Stunden hindurch fast ununterbrochene Schnellritt

auf dem schattenlosen Wege ließ uns Ruhe, Schatten und Erquickung erwünschen, weit mehr als hoffen. Wer hätte gedacht, daß wir in dieser Einöde plötzlich eine Stelle finden würden, wie die liebliche Phantasie des Cervantes sie nicht köstlicher in einer romantischen Sierra schaffen konnte! War es Zufall oder freundliche Vorausbestimmung, etwa um 11 Uhr bogen wir links vom Wege ab, dem Ufer eines Bächleins folgend, das den Weg quer durchschnitt. Eine herrliche Gruppe belaubter Bäume und Sträucher beschatteten einen sanft abhängigen Rasenplatz, den das Wasser des vorbeirieselnden Baches frisch erhielt; und als wir hinzutraten, erblickten wir zu unserer Ueberraschung den breiten Fluß, in dessen Thale wir seit gestern dahergezogen.

Die Wasserläufe sind so selten in Algerien, daß diese Vereinigung von zweien unser Auge hoch erfreute, und die Kühle, die von ihnen aufstieg, uns gar wohl that. Man stieg ab, man tränkte die durstigen Pferde, und lagerte sich mit köstlichem Behagen auf dem weichen Rasen, die Augen zum blauen Firmamente gerichtet. Und obgleich wir seit Budan keine Wohnung wieder erblickt, so erschienen doch alsbald, wie gastliche Genien dieses Ruheorts, ein Greis und ein Jüngling, mit frischer Milch in einem alten, enghalsigen Krüge, und einer großen Menge getrockneter Feigen und Datteln, deren Füllhorn freilich unästhetisch genug der schmutzige Burnus des Greises bildete. Aber die Reinlichkeit ist ein für allemal keine Freundin der Romantik; und ich glaube, die irrenden Ritter und treuen Knappen, ja selbst die verwünschten Prinzessinnen des beneidenswerthen Mittelalters hatten viel zu viel Abenteuer zu bestehen, um das prosaische Geschäft des Händewaschens häufig zu vollziehen.

So ließen wir uns die Milch und die Früchte herrlich munden; nur erhob sich ein lebhafter Streit, ob die Feigen oder die Datteln besser schmeckten; und siehe da, wir brauchten nicht

zur Stimmzählung zu schreiten, die Stimmengleichheit war erwiesen; denn mit dem letzten Argument waren Feigen und Datteln, beide gänzlich verschwunden. Dennoch bleibe ich noch heute meiner Ansicht treu, daß die Datteln besser schmecken, wenigstens in Afrika; denn à tout seigneur tout honneur! ich lobe in jedem Lande die Dinge, die ihm eigenthümlich sind. Uebrigens sind die Datteln, die uns auf der ganzen Reise von den Eingeborenen vorgefetzt wurden (und es geschah dies, so oft wir etwas genossen), wesentlich von denen unterschieden, die nach Europa kommen. Sie waren nämlich nicht viel größer, als eine Eichel, ganz trocken und hart, und von weißlicher Farbe; so daß sie kein Europäer für Datteln erkannt hätte. Ich weiß nicht einmal bestimmt, ob dies von einer Varietät der Bäume herrührt, oder nur von der Verschiedenheit des Trocknens; doch neige ich sehr zu der ersteren Ansicht. Auf dem Markte der Dase Biskra, sowie in Algier und Konstantine, fand ich beide Sorten vor.

Unser Blick schweifte über die weite Thalebene, bis zum Gebirge, als plötzlich die öde Stille derselben durch einen eilenden Reiter unterbrochen wurde, dessen weißes, volles Gewand den Eingeborenen verrieth. Im Nu hatte er unser Lager erreicht, und trat schweißtriefend, mit rothgedunsenem Gesichte zu uns, ein Bild männlicher Stärke und kriegerischen Ausdrucks. Was führte diesen Häuptling — denn ein solcher war es — so eilig zu uns? Meldete er den drohenden Ueberfall der Bergvölker, oder rief er uns zu Hülfe, einen inneren Krieg seines Stammes zu schlichten? — Nein, einen großen Topf voll gelblicher Butter brachte er uns, und eine ganze Ladung frischer Brodkuchen, da er unsere Ankunft in Erfahrung gebracht hatte. Kein Begebniß enthüllte so die große Gewalt der Franzosen, und die Furcht, die sie einflößen, als diese eilige Dienstherrlichkeit des stolzen Häuptlings. Sie machte auf mich einen peinlichen

Eindruck. Uebrigens fand die Gabe nicht einmal Anerkennung; wir waren satt von den Früchten, die Kuchen brühwarm, und die Butter ranzig bis zum Riechen.

Wir haben auf der ganzen Reise bei den Eingeborenen, selbst bei den Fürsten Mokrani, nie andere als ranzige Butter gefunden, und zwar fast an allen Speisen; denn ungekocht wird die Butter nicht genossen. Es ist jedenfalls ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde des Geschmacks, daß die Algerier jeder Abstammung und aller Gegenden die ranzige Butter der frischen weit vorziehen. Dies hängt wahrscheinlich mit dem Bedürfnis nach scharfen Zuthaten zusammen, welches mit der Wärme des Klimas regelmäßig zunimmt, und sich hauptsächlich in der unglaublichen Pfefferung aller und jeder Speise ausdrückt. Was aber noch wunderbarer erscheinen wird, ist, daß wir uns sehr bald sowohl an die ranzige Butter, als an den Pfefferbrand gewöhnt hatten, so daß einige von uns den Kuskußu sogar mit dem größten Wohlgefallen verzehrten, obwohl dieser gerade jene beide Eigenschaften in sich vereinigt. Uebrigens fanden auch diesmal Butter und Brodkuchen Wohlgefallen in den Augen der Spahis und Maghzen, unserer biedern Freunde.

Wie ungern trennten wir uns von dem paradiesischen Plätzchen! Anfangs ging das Rennen wieder los; aber wie die Landschaft allmählig aus einer Wildniß zu einem Garten ward, so gingen auch wir aus dem wilden Hezen zu einem civilisirten Ritt über. Und wahrlich, die Gegend erheischte volle Aufmerksamkeit. Statt der wilden Büsche erschienen mehr und mehr die dichten und stattlichen Olivenbäume, meist höher, breiter und unregelmäßiger, als die berühmten „Oliviers“ der Provence. Wo Oelbäume standen, da war auch stets der Boden frisch gepflügt; er erschien dunkelbraun bis schwarz, und von hoher Fruchtbarkeit. Die Pflügearbeit war sichtlich weit sorgfältiger, als auf arabischem Gebiet, und kein Unkraut noch Busch waren

im Felde zu ſehen. Die Delbäume ſtanden ziemlich dicht, aber durchaus nicht gleichmäßig in Reihen. Mit der Zeit wurden die unbebauten Stellen immer ſeltener und kleiner, und zuletzt war alles Land gepflügt und mit Delbäumen beſetzt.

Hier erſchienen mit einmal auch die lang geſuchten Wohnungen. Der Weg war nämlich ſehr gut und eben geworden, und ging ganz im Thale, aber dicht an dem ſüdlichen Abhang, der ſich zunächſt nicht höher als etwa 50 Fuß, aber ziemlich abſchüſſig, erhob. Auf dem Gipfel dieſes Hügelzuges lagen nun zwei oder drei Dörfer dicht bei einander: zwei wirre Häuſen von kleinen, einſtöckigen, maſſiv ſteinernen Hütten, mit ſehr ſach geneigten Dächern aus Erde, ohne Fenſter und Schornſteine. Das ganze erſchien von weitem eher wie ein graues Felsgeröll, denn wie menſchliche Wohnungen. Und während unten die Felder mit ſhattigen Delbäumen prangten, wuchs oben in und um den Dörfern kein einziger. Vielmehr waren ſie rings von dichten Pflanzungen der faſt mannhohen ſtachligen Cactusart umgeben, welche die indianiſchen Feigen erzeugt, und zugleich als Schutzwehr und als Nahrungsmittel dient. Nützlich iſt dieſe Pflanze in hohem Grade, aber nichts weniger als ſchön und mannichfaltig. Wir hatten ſie ſeit Algier ebenſo wenig geſehen, wie feſte Häuſer der Eingeborenen, und mit den letzten kabyliſchen Dörfern verließ ſie uns auch wieder. Sie wächst alſo nicht wild in Algerien, ſondern wird von den Eingeborenen angepflanzt; dieſelben ahnen wohl nicht, daß ſie dieſen nützlichen Strauch einem fernen Erdtheile verdanken, von dem ſie durch den unendlichen Ocean getrennt ſind, und deſſen Name und Daſein ihnen vielleicht noch nie verkündigt iſt.

Die Gründe, warum die Eingeborenen ihre Wohnungen auf die Höhen ſtellen, habe ich ſchon früher angegeben. Auch in Deutschland liegen bekanntlich die älteſten Dörfer auf Anhöhen. Hier in der Kabylie kommt aber noch hinzu, daß man

alle Dörfer, die demselben Stamm angehören, womöglich ganz nahe beisammen zu bauen sucht; natürlich gleichfalls zu besserer Vertheidigung gegen die feindlichen Stämme oder die Fremdlinge. Wie unbequem und nachtheilig dies Verfahren für den Anbau sein muß, erhellt auf den ersten Blick; und in unserem Klima wäre ein solches Zusammendrängen der Bauernwohnungen kaum möglich. Aber das Vorwiegen der Obstkultur und der Spatenwirthschaft, im Verein mit den höchst geringen Bedürfnissen, und der theilweisen Ernährung durch Gewerbe und Handel, erlauben den Kabylen diese höchst concentrirte Wohnart.

Wenn es in dem ganzen Gebirge so steht, wie in der verhältnißmäßig kleinen Gegend, die wir durchreisten, so kann man sagen, daß die Kabylen in lauter Städten wohnen. Und nun vergleiche man diese außerordentliche Concentration mit der außerordentlichen Zerstretheit der benachbarten Araber, die nur in Abtheilungen von 6 — 20 Zelten leben, und man wird zugestehen, daß Algerien auch in dieser Beziehung die schroffsten Gegensätze vereinigt. Ohnehin ist die Kabylien wenigstens achtmal so dicht bevölkert, als das Arabergebiet. Das Alles beruht aber auf dem Fundamental-Gegensatz der Sesshaftigkeit und des Nomadenthums. Die Wirthschaft der Araber, sei es nun Ackerbau, oder gar bloße Weide, ist so extensiv, daß noch nicht 20 Familien den für ihren Unterhalt nöthigen Boden von Einem Wohnorte aus bewirthschaften können. Der Anbau der Kabylen dagegen ist so intensiv, daß viele hundert Familien von Einem Wohnorte aus ihren Unterhalt erwerben. Und doch ist die Kabylien ein größtentheils unfruchtbares Gebirgsland, das Arabergebiet aber meist fruchtbare Ebene. So sehr hängt Alles von der menschlichen Betriebsamkeit ab!

Die Araber haben selbstverständlich auch ein ganz anderes System der Vertheidigung, als die Kabylen. Sie wollen ja nicht den Boden schützen, der nur Werth für sie hat, so lange

er mit Feldfrüchten bewachsen ist; ihr Leben und sonstiges Eigenthum, Wohnung, Geräthe und Vieh, ist Alles nicht an den Boden geknüpft. Sie haben daher nur den unerwarteten Ueberfall zu fürchten; wissen sie den feindlichen Angriff auch nur einige Stunden voraus, so haben sie Alles längst geborgen, und der Feind findet statt eines reichen Quars nur noch die Asche der ausgebrannten Lagerfeuer. Unterdessen haben sich die Flüchtigen mit ihren verwandten und befreundeten Abtheilungen vereinigt, ziehen dem Feinde entgegen, und bekämpfen ihn unter völlig gleichen Vortheilen. Dagegen muß eine kabyllische Gemeinschaft ihr Dorf mit aller Kraft vertheidigen; was hilft die Flucht, wenn man dem Feinde all seine Habe, die kostbaren Delbäume und reichen Borräthe, überläßt, und kaum das nackte Leben rettet? Auch ist die Flucht den Kabylen sehr erschwert, da sie keine Pferde und Kameele besitzen. Für ein Araber-Lager macht es sogar nicht viel aus, wenn es von seinem Gebiete gänzlich verdrängt wird; die Bevölkerung ist so dünn, daß sie leicht einen andern Strich Landes zur Weide und zum Anbau finden. Von Kapital-Anlage im Boden ist ja bei ihnen keine Rede.

Beim Beginn des angebauten Landes hatten wir eine kleine Gesellschaft Kabylen eingeholt, die ersten Reisenden seit Numale. Sie ritten zum Theil auf Eseln oder Maulthieren, und hatten einige Schläuche Del nach Algier gebracht. Diese Gegend liegt ziemlich gleich weit von Algier und Bugia; doch ist der Weg zum letzteren Handelsplatz, dessen Wichtigkeit für Oliven-Del stets zunimmt, gewiß zu unsicher, oder wohl gar verboten, da er durch schlecht unterworfenen Stämme führt. Der Fluß, der wie erwähnt bei Bugia mündet, ist hier noch lange nicht schiffbar. Uebrigens geht die direkte Straße nach Algier nicht über Numale, sondern über Bordsch-Hamsa, nördlich von Numale, und wird dadurch bedeutend kürzer. Unsere Begleiter, obgleich

Araber, wechselten einige Gespräche mit jenen kabyllischen Reisenden. Auf den Feldern sah man Leute, die mit dem Einsammeln der reifen, pechschwarzen Oliven beschäftigt waren.

Zugleich mit den Dörfern zur Rechten erblickten wir vor uns, also gegen Nord-Ost, einen hohen und schroffen Hügel, der von dem Höhenzuge weit in das Thal vorsprang. Auf seinem Rücken erhoben sich ansehnliche, weiße Mauern, die gar sehr von den grauen, niedrigen Steinwänden des dahinter liegenden Dorfes abstachen, und wahrhaft königlich die Gegend überragten. Es war das französische Fort Bordsch-Beni-Manssur, so genannt von dem Kabylen-Stamme, in dessen Gebiet es liegt. In einiger Entfernung davon sprengten uns zwei Reiter in nachlässiger Uniform entgegen, und bewillkommneten uns. Der eine war französischer Oberlieutenant und Commandant der Festung. Dieser unbeschränkte Herr über Leben und Tod von Tausenden machte aber durchaus nicht den Eindruck eines Tyrannen; das schmale, blasse Gesicht, die blauen Augen und hellblonden Haare, die sanfte Stimme und Art ließen eher einen deutschen Dichter erwarten, als einen Bekämpfer der wilden Bergvölker. Sein Freund und Vice-Commandant, ein junger Unterlieutenant aus dem weinberühmten Beaujolais, zeigte ein breites, offenes, heiteres Antlitz und stämmigen Körperbau: das einsame Leben inmitten der ernstesten Muselmänner schien ihn der Freude des Daseins nicht entfremdet zu haben. Er begrüßte sich besonders freundlich mit unserem Begleiter, einem seiner früheren Kameraden.

Unter diesem ehrenvollen Geleite ritten wir nun den ziemlich steilen Abhang hinan, und durch ein festes Thor in den großen, viereckigen Hof des Bordsch-Beni-Manssur. Die Pferde wurden in die Stallungen zur Rechten geführt; wir traten geradeaus in das Wohngebäude der Officiere, das zweistöckig war, und unten drei große Zimmer oder Säle enthielt. Im Speise-

zimmer, von etwas kahlem und rohem Aussehen, nahmen wir an einer großen Tafel Platz, und erquickten uns durch Rum oder Wein mit Wasser, und etwas Brod mit Wurst und Käse. — Hinter dem Hause befand sich ein schmaler Hofraum mit kleinem Gärtchen und Laube, sehr sauber gehalten. Dies war wohl der abgetheilte Lieblingsaufenthalt der beiden Damen, durch deren Umgang die Herren Lieutenants ihre kriegerische Einsamkeit versüßten. Wie wir erfuhren, hatten sie zwei Maurinnen gewählt, Mutter und Tochter, eine Wahl, die jedenfalls sehr tadelnswerth ist. Der Unterlieutenant, gegen den wir später darauf anspielten, stellte auch die ganze Sache in Abrede, jedoch nicht mit der Sprache der Wahrheit. Durch solchen unsittlichen Zeitvertreib kommt es wahrscheinlich, daß trotz des 30jährigen Aufenthalts der Franzosen so wenig Brauchbares über die Sprachen, Sitten, Gesetze und wirthschaftlichen Zustände von Algerien geschrieben worden ist.

Nur zwei Officiere, der bekannte Daumas und der Genie-Kapitän Carotte, haben ausführliche und fleißige Beschreibungen geliefert, besonders der letztere, dessen Statistik der Kabylien, in zwei starken Bänden, ein Meisterwerk dieser Art zu nennen ist. Er schöpfte seine wunderbar ausführlichen Nachrichten über Volks- und Häuserzahl der verschiedenen Dörfer und Stämme, über das Material der Häuser und Moscheen, über die Landwirthschaft, die Gewerke und den Handel, endlich über die geographische Gestaltung, fast ausschließlich aus dem Munde der Eingeborenen, welche er in Algier aufzufinden wußte. Man kann sagen, daß er die Ziegel auf allen Dächern der Kabylien gezählt hat, ohne je den Fuß in das Gebiet gesetzt zu haben. Es wird wenig Gegenden in Europa geben, die eine so vollständige Statistik besitzen, wie dies unzugängliche afrikanische Gebirgsland, in dessen meiste Thäler damals noch kein europäischer Fuß gedrungen war. Natürlich waren bei so beschaffenen

Quellen mannichfache Irrthümer nicht zu vermeiden; aber ich bin fest überzeugt, daß niemals eine sorgfältigere Arbeit gemacht, und daß durch dieselbe der jüngsten französischen Eroberung nicht geringer Vorschub geleistet worden ist.

Das Fort Beni-Manssur wurde etwa im Jahre 1850 vom General Burbaki erbaut, in einer eben so schönen, als wichtigen und festen Lage. Der schroffe Hügel, dessen ganzen Gipfel es einnimmt, steht mit dem großen Höhenzuge nur durch einen schmalen Damm in Verbindung, ist also von drei Seiten unangreifbar. So überschaut und beherrscht das Fort auf der einen Seite weithin das große Sahel-Thal, auf der andern aber das gleichfalls sehr breite und fruchtbare Thal, das in süd-nördlicher Richtung in das erstere einmündet, und die wichtige Straße durch die Bibân, den nächsten Weg von Algier nach Constantine, enthält. Der Hügel bildet gerade den vorspringenden Winkel der beiden Thäler, und die Straße führt über ihn. Wenn die Eingeborenen Belagerungsgeschütz besäßen, so ließe sich freilich der Posten nicht halten; denn gleich dahinter, im Süden, erhebt sich zu fast doppelter Höhe der erwähnte Hügelzug, mit einem großen und festen Dorfe auf dem Rücken.

Die Besatzung bestand damals aus Turcos, unter einem Lieutenant, der alle 14 Tage oder 3 Wochen abgelöst wird; dazu kommen die Maghzen, unter einem Kaid; früher auch noch etwa 20 Spahis, die nun in Numale standen. Von europäischen Truppen war kein Mann dort, wahrscheinlich wegen der großen Entblösung Algeriens durch den Krimm-Feldzug. Statt der früheren 100,000 Mann fanden sich damals keine 30,000 im ganzen Lande; und später sagte mir ein Officier im Vertrauen: „wenn die Eingeborenen wüßten, wie wenig Truppen uns zur Verfügung stehen, so würden sie gewiß in Aufstand kommen.“ War es wirklich Unkenntniß, oder war es auch theilweise Sympathie für das Bündniß mit den Türken, oder endlich gänzliche

Hoffnungslosigkeit nach so vielen und entscheidenden Niederlagen: genug, die Algerier verhielten sich nie ruhiger, als während des orientalischen Krieges, wo doch ein allgemeiner Aufstand große Chancen gehabt hätte.

Bordsch-Beni-Manssur liegt dem kriegerischen, damals noch gänzlich freien Stamme der Beni-Melikesch (von den Franzosen Melikeuch geschrieben) gerade gegenüber, nur durch das Thal des Wed-Albu (oder Wed-Sahel) von ihnen getrennt. Der Dschurdschura hebt sich hier mit seinen höchsten Gipfeln gewaltig aus dem üppigen Thale hervor, und in der That ist der südliche Abhang dieses Gebirges außerordentlich schroff, während der nördliche sich langsam abdacht und weithin verzweigt. An diesem schroffen Abhang nun kleben die grauen Dörfer des tapferen Stammes, deren wir eines oder zwei mit bloßen Augen sahen. Während fast die ganze Thalbreite mit Delbäumen bestanden war, erschien ein großer Theil des Dschurdschura ziemlich nackt und baumlos; auch wenig Einschnitte und Schluchten waren zu bemerken. Das Gebiet der Melikesch beginnt erst in bedeutender Höhe; das nächste Dorf am jenseitigen Abhang wurde uns als das der Scherfa bezeichnet, einer Abtheilung der unterworfenen Beni-Manssur. Das zweitnächste heißt Grevisa oder Grevisa, und war nicht lange zuvor von den Beni-Melikesch überfallen und größtentheils abgebrannt worden, zur Strafe für seine Unterwerfung unter die Christen. Nicht so gut glückte der zweite Ueberfall, ganz kurze Zeit vor unserer Ankunft. Die Franzosen bekamen noch zeitig Nachricht, ließen schnell die einheimische Reiterei, nur 60 Mann, aufbrechen, die den Angriff von etwa 300 Beni-Melikesch über eine Stunde aushielten; bis das Fußvolk ankam, und die Kabysen mit großem Verluste zurückschlug. Uebrigens wagen sich, nach Aussage unserer Officiere, die Feinde nicht mehr in's Thal hinab, und in der Regel geht umgekehrt der Angriff und Einfall von der Besatzung

des Forts und dem Ghum der benachbarten Beni-Abbès aus, um die Ernten zu stören, das Vieh wegzutreiben und die Delbäume umzuhauen.

So führen denn hier zwei französische Lieutenants allein den Krieg gegen einen tapferen und muthigen Stamm, mit Hülfe von Mannschaften, welche sämmtlich Glaubens- und großentheils auch Stammgenossen der Feinde sind. Die Beni-Melikech zählen in 7 Dörfern 6—700 „fusils“, d. h. kampf-fähige Männer. Die Beni-Abbès aber sind viel bedeutender; sie bilden einen der größten, reichsten, gewerbsleißigsten und merkwürdigsten Stämme unter den Kabylen. Ihr Gebiet beginnt bei Bordsch-B.-Manffur, und erstreckt sich östlich den Wed-Abu entlang und südlich bis an die Bibân, oder Eisernen Thore, welche sie beherrschen. Sie zählen 8 Fractionen mit etwa 5500 Männern, und 1500 Armen, Schwachen und Marabuts (zusammen also 7000 Männer); was mit der von Carette angenommenen, auffallend niedrigen Zahl der Familienglieder 21,000 Seelen ausmacht. Dazu kommt noch der große Markort Kalâ, die zweiteinzige wirkliche Stadt der Kabylie, mit 3000 Seelen. Kalâ bedeutet Festung, und der volle Name des Orts ist auch Kalâ-beni-Abbès; es ist dasselbe Wort mit dem Kaleh, welches an der georgischen Küste des Schwarzen Meeres alle Festungen bezeichnet.

Kalâ ist der Hauptsitz der Wollen-Industrie, durch deren Vollendung die Beni-Abbès in ganz Algerien berühmt sind. Die Haiks und Burnus dieses Stammes genießen denselben Ruf, wie bei uns die Tuche von Aachen, und bringen daher bedeutenden Wohlstand. Außerdem ist das Gebiet der B.-Abbès großentheils sehr fruchtbar an Baumfrüchten und Del, und die Lage für den Zwischenhandel sehr vortheilhaft. Aber mit allen diesen Vorzügen hat die Beschaffenheit ihres Gebiets auch einen großen Nachtheil im Gefolge: die leichte Zugänglichkeit für die

Feinde, und die Trennung von den stammverwandten Kabhlen. Zwar im 16. Jahrhundert widerstanden die B.-Abbès noch siegreich den Türken, wie aus den Berichten des Leo Africanus hervorgeht, der sich damals in dieser Gegend aufhielt. Aber später unterwarfen sie sich den Chalifen der benachbarten Medschana, den Ulad-Mokrán, unter deren Lehenshoheit sie noch heute stehen. Die unermesslichen Schätze dieser Familie liegen in der Stadt Kalà, wahrscheinlich als dem sichersten Punkt ihres Gebietes.

Auch den französischen Waffen konnten die B.-Abbès ihr zugängliches Hügel- und Bergland nicht lange streitig machen. Bei der früher erwähnten Expedition, im Mai 1847, zur Herstellung der Verbindung mit Bugia, suchten sie sich zu widersetzen; aber die Folge war die Zerstörung von sieben ihrer Dörfer, und Unterwerfung. Und seitdem, wie wir gesehen, muß dieser mächtige Kabhlenstamm seinen Ghum (unregelmäßiges Truppencorps) beständig gegen die verwandten B.-Melikesch aussenden, unter doppelt fremder Anführung, dem arabischen Kaid und dem französischen Officier. Es ist übrigens sehr möglich, daß alte Stammes-Feindschaft zwischen dem Hügel- und dem Bergvolke besteht, wie dergleichen unter Nachbarn in ganz Algerien so häufig ist. Doch sagten uns die französischen Officiere, sie trauten den B.-Abbès und ihrem Kaid nicht recht, besonders was die befohlene Absperrung alles Handelsverkehrs mit den freien Kabhlen beträfe. Gegen eine gute Prämie würde gewiß so mancher Schlauch Del und so mancher Korb Früchte von ihnen durchgelassen oder selbst übernommen. Das ist wohl möglich, denn Handel geht stets vor Wandel; aber sicher ist es auch, daß die B.-Abbès der französischen Herrschaft einen so wichtigen Dienst geleistet haben, daß man ihrer Gewinnsucht wohl etwas durch die Finger sehen kann.

Merkwürdigerweise war es gerade ein Jahr vor unserer

Ankunft in B.-Manssur, den 26. December 1854, als der vielgenannte Scherif Bu-Baghla, der seine letzte Zuflucht bei den B.-Melikesch gefunden, mit 2 Reitern und etwa 60 Fußgängern von den Bergen herabkam, um eine Heerde Rinder des Raids Laghdar der B.-Abbes wegzunehmen. Schon ist die Mazzia mit der Beute auf dem Rückweg, als sie plötzlich von dem Raid und den Reitern seines Ghums überrascht wird. Bu-Baghla, dessen Pferd ermüdet ist, steigt ab, um leichter zu entkommen; aber kaum hat er den Boden berührt, als er vom Raid ergriffen und getödtet wird. So wurden die Franzosen von einem fanatischen und gefährlichen Agitator befreit, der ihnen noch viel hätte schaden können. Freilich erzählten die Officiere das Ereigniß mit der Bemerkung, die B.-Melikesch, denen der Scherif unbequem geworden, hätten ihn an den Raid Laghdar verkauft.

Dieser letztere ist ein Sohn des verstorbenen Chalifen der Medschana, und ein Bruder des jetzigen Basch-Aga; sein Lebensverhältniß zu diesem, wenn es noch besteht, ist jedenfalls nur noch locker. Der Raid Laghdar-ben-Ahmed-el-Mokrani (dies ist sein voller Name) residirt nicht weit von dem Fort, abwärts im Sahel-Thal, zu Bordsch-Beni-Abbes, er ist ein gebildeter Mann, und schreibt gute arabische Briefe. Dasselbe ward uns vom Basch-Aga gesagt, der zu Ain-Medschana (dem Brunnen der Medschana) ein für diese Gegend prachtwolles Schloß bewohnt, und sogar sehr gut französisch spricht. Wir kamen leider um die Ehre, diese beiden Fürsten zu besuchen: der Commandant von B.-Manssur schlug uns dringend einen Mitt zum Raid Laghdar für den nächsten Tag vor; allein es war uns nicht möglich, noch länger zu verweilen.

Dagegen nahmen wir mit Vergnügen die Einladung zu einem Spaziergange in's Thal hinunter an. Vor dem Thore entzückte uns der Blick auf die wunderschöne Landschaft, groß-

artig und lieblich, wild und üppig in gleichem Maße; und die ich am liebsten mit der Gegend von Pau vergleichen möchte. Von unserem erhabenen und isolirten Standpunkte reichte das Auge links und rechts weit hinein in das prangende Sabelthal, und unterschied deutlich die Burg des Mokrani, im Gebiete der B.-Abbès. Im schönsten Gegensatz zu dem grünen, üppigen Thale und den sanften, mannichfaltigen Hügelzügen im Süden erhebt sich der schroffe, zackige, schneebedeckte Dschurdschura, und sieht wie dräuend und verachtend auf die unterworfenen Gefilde. Bei einer Wendung nach rechts erschließt sich auch das Seitenthal mit seinen Feldern und Bäumen im Grunde, und den immer höher ansteigenden Bergen an den Seiten. Rückwärts endlich erblickt man die Dörfer der B.-Manssur, die von weitem nicht wenig an die Dörfer der italienischen Alpen, oder der spanischen Pyrenäen erinnern. Das stattliche, weißglänzende Fort, und eine malerische Delmühle nicht weit davon, im Grunde ein hübscher Garten, fügen auch die Reize europäischer Wohnplätze in die Landschaft.

Was diese Gegend, und fast die ganze Kabylie vor allen übrigen des Innern auszeichnet, ist vor Allem der Reichthum an Wasser, die höhere und üppigere Vegetation, der fleißige Anbau und die festen Dörfer. Hier fühlt der Europäer, daß er auf einem Wohnsitze fleißiger Landbauer steht, nicht mehr auf dem Wanderplatze müßiger Nomaden; auf einer Erde, die als Mutter geliebt, geehrt und vertheidigt wird; nicht mehr auf einer, die man als Sklavin im Stiche läßt, wenn sie keine Nahrung und keinen Schutz mehr beut. Und über dem Allen wehte damals noch der Hauch der Freiheit, der Zauber des Heldenmuths, und die Weihe der Vaterlandsliebe!

Ganz ähnlich denke ich mir den Blick auf den Kaukasus von einem Fort am Kuban, oder von einer Festung im Thale des Kur: und was mir die Phantasie bei Tag und bei Nacht

tausendmal vorgegaukelt, trat hier in voller Wirklichkeit mir entgegen. Freilich steht der Kaukasus, die Scheidewand zweier Meere und zweier Welttheile, das riesige, über hundert Meilen lange Alpengebirge, sicherlich weit über diesem Zweige des Atlas, und kaum minder die unüberwindlichen, heldenkühnen Tscherkessen und die eng verbundenen Lesghier über den Kabylen. Auch erscheint es verdienstvoller und erfreulicher, wenn ein freies, stolzes Gebirgsvolk den russischen Sklavenschaaren widersteht, die es auch in geistiger Beziehung weitaus übertrifft. — Wie merkwürdig ist es doch, daß zwanzig Jahre hindurch die Augen Europa's auf zwei fremde Gebirge gerichtet waren, deren Namen die ältesten Sagen gleichmäßig verherrlichen. Man könnte den russischen Adler am Kaukasus mit dem Geier vergleichen, der dem freien Prometheus die Leber wegfrisst, die stets wiederwächst; und von den Franzosen sagen, daß, um sie für die verlorene Weltherrschaft zu trösten, die Bourbonen wenigstens den Atlas unterwerfen wollten. Nur daß jener Geier schlimmer leidet, als Prometheus; und daß der Atlas heutzutage die Welt nicht mehr auf seinen Schultern trägt! —

Wir gingen an der Delmühle vorbei, hinab in den Garten des Commandanten. Obgleich etwas vernachlässigt, erfreute derselbe uns doch durch den Anblick südlicher, zum Theil seltener Pflanzen, und durch die Pracht blühender Rosen. Seine Hauptzierde war ein alter, ungeheurer Delbaum, über und über mit schwarzen Beeren beladen. Ein solcher Baum, wie es deren hier zu Lande nicht wenige giebt, bringt alle 2 Jahre 30 Francs ein; diese Bäume tragen nämlich, wie man uns sagte, entweder nur ein Jahr um's andre, oder jedes Jahr nur an einer Seite. Die Menge des gewonnenen Dels läßt sich aus jener Summe abnehmen, wenn man berücksichtigt, wie niedrig hier der Preis des so mühsam und so weit versendeten Artikels sein muß; $\frac{1}{2}$ Francs p. Litre ist der Preis auf dem Markte der Zenaja.

Uebrigens sind noch bei weitem nicht alle Delbäume der Kabylien gepfropft; in der hiesigen Gegend soll aber diese nützliche Verbesserung fortwährend zunehmen. Die erwähnte Oelmühle ist wohl das einzige Colonisten-Etablissement der Kabylien, und bei dem niedrigen Tagelohn der Eingeborenen fragt sich sehr, ob es rentirt. Von den meisten industriellen Unternehmungen ist das Gegentheil bekannt; außer den Armee-Lieferanten sind noch wenig Europäer reich geworden in Algerien, dagegen viele arm.

Indessen meine Begleiter in's Fort zurückkehrten, trieb mich die Wissbegier hinauf nach dem nahen Dorfe. Der Weg war kurz, aber steil. Vor dem Dorfe kauerte am Boden eine Anzahl kabyllischer Männer, die mich sehr befremdet und unwillig ansahen, und keine Miene machten, sich meiner anzunehmen. Hier erblickte ich nur wenige Hütten, die unregelmäßig umherstanden, und erbärmlich aussahen; der winzige Hof wird durch die Mauer mit eingeschlossen. Die eine Gasse, die vor mir lag, war eng, krumm und schmutzig; als ich eintreten wollte, riefen mich die Männer zornig zurück, und ich hielt es für gerathener, umzukehren, zumal da die Dämmerung nahte. Dünger und Ackerwerkzeuge konnte ich nicht bemerken; auch waren die Hütten so klein, daß von irgend beträchtlichen Vorräthen keine Rede sein konnte. Dagegen sah ich am Wege mehrere Oelpressen. Sie sind ganz von Holz und mit einer großen Schraube versehen, die, vermittelt der Handhabe, durch zwei Menschen leicht zu bewegen ist.

Der Stamm Beni-Manssur besteht nach Carette größtentheils aus Marabuts, d. h. Nachkommen eines Heiligen, die selbst im Rufe großer Frömmigkeit und Gerechtigkeit stehen. Trotz dieser religiösen Würde tragen sie aber Waffen und schlagen sich sehr gut. Sie waren oft in Krieg mit den Beni-Sandun, welche sie von der großen Dschurdschura-Verbindung der Suava trennen. Ihren Unterhalt finden sie durch den Anbau

der Cerealien und des Delbaums, und durch die Pressung des Oels. Sie besuchen folgende Märkte: den Mittwoch (arba') der B.-Abbès, und den Sonnabend (sebt) der B.-Jah'ia, Canton der Suava. Obgleich so nahe Nachbarn der gewerbfleißigen B.-Abbès, und in derselben Lage, haben sie also keinen Antheil an der Wollen-Industrie. Ihre Dörfer heißen:

- | | |
|--|------------------|
| 1) Taurirt, am Ufer des Flusses, | mit 100 Kriegern |
| 2) Mâd-bu-Mi, desgl. | 60 |
| 3) Beni-Maassur (im engern Sinne), Mara- | |
| but's. Es wird auch bisweilen genannt: | |
| Tirilt Imrâbten (das Plateau der Mara- | |
| but's), gleichfalls am Ufer des Flusses, mit | 30 |
| 4) Scherfa (die Scherifs), sind Marabuts, | |
| aber ebenso kriegerisch, wie die andern. | |
| Sie besitzen eine Sauja. Das Dorf | |
| liegt in einiger Entfernung vom Flusse, | |
| | mit 250 |

Zusammen: 440 Krieger.

Dazu Arme und Schwache: 60

Erwachsene männliche Bevölkerung: 500

Bevölkerung beider Geschlechter: 1500 Köpfe.

Die Dörfer unter 1) und 2) hat der Leser schon als diejenigen erkannt, die uns vor Bordsch zuerst sichtbar wurden; das Dorf unter 3) ist jenes, dessen etwas verunglückten Besuch ich soeben beschrieben; endlich das unter 4) erwähnte ich als am Abhang des Dschurdschura, jenseit des Flusses gelegen. Die Bewohner desselben müssen gewaltige Heilige sein, denn sie sind Marabuts und Scherifs, d. h. Nachkommen des Propheten, zu gleicher Zeit. Die Scherifs finden sich in der ganzen muhammedanischen Welt in zahlloser Menge, wodurch ihre Abstammung sehr verdächtig, und ihr Ansehn sehr geringfügig wird. Sie bilden gleichsam einen Orden, der ursprünglich die höchste Aus-

zeichnung ertheilte, aber durch übermäßige Verleihung fast allen Werth verlor. Natürlich sind die Inhaber selbst die letzten, diese Entwerthung einzusehen und einzugestehen. Ist übrigens ein Mann durch große Familie, Reichthum oder Frömmigkeit sonst schon ausgezeichnet, so vermehrt der Titel Scherif sein Ansehn noch jetzt nicht wenig. Bu-Baghla nannte sich ja ausschließlich Scherif; denn nur von einem solchen erwarten die frommen Muselmänner die große Errettung der Gläubigen: ähnlich, wie die Juden ihren Messias nur unter den Nachkommen Davids.

Nach meiner Rückkehr in's Fort wurde gespeist; die Mahlzeit war halb europäisch, halb afrikanisch. Außer dem Kuskuffu, der aus dem nahen Dorfe gebracht wurde, gab es ein Gericht von gefüllten Kohlblättern, das entsetzlich scharf gewürzt war; die eingemachten Oliven, noch einmal so groß, wie die der Provence, schmeckten sehr fade. — Plötzlich trat ein stattlicher Maghsen in's Zimmer, und überreichte dem Commandanten ein Schreiben, wodurch letzterer in einige Aufregung gerieth. Er fragte den Boten lebhaft aus, und ließ dann den Raub der Maghsen, einen bildschönen, baumhohen, kräftigen Mann zu sich fordern, mit dem er sich eine Zeit lang berieth. Unser Lieutenant nahm natürlich Theil an der Unterredung, die zu unserm Leidwesen arabisch geführt wurde. Wir erwarteten etwas Wichtiges und Merkwürdiges; gewiß gab es einen Ueberfall der B.-Meliksch, aus dem sich eine Expedition entwickeln konnte. Kriegerische, ritterliche Gedanken erwachten in mir; einem Gefechte mit den Kabhlen beizuwohnen, das würde unsrer Reise erst den rechten Glanz verleihen. Aber theiligen wollte ich mich auf keinen Fall an den Feindseligkeiten gegen ein freies Volk, das mit dem höchsten Rechte Vaterland und Unabhängigkeit vertheidigt!

Als die Araber sich entfernt hatten, erklärten uns die Officiere den Sachverhalt. Man hatte drei Feuer am Abhange des Dschurdschura bemerkt, das verabredete Signal der dortigen

Unterworfenen, daß die B.-Melikesch sich regten. Doch war das Signal nicht sicher, es konnten auch Hirtenfeuer sein. Ein Eilbote war abgeschickt, um das Nähere zu erforschen. Unterdessen wurde ruhig weitergespeist; die Officiere sprachen von gleichgültigen Dingen. Endlich trat der Bote wieder herein; wir waren in großer Spannung; aber es wurde uns mitgetheilt, daß es wirklich nur harmlose Hirtenfeuer gewesen. Da die Lieutenants den ganzen Abend schweigsam und mürrisch blieben, so zweifelten wir noch; den nächsten Morgen aber ergab sich die Wahrheit jener Mittheilung; der Unterlieutenant reiste mit uns ab, und der Commandant geleitete uns eine Strecke Weges.

Nach Aufhebung der Tafel begaben wir uns in den langen Gesellschaftsfaal, der recht hübsch mit algerischen Waffen und Produkten verziert war. Es sitzt sich gar behaglich um ein flackerndes Kamin, den langen Tschibuk an den Lippen, wenn man nur eine kleine Stunde vom „wilden Feinde“ entfernt ist. Wir suchten natürlich über die Sitten und Zustände der Kabylen Auskunft zu erhalten; den Franzosen schien aber weniger daran gelegen, uns die Auskunft zu ertheilen. Was ich hier anführe, ist daher meistens aus Büchern geschöpft, besonders aus Daumas und Carette.

Wie sehr sich die Kabylen wirthschaftlich von den Arabern unterscheiden, habe ich schon angedeutet: sie sind weit arbeitsamer und geschickter, und beschäftigen sich nicht mit nomadischer Viehzucht und Landbestellung, sondern vornehmlich mit Spaten- und Obstkultur, vielfach auch mit Industrie und Handel. Ihre Arbeiten in Holz, Eisen, Wolle und andern Stoffen sind verhältnißmäßig sehr bedeutend, und werden durch einen großen Theil Algeriens verhandelt. Doch muß sich der Leser keine Betriebsamkeit vorstellen, wie sie im nordwestlichen Europa herrscht. Die Kabylen sind eben auch Orientalen, und Faulenzen ist ihr liebster und häufigster Genuß. So sahen wir in sämtlichen Dör-

fern, durch welche wir kamen, viele Männer ganz müßig im Kreise am Boden kauern; sie hatten nicht einmal den Kaffee und die Pfeife, die doch in der Türkei den Müßiggang zu einer Art Geschäft machen; die Unterhaltung kann auch nicht lebhaft sein, bei so einfachen und gleichförmigen Zuständen, wo Jeder etwa gleich wenig weiß und denkt, wie sein Nachbar. Nicht einmal Bäume beschatten den Ruheplatz, nicht einmal die Anwesenheit hübscher, anmuthig plaudernder Weiber, oder spielender Kinder erfreut die Sinne; ja sogar die Sitze fehlen, um den Körper behaglich auszustrecken!

Hier begreift man, wie der menschliche Geist, dieser Riese, begabt, die Welt zu begreifen und umzubilden, sich so erniedrigen kann, daß er als Prinzip der Dinge das Nichts hinstellt. O Jean-Jacques, du großer und edler Denker, wie tief verderbt mußten die Zustände sein, die dich umgaben, daß du das Zeitalter der Rohheit wie das verlorene Paradies beklagtest und zurückwünschtest! Das ist nicht der Stand der Natur für den Menschen, der zum Herrscher und Priester der Erde bestimmt ward; es ist der Stand der unnatürlichen Erniedrigung. — Aber dieser Müßiggang ist nicht nur ekelhaft durch seine gänzliche Leere, er ist auch verderblich durch die Leidenschaften, die er ausbrütet. Ich bin fest überzeugt, die Quelle der meisten Kriege und Entzweiungen im Orient, wie nicht minder in den früheren Zeitaltern Europa's, entspringt aus der Langenweile. Muß nicht für Männer, die Monate lang müßig an der Erde kauern, die Leidenschaft und vor Allem der Krieg eine wahre Erholung sein? Muß nicht nothwendig der geringste Anlaß zu Zwietracht, zu Plünderung und Todtschlag führen, und der Groll fast unauslöschlich sein in Herzen, die durch keine andern Interessen beschäftigt und befänstigt werden? Kampf und Ueberfall sind aber nicht nur der liebste Zeitvertreib, sondern auch die leichteste Art,

sich fremde Güter anzueignen, Ruhm zu erwerben, und die Phantasie auf lange hin zu beschäftigen.

Einen Ausweg muß der glühende Strom der menschlichen Thatkraft und Leidenschaft haben; und wird er nicht gleichsam in Formen geleitet, wo er zu nützlichen und schönen Dingen erstarrt, so schießt er vernichtend durch die Umgebung, und Trümmer und Asche bezeichnen seinen Weg. Glücklicherweise ist diesem Zustande der Gesellschaft die Scheidung in die kleinsten Gruppen natürlich; die eingefleischte Zwietracht verwickelt die Nächsten zumeist, und indem sie sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, werden sie den Völkern der wirthschaftlichen Arbeit ungeschädlich. Allein zum Unheil der Welt gelingt es mitunter der Kraft, der Schlaueit und dem Fanatismus eines Mannes, die ganze Nation zu vereinigen. Die inneren Fehden hören auf; aber nun wälzt sich augenblicklich der wilde Strom vereinigt über die benachbarten Völker, und endet oft erst, nachdem er zwei Welttheile fast vernichtet. So verheerten die Hunnen Attila's, die Mongolen Dschingis-Chan's, und die Tataren Timur's in wenigen Jahren die ungeheure Strecke vom Chinesischen Meere bis fast zum Atlantischen Ocean, und vom Indischen Ocean bis fast an's Eismeer.

Auch die Kabylen haben im Mittelalter, unter ihren Dynastien der Almorabithen und Almohaden, wahre Tatarenzüge vollbracht. Unter einem einzigen Herrscher, dem Jussef-ben-Taschefin, unterwarfen sie ganz Afrika von Aegypten bis an den Ocean, und den größten Theil der iberischen Halbinsel. Der grausame Abd-el-Mumen, Fürst der Almohaden, ward ebenso mächtig; aber er zerstörte, was der große Jussef geschaffen. Marokko, Tlemcen und Tunis, unter den größten und reichsten Städten der damaligen Welt, sahen ihre Trümmer mit dem Blute fast aller ihrer Bewohner überschwemmt. Doch diese Zeiten der schrecklichen Größe sind zum Glücke längst vorüber; seit

dem 16. Jahrhundert liegt auf den meisten Kabysten das Joch der Scherifs von Marokko, und der türkischen Deys und Beys von Algier und Tunis. Die Stämme des Odschurdschura hielten nur mit Mühe den Andrang der Odschaf zurück; und was ihnen von Kampflust übrig blieb, das mußten sie in inneren Fehden austoben.

In der That haben sie es im Bürgerkriege zu einer kaum denkbaren Vollendung gebracht. Nicht nur Stamm sichts gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, sondern häufig stehen sich zwei feindliche Parteien in demselben Dorfe gegenüber. Dann wird eine Mauer mittendurch gebaut, Wirthtürme auf beiden Seiten errichtet, und die eine Hälfte überfällt die andere, wenn sie im Vortheil zu sein glaubt, oder ein besonderer Anlaß den schlummernden Groll aufstört. Diese wahrhaft klassische Ausbildung des Fehdesystems, gegen die selbst das germanische Mittelalter zurücktreten muß, scheint dem kabylistischen Volkscharakter eigenthümlich zu sein. Denn während bei den Arabern zwar die Stämme, auch wohl die größeren Stammabtheilungen einander bekämpfen, die Quars aber niemals: besteht in den Städten und Dörfern der Oasen, bis tief in die große Wüste hinein, die vorwiegend von Kabysten bewohnt sind, derselbe Bürgerkrieg, wie in den fernen Bergen des Odschurdschura. Natürlich hat dann jede Hälfte eines Dorfes ihre eigene Obrigkeit, und so ist die „Auswanderung auf den Heiligen Berg“ bei den Kabysten zum beständigen Verhältniß geworden.

Es handelt sich hier nicht einmal um das Recht verschiedener Stände; sondern der gewöhnlichste Streitpunkt scheint der zu sein, daß bei der Wahl des Håuptlings, oder richtiger des Schulzen, die beiden Hålfsten sich nicht vereinigen können, und daher jede ihren Candidaten zum Halbschulzen wählt. Es ist das Eigenthümliche der rohen Culturstufen, daß Raum und Zeit den Menschen ganz beherrschen; man haßt, streitet und

tödtet, nicht weil man entgegengesetzte Ansichten, Gefühle und Interessen hat, sondern weil man an einer andern Stelle wohnt, oder weil die Urahnen in Zwietracht gelebt. In der heutigen christlichen Welt umfassen die politischen, religiösen und wissenschaftlichen Parteien einen ganzen Welttheil; der Gegner wohnt in demselben Hause, der Freund kann Hunderte von Meilen entfernt sein. Vollends was die Ahnen dachten und thaten, gilt höchstens als ein interessantes Studium, weniger um ihren Tugenden nachzueifern, als um ihre Irrthümer zu meiden.

In einem Gebiete, das durch beständige Absonderung und Feindseligkeit bis auf die Dörfer zerrissen ist, sollte man den Handelsverkehr, und die Industrie, welche auf jenem beruht, für ganz unmöglich halten. Dennoch bestehen beide, wie schon erwähnt, und zwar viel lebhafter und ausgedehnter als bei den Arabern. Wie ist das möglich? Gerade so, wie es im germanischen Mittelalter bei ganz ähnlichen Verhältnissen möglich war: durch den Gottesfrieden und durch die Geleitsbriefe. — Unter so rohen Menschen kann selbst eine entartete Religion, wie das mittelalterliche Christenthum und der Islam, nicht ohne theilweise Wohlthaten bleiben. Der selbstsüchtige Priester ist geneigt, das Gute zu fördern, so weit das Gute seinen Einfluß und Reichthum fördert. Die innere Zwietracht ist ihm an sich durchaus nicht zuwider; sie hält den Laien vom Denken ab, und treibt so Manchen der Kirche, als letzter Zuflucht, in den Schooß. Aber die gänzliche Anarchie, die alle Bande löst, gefährdet auch die kirchlichen; und indem sie die Quellen alles Wohlstands verschüttet, entzieht sie auch der Kirche ihre theuren Einkünfte.

Daher sucht die Geistlichkeit einen Mittelweg; sie bestimmt gewisse Orte und Zeiten, wo alle Feindseligkeiten aufhören sollen, und sie setzt gewisse Formen fest, durch welche der friedliche Reisende einigermaßen geschützt wird. So sind bei den Kabylen

die zahlreichen Märkte geheiligt; sie befinden sich gewöhnlich nahe den Stamm-Grenzen; ein besonderer Kaid ist ihnen vorgesetzt; und oft gewährt eine kleine Moschee ihnen noch größere Sicherheit. — Derselbe Umstand war gewiß nicht ohne Einfluß auf das Markthalten in der Nähe einer Kirche oder eines Klosters, wodurch im Mittelalter so viele Marktflecken und Städte entstanden, und ein großer Markt noch jetzt den Namen „Messe“ erhält. In der Kabylie jedoch sind die Marktplätze niemals zu bewohnten Orten geworden.

Die Klöster des Mittelalters findet man mit auffallender Aehnlichkeit in den Saujas der Kabylie wieder. Es sind dies religiöse Institutionen, ausgehend von frommen, als heilig verehrten Personen, die in der ganzen mohammedanischen Welt den Namen Marabut führen (verderbt in Amorabithen, Plural von Amrabet). Zu dem ursprünglichen Marabut zogen die Gläubigen von nah und fern, um Rath zu holen und Streitigkeiten zu schlichten; sie brachten natürlich ansehnliche Geschenke mit. War der heilige Mann gestorben, so wurde zu seinem Grabe noch eifriger gewallsfahrtet, als früher zur Wohnung des Lebenden; an Wundern fehlte es ebenso wenig, wie an den Grabstätten christlicher Heiligen. So konnte und mußte man bald eine Kubba erbauen, d. h. eine Begräbniß-Kapelle, in welcher die Pilger ihre Andacht verrichteten. Daran schlossen sich Gebäude zur Beherbergung der Fremden und zur Wohnung der Talebs oder Schüler. Solche hatten sich dem ersten Marabut angeschlossen, und mit der Frömmigkeit mußte sich auch die Lehrkraft auf die Nachkommen vererben. Die Sauja unterrichtet die Kinder aus der Umgegend in den nothwendigen Kenntnissen des Muhammedaners: Lesen und Auswendiglernen des Koran, wohl auch Schreiben des Arabischen; außerdem wird auch die höhere Wissenschaft getrieben. Diese bezieht sich ebenfalls ausschließlich

auf den Koran, der zugleich Quelle des Glaubens, der Moral, des Rechtes und der Politik ist.

Neben dem Koran gelten nur noch seine Commentare, die zwar dermaßen von einander abweichen, daß sie die Bildung mehrerer Sekten veranlaßt haben, aber deshalb keineswegs zum freien Forschen anreizen. Der Taleb, d. h. ein Jüngling, der sich dem gelehrten Stande widmet, lernt daher so viel auswendig, als er nur vermag, und qualificirt sich alsdann zum Kinder-Lehrer, zum Schreiber, bestenfalls zum Kadi oder Richter seines Stammes. Es ist wohl zu merken, daß, mit Ausnahme der Städte, eine regelmäßige Geistlichkeit in Algerien nicht besteht; die Marabuts und Talebs treten, gleichsam eine irreguläre Miliz der Religion, an ihre Stelle. Bei einem stationären Volke üben gewisse Stände gerade dann den größten Einfluß, wenn ihre Stellung nicht gesetzlich fixirt, sondern dem freiwilligen Ermessen des Volkes überlassen ist. Der äußere Zwang kann nur dazu dienen, den viel weitergehenden innern Zwang zu schwächen. So behaupten denn auch die Marabuts bei den Kabylern eine bedeutendere Machtstellung, als wohl irgendwo die privilegierteste Geistlichkeit.

Sie schlichten die Streitigkeiten, beaufsichtigen die Märkte, bewirken große Bündnisse zur Führung des heiligen Krieges, schlagen der Volksversammlung den Amin (Vorsteher) vor: ja, sie bestimmen sogar den Tag, wo die Aussaat und die Ernte stattfinden sollen. Ihr Einfluß überwiegt bedeutend den Einfluß der gewählten Häuptlinge, selbst wenn diese einer der großen Familien angehören; und man muß die Verfassung der Kabylern bezeichnen als eine fast anarchische Demokratie, gemildert durch Theokratie. Das Obwalten der letzteren erscheint um so wunderbarer, als die Kabylern eigentlich lage Muhammedaner sind. Sie haben, im Gegensatz zu den Arabern, ein vom Koran abweichendes Gewohnheitsrecht, und beobachten die Speisegesetze

nicht streng; ihre Kenntniß der Glaubensgrundsätze ist überdies sehr gering. Aber dies ist ja nicht das einzige Beispiel, daß die Priesterschaft mächtiger ist, als die Religion: die Persönlichkeit des Priesters tritt in dem Maße hervor, als der ideale Inhalt der Lehre zurücktritt; und der Fanatismus ist oft da am heftigsten, wo die ganze Religion auf ein Paar Glaubensformeln zusammengeschrunpft ist.

Die dritte und vornehmste Einrichtung zum Schutze des Verkehrs ist der Anaja, den Kabysten ganz eigenthümlich, und nach Dammas gleichfalls von den Marabuts eingeführt. Er besteht darin, daß jeder Kabyle einer gefährdeten Person, sei es ein Einheimischer oder Fremder, durch sein Geleit oder die Mitgabe eines ihm gehörigen Gegenstandes, unverletzliche Sicherheit verleihen kann. So weit der Einfluß des Schützers reicht, so weit erstreckt sich auch die Gewähr; entweder nur auf das Dorf, auf den Stamm, oder auf die ganze Kabylie, letzteres jedesmal, wenn ein Marabut den Anaja gewährt. „Der Anaja ist der Sultan der Kabylie; kein Sultan der Welt kann ihm verglichen werden; er thut das Gute, und erhebt keine Abgabe. Ein Kabyle läßt sein Weib, seine Kinder, sein Haus im Stiche; aber er wird niemals seinem Anaja ungetreu.“ Mit so leidenschaftlichen Ausdrücken bezeichnet der Kabyle seine Anhänglichkeit an diesen herrlichen Gebrauch. In der That kommt eine Verletzung desselben fast niemals vor; ist es aber einmal der Fall, so lastet die Rache unabwendbar nicht bloß auf dem Verlezer, sondern auf dessen Familie, Gemeinde, ja dem ganzen Stamme, selbst wenn der Schützer nicht im Stande wäre, für eine persönliche Beleidigung auch nur einen Mann aufzubringen. Dafür würde aber auch die Annahmung eines falschen Anaja mit Tode bestraft werden.

Eine ähnliche Einrichtung besteht übrigens auch bei den Arabern und andern Völkern, welche den Straßenraub für ein

ehrliches Gewerbe halten; und ſie beſtand in ſehr ausgedehnter Weiſe im chriſtlichen Mittelalter. Aber der kabyliſche Anaja unterſcheidet ſich weſentlich und zu ſeinem Vortheil von allen ähnlichen Gebräuchen dadurch, daß er erſtens von der geringſten Perſon ertheilt werden kann, und daß er zweitens ganz unentgeltlich iſt. Die Uneigennützigkeit geht ſo weit, daß der Anaja ungültig wird, ſobald man erfährt, daß er erkaufte worden. Bei allen übrigen Völkern können bekanntlich nur Vornehme ſolchen Schutz verleihen, und ſie thun es allermeiſtens nur gegen bedeutende Geſchenke oder Abgaben. Dieſe bilden die Hauptkoſten des Karavanentransports durch die Wüſte, und die weſentlichſten Einkünfte mancher Tuâreg-Stämme.

Der Anaja in der Weiſe der Kabylen hat offenbar einen demokratiſchen Charakter, und ſteht mit der ganzen Verfaſſung in engem Zuſammenhang. Die Kabylen ſind ein Gebirgsvolk, und ein Volk, deſſen einzige Erwerbsquelle die Arbeit iſt. Das Gebirge hielt die fremden Herrſcher ab; es verhinderte die Vereinigung des ganzen Volks unter einen einheimiſchen Herrn; und der geringe natürliche Ertrag des Bodens ließ eine faulenzende Ariſtokratie nicht aufkommen. Hiermit will ich jedoch nicht alle Gründe erſchöpfen; wohl wiſſend, daß die äußere Natur die menſchlichen Verhältniſſe nicht excluſiv beherrſcht. Die Beſchaffenheit des Landes und die Anlage des Volkes haben alſo zuſammengewirkt, um hier die demokratiſche Selbſtregierung hervorbringen und zu erhalten, die der Reiſende leider ſo ſelten in Europa, geſchweige denn in Aſien und Afrika, antrifft. — Jedes kabyliſche Dorf (Deſchera) iſt ein kleiner Staat, deſſen Obrigkeit die Verſammlung (Dſchemmâ) ſämmtlicher erwachſener Männer. Dieſe wählt für ein Jahr, oder für ein halbes Jahr, einen Amin, als Anführer der bewaffneten Macht, als Richter und als Schützer und Vollſtrecker der Gebräuche. Die Macht deſſelben iſt nichts weniger, als tyranniſch; der geringſte Miß-

brauch der Amtsgewalt stößt sich augenblicklich an einer Verweigerung des Gehorsams. Der Ausdruck dafür lautet: enta schich, ana schich, du Häuptling, ich Häuptling; und übertrifft an Energie noch die berühmte aragonische Clausel: se no, no. Der Amin kann durch die Dschemmâ auch augenblicklich abgesetzt werden.

Jedoch ist das Dorf auch Glied eines Bundesstaats, des Stammes; die sämmtlichen Dorf-Aminen vereinigen sich daher zu einer zweiten Dschemmâ, um die gemeinsamen Angelegenheiten, Krieg und Frieden, Bündnisse und größere Streitigkeiten zu ordnen. Sie erwählen einen Amin-el-Umena, Amin der Aminen, zum Vorsitzenden; dieser ist zugleich Anführer der Kriegsmacht am Tage des Kampfes. Seine Befugnisse sind noch geringer, als die der Dorfaminen, wenn nicht eine vornehme Geburt durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung sie erweitert. Denn ganz ohne aristokratische Färbung ist auch diese Verfassung nicht, so wenig, wie es die der schweizerischen Urkantone ist, die doch auch die strengste demokratische Form aufweist.

Nach den großartig-ihyllischen Gestaden des Vierwaldstätter-Sees muß der Leser blicken, wenn er das Verständniß der Zustände im Atlas sich erleichtern will. Auch hier sieht er ein kriegerisches, stolzes, freiheitliebendes Volk, das seit vielen Jahrhunderten durch die Versammlung aller seiner Männer die Gesetze und Ordnungen beschließt, und die Beamten zu deren Ausföhrung ernennt. Aber in Wirklichkeit sind es die Geistlichen, welche die Waldstätte regieren, und zwar vermittelt der Geschlechter, die trotz der alljährigen Wahl die Aemter so fest zu behaupten wissen, als besäßen sie dieselben kraft erblichen Rechtes. Man nenne Einsiedeln und Engelberg Sanjas, ihre Aebte Marabuts, ihre Mönche Talebs, und man hat die Kabyrie mitten in Europa. Nur scheint es, als seien die Marabuts weit un-

eigennützig, wohlwollender und gastfreundlicher, als die hochwürdigen Herren Aebte. Die Marabuts hatten niemals Leibeigene; auch habe ich nirgends gefunden, daß der Vorsteher einer Sauja den Delhandel seiner Gegend monopolisirt hätte, wie der Abt von Engelberg bekanntlich den Käsehandel. —

Nicht blos die Verfassung der Kabhlen ist demokratisch, sondern auch ihr Kriegswesen und ihr Strafrecht. In dem Gebirgsterrain des Dschurdschura vermag keine Reiterei etwas auszurichten; daher sind alle Kabhlen Fußkämpfer: eine neue und bedeutende Förderung der Demokratie, die ja in den Reitern des Alterthums und des Mittelalters ihre gefährlichsten Feinde fand. In nichts drückt sich die Ueberlegenheit eines Menschen über den andern für ein einfaches, kriegerisches Volk so entschieden aus, als in dem Sitzen zu Pferde; man kann das Roß als den natürlichen Herrscherstuhl bezeichnen. Aber beruht die Aristokratie auf dem Ritterthum, so nicht minder die demokratische Völkergemeinschaft auf der Kampffähigkeit überhaupt. Wer keine Waffen führt im Kampfe, führt keine Stimme in der Versammlung. Auch unter den Kabhlen giebt es Leute genug, die so arm sind, daß sie keine Flinte, keine Munition und keinen Proviant zu erschwingen vermögen. Aber anstatt diese von den politischen Rechten auszuschließen, wie die bewunderten Athener und Römer, verfahren die Kabhlen weit demokratischer und klüger: aus den Strafgeldern liefern sie ihnen von Staatswegen Waffen und Unterhalt, und verdoppeln so ihre Kriegsmacht und innere Sicherheit mit einem Schlage. — Die Freiheit und Wohlfahrt der alten Republiken sind größtentheils durch das Proletariat zu Grunde gegangen; hätten sie nicht längeren und ruhigeren Bestand gehabt, wenn man durch das einfache Verfahren der Kabhlen von Anfang an kein Proletariat hätte aufkommen lassen?

Ueber das Strafrecht bin ich aus meinen Quellen nicht ganz in's Klare gekommen. Daumas (a. a. D. p. 205) giebt eine

genaue Tabelle von 16 verschiedenen Strafen, alle in Geld, für die verschiedenen Arten der körperlichen Verletzung (hierfür allein 11), für den Diebstahl und einige andere Vergehen. Der Unterschied ist so groß, daß der Diebstahl und der Eintritt in ein Haus, dessen Herr abwesend ist, mit 100 budschus (zu 1 Fr. 75 Cent. oder 14 Sgr.) bestraft wird, das Schlagen mit der Faust aber nur mit $\frac{1}{4}$ budschu. Dieses erstaunliche Mißverhältniß ist nur bei einem Volke erklärlich, das dem Faustrecht noch huldigt, aber das Eigenthum sichern will. Nun wird aber doch der Diebstahl am meisten von ganz armen Leuten begangen, welche die große Geldstrafe nicht zahlen können: was geschieht also mit ihnen? Davon sagt Daumas kein Wort; er bemerkt ausdrücklich, daß die bei den Arabern so häufige Bastonnade bei den Kabylen für schändend gilt, und von keinem Aminen angewandt wird. Sklaverei von Volksgenossen existirt nicht: es bliebe also nur noch das Gefängniß übrig, das Daumas gar nicht erwähnt, und das in so einfachen Zuständen ungebräuchlich zu sein pflegt.

Wie es keine Prügelstrafe giebt, so ist auch die Todesstrafe unbekannt; selbst der Mord wird nur durch Zerstörung des Hauses, Einziehung des Vermögens, und Verbannung aus den Grenzen des Stammes bestraft. Der Staat, scheint es, hat nach kabyllischen Begriffen nur Gewalt über die äußeren Attribute des Menschen: Besitz und Aufenthalt; das Leben des Mörders gehört der Familie des Gemordeten. Die Blutrache kann nicht durch Geld ersetzt werden, wie bei den Arabern und andern Völkern. Höchstens könnte der Marabut die Versöhnung zu Stande bringen. — Das Demokratische, das ich in diesem Strassystem finde, liegt in der Gleichheit der Strafen für Alle, ohne Rücksicht auf den Stand des Beschädigers oder des Beschädigten (im Gegensatz zu den Germanen); ferner in der Abwesenheit aller körperlichen Strafen, dem sichern Anzeichen der Unfreiheit; endlich

darin, daß die Strafgeelder nicht den Häuptlingen zufallen, wie bei den Arabern, sondern, wie schon erwähnt, zu dem demokratischen Zwecke der Volksbewaffnung und Armenunterstützung verwandt werden. Es giebt europäische Nationen, die sich an diesem rohen Gebirgsvolk ein Beispiel nehmen könnten.

Einen hübschen Beleg, wie die äußeren Verhältnisse auf die Gesetze einwirken, führt Daumas in Folgendem an. Während der Diebstahl verhältnißmäßig so hart bestraft wird, ist die Hehlerei gänzlich straflos. Sa, gesetzlich befugte Hehler, Ukaß genannt, verkaufen öffentlich die gestohlenen Sachen. Wäre die Hehlerei verboten, so würden die gestohlenen Sachen unfehlbar aus dem so kleinen Stammgebiete hinausgebracht, und der rechtmäßige Eigenthümer büßte sie ganz ein, während er sie so zu einem geringen Preise zurückkaufen kann. Diese Erklärung giebt Daumas selbst; aber wahrscheinlicher scheint mir eine andere. Früher bemerkt derselbe Schriftsteller, daß die Kabylen, im Gegensatz zu den Arabern, nur des Nachts, und nur bei ihrem Feinde stehlen; und daß in diesem Falle der Diebstahl für eine löbliche Handlung gehalten wird. Unter Feind kann doch wohl nur das Mitglied eines andern Stammes, oder höchstens eines andern Dorfes verstanden werden; und dann ist der öffentliche Verkauf der gestohlenen Sachen nicht wunderbarer, als es der von Kriegsbeute wäre. —

Die Grenzen dieser Schrift gestatten mir leider nicht, die Schilderung der hochinteressanten Sitten und Zustände bei den Kabylen weiterzuführen; wer sich näher dafür interessirt, findet bei Carette und Daumas die beste Auskunft. Nur glaube ich, daß Letzterer den Kabylen ein wenig schmeichelt; sein Zweck dabei war jedoch offenbar ein so trefflicher, daß man die Schmeichelei ihm dies Mal zur Ehre anrechnen muß. Er wollte nämlich seine Landsleute zum friedlichen Verhalten, oder wenigstens zum schonenden Kriege gegen die Kabylen veranlassen; daher denn

auch die sichtbare Mühe, sie als ein halb-christliches und europäisches Volk darzustellen. Dem widerspricht aber der größte Theil seiner eigenen Beschreibung geradezu, wie z. B. die Heirath durch Kauf der Frau vom Vater, und die ganz willkürliche Scheidung von ihr, durch Hingabe einer gewissen Summe; ferner die fast gesetzliche Prostitution der geschiedenen Frauen und unverheiratheten Mädchen. Von den Arabern unterscheiden sich die Kabylen allerdings in vielen Stücken, und meist zu ihrem Vortheile; aber die Araber sind eben nur ein besonderer Bestandtheil der afrikanischen und der muhammedanischen Bevölkerung.

Auch Carette giebt übrigens den Kabylen den Vorzug; er bezeichnet sie als das Volk der praktischen Intelligenz, als die Nordländer Algeriens; die Araber sind ihm die poetisch-ritterlichen Südländer. Für die materielle Cultur lasse sich daher von den Kabylen weit mehr erwarten, als von den Arabern, und deshalb sollten die Franzosen die ersteren recht an sich fesseln. Daß die Berbern kulturfähig sind, beweist die hohe Civilisation Nord-Afrikas unter den Karthagern, und noch mehr unter den Römern. Aber es scheint ihnen doch der Punkt auf dem I zu fehlen, um ein wahres Culturvolk zu bilden: nämlich der Geist der nationalen Initiative. Ein Volk, das die Bildung ganz von außen empfängt, behält sie auch immer nur äußerlich, wie ein loses Gewand. Wie ein loses Gewand weht sie der Sturm der Ereignisse fort, und das Volk, kaum noch prächtig und geschmückt, erscheint plötzlich wieder ganz nackt, in seinem Naturzustande. Die meisten Länder des römischen Europas wurden durch die Völkerwanderung weit stärker und häufiger heimgesucht, als Nord-Afrika. Dennoch behaupteten jene immer noch Reste ihrer alten Cultur; während das hochgebildete Afrika zur ursprünglichen Barbarei zurückkehrte. Die heutigen Kabylen, die Nachkommen der römischen Afrikaner, machen ganz den Ein-

druck eines Volkes, das nicht allzu weit von seiner ursprünglichen Rohheit entfernt ist.

Scheinbar dasselbe muß man von den Arabern aussagen. Allein Nichts wäre ungerechter. Die Araber besitzen die Initiative in hohem Grade, das haben sie durch ihre Staatenbildung, ihre Religion, ihre Dichtkunst, ihre Bauwerke, ihre Erfindungen und materielle Cultur gemugsam dargethan. Aber sie gehören, wie sämtliche Asiaten, zu den Völkern, die nur bis zu einer gewissen Stufe der geistigen Entwicklung kommen, dann stehen bleiben, und alsbald zurückgehen. Wenn auf die glanzvollen Zeiten eines Harun-al-Raschid und Abd-er-Rahman eine so allgemeine und flägliche Zerrüttung und Fäulniß folgen kann, wie in den arabischen Reichen, so muß in der ursprünglichen Anlage eine schwache Stelle sein. Diese besteht offenbar in der geistigen Einseitigkeit und Unfreiheit. Der Volksgeist enthält ein ganz bestimmtes Ideal, das es ihn drängt zu verwirklichen. So lange dies Ideal noch treibt und schafft, scheinen Riesenkräfte die Nation zu beseelen. Nun ist die Darstellung vollendet; Alles, was innerlich vorhanden war, ist in die Außenwelt getreten; das Volk scheint auf dem Gipfel seiner Kraft zu stehen — aber in Wirklichkeit ist es schon in den Zustand der Ohnmacht verfallen. Außerlich zwar halten Gewohnheit und Institutionen, gleich Stützen, das Gebäude aufrecht. Aber diese Stützen werden selbst morsch, wenn der Geist aus ihnen gewichen: der Zusammensturz des stolzen Gebäudes ist unabwendbar. — So stirbt das Weichthier, nachdem es seine glänzende Muschel vollendet; und die Muschel selbst, so hart und fest sie auch ist, löst sich allmählig in Staub auf. —

Die germanischen Völker Europas prägten im Mittelalter ebenfalls eine ganz eigenthümliche Culturgestaltung aus. Aber der Fond ihrer Kraft war damit noch nicht erschöpft. Die Reformation mit all den gleichzeitigen Neuerungen, in Philosophie,

Wissenschaft, Kunst und Politik, legte gleichsam Protest ein gegen die versuchte geistige Abdankung. Der germanische Volksgeist verneinte seine eigene Schöpfung, bekannte sie damit als sein Erstlingswerk, nicht als das schließliche Erzeugniß seiner Reife. An diesem arbeitet er jetzt noch mit ganzer Kraft; darum ist er so lebendig und frisch, indeß der arabische Volksgeist erschöpft seit Jahrhunderten darniederliegt. Die Reformation, oder vielmehr die Kraft, die sie erzeugt, hat Europa von dem schmachvollen Schicksal errettet, das über Mekka und Damaskus, über Bagdad und Kairo eingebrochen. — Ob nun die europäische Civilisation ihren Geist in die träge orientalische Masse zu hauchen vermag, das ist die große Frage der Gegenwart. Wenn Europa nicht durch innere Revolutionen in Anspruch genommen wird, so beschäftigt es sich fast ausschließlich mit den Angelegenheiten des Orients: die Türkei und Aegypten, der Kaukasus, Persien, Indien, China und Japan, endlich die Barbaresken-Staaten kommen gleichzeitig oder abwechselnd an die Reihe. Hier entfaltet die Diplomatie ihre eifrigste Thätigkeit, hier ist der einzige Schauplatz von wirklichen Kriegen, seit der Restauration von 1815. *)

Seit drei Jahren ist dieser Umstand besonders auffallend: erst der große orientalische Krieg, dann der englische Krieg mit Persien, die Feindseligkeit gegen China, die Eroberung der Kabylien, die Eroberung der tscherkessischen Festungen, der Suez-Canal; endlich der große Aufstand in Hindostan. Der ganze unermessliche Orient, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean, von Marokko bis Japan, liegt vor den Blicken des Europäers wie ein riesiges Feld der Thätigkeit, wie eine ungeheure Aufgabe. Diese reichen Gefilde und herrlichen Küsten, diese mächtigen Ströme und weiten Thalgründe lassen ihn nicht ruhen in ihrer Dede und Zerrüttung. Die Felder fordern von ihm Bebauer,

*) Geschrieben im Jahre 1858.

die Straßen Reisende, die Flüsse schwellende Segel. Wie ein horror vacui treibt es ihn immer und immer wieder gen Süden und Osten. Denn wo jetzt Zehntausende ein kümmerliches Dasein fristen, gediehen im Alterthum Millionen: warum sollte die Neuzeit mit ihrer ökonomischen Zauberruthe nicht wieder ebensoviel, ja noch weit mehr, dem Boden entlocken? — Die bisherigen Versuche haben freilich wenig ermutigende Erfolge gehabt — allein was bedeuten Jahrzehnte bei einem weltgeschichtlichen Problem?

IV.

Bibân und Medschana.

... reißt ein schwarzes Felsenthor
sich auf —
Kein Tag hat's noch erhellt — da
geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal
der Freude —

Am folgenden Morgen um 8 Uhr nahmen wir den herzlichsten Abschied von unserm freundlichen Begleiter, dem Lieutenant v. St. A. und trugen ihm dankbare Grüße nach Numale auf, wohin er alsbald zurückkehrte. Der Commandant gab uns eine Strecke weit das Geleite; dann überließ er uns der Führung seines Freundes. Zu der bevorstehenden Reise durch die einst so gefürchteten Engpässe der Bibân hatte sich dieser junge Mann nicht mehr gerüstet, als zu einem gewöhnlichen Spazierritt. Er trug keine Waffe, ja nicht einmal die Uniform; sondern ein langer, weißer Burnus bedeckte seinen europäischen Paletot, und eine rothe Schaschia seinen Kopf. Er besaß bei Weitem nicht die einnehmende Freundlichkeit seines Vorgängers; sich mit ihm zu unterhalten, war ziemlich schwer, da er sich wenig für höhere Dinge interessirte.

Bis Beni-Manssur waren wir ost-nord-östlich gezogen; jetzt

wandten wir uns gerade gen Süden, um in dem oben erwähnten Seitenthale aufwärts, durch die Bibân die Ebene Medschana zu erreichen. Das Ziel unserer Tagereise war Bordsch-Bu-Ariridsch, die Schöpfung und langjährige Residenz des Obersten d'Argent; süd-östlich von Beni-Manssur gelegen. Wir zogen Anfangs durch schönes angebautes Land, das sich ziemlich eben und breit zwischen zwei Bergreihen erstreckte. Die eine davon war sanft und bewaldet, die andere aber zerklüftet und kahl. Das herrlichste Grün der Bäume und jungen Saaten erquickte das Auge; denn den Abend vorher hatte es stark geregnet, während uns jetzt ein frischer, aber heiterer, sonniger Morgen lachte. Die Saaten waren niedrig und sehr dünn; ich sah auch mehrere kleine Pflüge mit nur Einem Pferde oder Maulthiere arbeiten. Die Olivenbäume standen zahlreich umher, doch waren viele davon nicht gepfropft. Nach Aussage unseres Begleiters halten die Officiere des Bordsch die Kabylen zum Pfropfen an.

Doch nicht lange währte die liebliche Ueppigkeit der Gegend. Das Thal wurde waldig und zerklüftet, und aller Anbau verschwand plötzlich. Diese gebirgige Wildheit gefiel mir im Anfang ausnehmend; seit dem Uebergange über den kleinen Atlas hatten wir fast nur Ebenen oder breite Thäler durchzogen. Doch denke man sich hier keine deutsche Waldlandschaft, mit dem Gewirr hoher Buchen und knorriger Eichen, mit den süßen Schauern der Wald-Einsamkeit. Hier herrschte meist nur Buschwerk, und die seltenen Bäume übertrafen an Höhe unsere Obstbäume nicht. Wir kamen an den kleinen Fluß, der auf den französischen Karten als „Bach der Bibân“ bezeichnet ist, weil er, von Süden kommend, in zwei Armen die Gebirgskette durchbricht, und dadurch die einzigen Pässe zur Medschana bildet. — Das Thal breitete sich wieder aus und ebnete sich; bot jedoch auch hier keine Spur von Anbau oder Bewohntheit. Wir blieben immer nah am Bache, und durchschritten ihn ein- oder

mehrmals; er war feicht und milchig, wie fast alle Gewässer des Landes.

Nach einiger Zeit wurde das Thal abermals sehr eng, so daß wir am wilden, zerklüfteten Abhang hinreiten mußten. Der Lieutenant theilte uns mit, daß er beabsichtigt hätte, uns durch den Bab-Kebir, den merkwürdigeren, großartigeren Engpaß zu führen; daß aber durch den nächtlichen Regen die dortigen Gewässer zu stark angeschwollen seien. Wir mußten daher die gebräuchliche Straße durch den Bab-Seghir einschlagen, der es übrigens auch an Wildheit nicht fehlte. Diese Nachricht verstimmt uns einigermassen; hauptsächlich der berühmten „Eisernen Thore“ wegen hatten wir den Umweg durch die Kabylien vorgezogen, und nun sollte uns der schönste Anblick entgehen. — Wir ritten also dem östlichen Durchbruch zu; der Weg ging bergauf, bergab durch die wilde Gegend. Wer thut solchen Ritt durch wüstes, abgelegenes Waldgebirge, den Sinn auf Abenteuer gerichtet, und denkt nicht an den wackern Ritter von der Mancha und seinen getreuen Schildknappen, wie sie durch die romantischen Sierrren ziehen, und im Geiste Königreiche und Statthalterschaften vertheilen? Doch wie prosaisch sind die Zeiten geworden! Selbst im fernen Mohrenlande suchten wir vergebens nach den Würzen der Ritterzeit: Abenteuern und Kämpfen, Befreiung von geraubten Fürstentöchtern, und Entführung schöner Ungläubigen, die uns ihr Herz geschenkt! Erwarteten uns nicht wenigstens an den Biban, wie vordem, räuberische Kabylen, uns den Durchgang durch ihre Eisenthore streitig zu machen? Wir wollen sehen!

Es mochte 11 Uhr sein, als sich endlich die Aussicht öffnete, und der hohe und steile Gebirgskamm, mit dem gewaltigen Durchriß uns entgegenstarrte. Dieser Anblick übertraf an Größe, Kühnheit und Wildheit bei weitem meine Erwartungen. Die Spalte ist so schmal, daß nur der Bergstrom darin Platz hat;

beide Seitenwände steigen schroff und zerklüftet empor; der geschichtete Fels tritt überall nackt zu Tage, und gönnt der Vegetation gar spärlichen Raum. Die deutliche und außerordentlich geneigte Schichtung des Felsens, verbunden mit seiner Nacktheit, unterscheiden diesen Durchbruch gänzlich von denen, die ich ein Vierteljahr vorher in den Pyrenäen bewunderte. Die Schlucht der Gave zwischen Laruns und Cauz-Chaudes ist sehr viel großartiger; die Berge erheben sich drei- und viermal so hoch; aber selbst am schroffsten Absturz lockt die befruchtende Feuchtigkeit einen üppigen Pflanzenwuchs hervor. Wie wild und schäumend drängt sich dort der wasserreiche Bergfluß durch den tiefen Abgrund; wie erfüllt sein Tosen und Rauschen den Wanderer mit unnennbaren Schauern!

Hier nichts dergleichen. Breit und flach rinnt das spärliche Gewässer über die Kiesel, und höchst bequem wateten unsere Pferde hindurch. Etwas oberhalb des linken Ufers boten einige Felsblöcke rauhen Sitz, und einige Sträucher kümmerlichen Schatten; die Steilheit des Abhangs nöthigte uns, immer einer über dem andern zu sitzen, so daß das Herumgeben der Speisen und Getränke seine Schwierigkeit hatte. Der Sitz also konnte nicht naturwüchsiger gedacht werden; der Blick traf überall nur Felsstrümmen und Bergwände. Aber wie äußerst cultivirt war die Substanz unseres Frühstücks: ich schäme mich fast, es zu bekennen. Statt wilder Wurzeln, Früchte und Honigs holte der Lieutenant eine blanke, braune Terrine hervor, von der wohlbekannten Form und der weltverbreiteten Etikette:

„Pâté de foie gras de Strasbourg aux truffes
de Périgord.“

Auch andere Leckereien und guter Wein fehlten nicht. Und so schmauseten wir sorglos an einer Stelle, noch vor 20 Jahren unbekannter und gefährlicher, als die Ufer des großen Tsadsees, die unser „College“ Barth so rühmlich erforscht. Hier lauerten

beutegierige Kabylen auf den Durchzug des Beys von Constantine, wenn er alle zwei Jahre seinem Oberherrn zu Algier den Tribut von den erpressten Abgaben zuführte. Die kleinen Raubvögel nahmen hier dem großen einen Theil seiner Beute ab. Hier erwarb der früh verstorbene Prinz, der Herzog von Orléans, seine besten Lorbeern. Hier entging noch vor einem Jahre mein Freund, der Kapitän L. nebst seinen Begleitern mit genauer Noth dem hinterlistigen Ueberfall einer Schaar Eingeborener: und Tags darauf zierten die Köpfe der Friedensförer das nahe Fort.

Wie leicht hier der kleinste Trupp einen ganzen Heerhaufen zurückhalten kann, das ward uns alsbald offenbar, auch ohne feindliches Zusammentreffen. Nach 12 Uhr saßen wir auf; äußerst neugierig, wo und wie wir hindurchkommen würden; denn es war unmöglich, einen geeigneten Punkt zu erkennen. Wir wandten uns vom Flusse ab rechts hinauf, und entdeckten plötzlich vor uns eine Felspalte, so schmal, daß nur ein Pferd zu gleicher Zeit hindurch konnte, und so steil und nackt, daß nur die unbegreifliche Sicherheit der afrikanischen Pferde den Sturz verhinderte. Ich hatte in Alpen und Pyrenäen schon manchen steilen Gebirgspfad zu Fuß wie zu Roß erklimmen, aber von solcher Schwierigkeit fand ich kein Beispiel. Der Rücken unserer Pferde bildete eine Neigung von wenigstens 45 Grad, und wir hatten alle Mühe, uns darauf fest zu halten. Auf der andern Seite ging es ebenso steil abwärts. Doch dauerte der ganze Durchgang nur einen Augenblick; dann traten die Berge etwas zurück, und wir ritten auf bequemem Wege dicht an dem Flüschen. Wie leicht wäre es, jene Spalte etwas zu erweitern und zu vertiefen; 10 Mann Franzosen mit den nöthigen Instrumenten wären, glaub' ich, in einer Woche damit fertig. In einem Lande, wo man damit umgeht, in Bälde ein ganzes Neß

von Eisenbahnen anzulegen, sollte man wahrlich etwas mehr Sorgfalt auf eine Hauptstraße des Innern richten!

Die Formation des Thals, das wir jetzt durchritten, war eine höchst eigenthümliche. Der Bach floß etwa eine Viertelstunde weit zwischen Felsufeln, die vollständig geradlinig, parallel, wagerecht, und senkrecht gebildet waren. Der geschickteste Ingenieur hätte die Ufer eines Kanals nicht regelmäßiger machen können; dennoch erhob der Augenschein über allen Zweifel, daß die Anlage etwa künstlich sein könnte. Und selbst hiervon abgesehen, so müßte es doch jedenfalls ein Werk aus der Römerzeit sein; die Römer hätten aber wahrlich zuerst jenen Felsdurchgang geebnet. Wozu sollte endlich die mühsame Canalisirung eines Baches dienen, der viel zu schmal und seicht ist, um auch nur die kleinsten Rähne zu tragen. Als Werk der Natur ist aber diese fast mathematische Regelmäßigkeit so wunderbar, daß ich überzeugt bin, sie würde, von Naturforschern untersucht, einen höchst interessanten Beitrag zur Geologie gewähren. Wir wollten unsern Augen kaum trauen, als wir an eine Stelle kamen, wo der Bach in zwei rechten Winkeln von der größten Genauigkeit nach rechts abbog; die Entfernung, die Parallelität und senkrechte Abschüßigkeit der Ufer war genau dieselbe geblieben. Uebrigens waren die beiden Felswände, welche das schmale Thal einschlossen, kaum minder charakteristisch, durch die Deutlichkeit und Richtung der Schichten, und durch die vollständige Nacktheit der Oberfläche.

Rechter Hand abbiegend, gelangten wir aus diesem Thal in eine gänzlich veränderte Gegend: ein wellenförmiges Plateau, das langsam anstieg. Auf der Höhe eines sanften, unbewaldeten Hügels erblickten wir plötzlich an mehreren Stellen das Aufsteigen von Dampf aus dem Boden. Diese Stellen enthielten Schwefelquellen in großer Menge, und von solcher Stärke, daß ein dicker, gelblicher Niederschlag den Boden in der Nähe be-

deckte. Die Sprudel liefen nach allen Seiten hinab, und versumpften die ganze Dertlichkeit. Wir sahen einige Eingeborene, die sich daraus die Augen wuschen. Wer weiß, ob nicht dereinst an diesem jetzt wüsten Plage ein großes Bade-Etablissement emporwächst, mit Kurhaus, Hotels und Cafés? In dem eleganten Werke des künftigen Herrn Badearztes: „Die Schwefelthermen der Bibân und ihre Heilkraft“, wird dann vielleicht mein Name genannt, als des ersten Europäers, der sie beschrieb. Welche Ehre! —

Hiermit waren denn aber auch die Merkwürdigkeiten des heutigen Reisetages für's Erste abgeschlossen. Denn wir durchzogen nun mehrere Stunden lang eine höchst einförmige, hügelige Gegend, fast reinen Sandboden, jedoch durchweg mit Sträuchern bewachsen. Weder Anbau noch Aussicht; nicht einmal wilde Felspartien erfreuten das Auge. Endlich befanden wir uns am Fuße eines hohen, mächtigen, aber gänzlich kahlen Bergabhanges, auf dessen Mitte etwa ein kabylisches Dorf lag. Wir ritten ziemlich steil aufwärts, durch Ackerland, und gelangten an die hintere Seite des Dorfes, das ein kleines, vorragendes Plateau einnahm. Pflanzungen von indianischen Feigen, und kleine Terrassen zum Anbau umgaben auch dieses Dorf; dasselbe glich überhaupt denen von Beni-Manssur in jeder Beziehung. Nur die Gegend war durchaus verschieden, in ihrer widrigen Kahlheit und Einförmigkeit, welche durch das trübe gewordene Wetter noch häßlicher erschien. Auch hier sahen wir auf einem offenen Plage vor dem Dorfe einen Kreis müßiger Männer sitzen. Ein Reiter wurde von uns abgesandt, um den Weg zu erkundigen; und kam mit der Nachricht zurück, daß wir ganz falsch geritten wären. Die Nachlässigkeit des Herrn Lieutenants war doch ein wenig stark zu nennen. Er ließ sich jetzt so gut wie möglich den besten Weg beschreiben, um wenigstens heute noch nach Ain-Medschana,

der Residenz des Basch-Uga, zu gelangen; denn Bordsch-bu-Arirdsch war nicht mehr erreichbar.

Wir ritten nun schräg an dem Abhang hinauf; das Ackerland machte sehr bald einem Terrain mit hohem, wildem Grase Platz, das nicht einmal zum Futter tauglich war. Auf der Höhe angelangt, hatten wir ein ödes, etwas hügeliges Plateau vor uns. Der Ritt war höchst langweilig und ungemüthlich. Endlich erblickten wir zu unserer Freude am entgegengesetzten Abhange ein Dorf mit vielen rothen Dächern, und ganz in der Nähe zwei oder drei andere, durch Schluchten von dem ersten und von einander getrennt. Es war gut, daß wir zu Menschen kamen; denn die Dunkelheit nahte, und wir wußten nicht weiter. Am Eingang des Dorfes erschienen mehrere Männer, mit denen unsere Begleiter sich beriethen. Im Hintergrunde, auf der Straße, zeigten sich auch Weiber mit Kindern, die neugierig nach uns hingußten. Nach sehr langem Hin- und Herreden stellte sich heraus, daß wir auch Ain-Medschana nicht mehr erreichen könnten; daß aber die Wohnung des Kaid Ahmud nicht allzuweit entfernt sei, um dort unser Nachtlager zu suchen. Wie ungern wir auch die Aussicht auf die fürstliche Herberge des reichen Mokrani aufgaben, von deren orientalischer Pracht und Schönheit wir uns schon Wunderdinge geträumt, so blieb doch nichts übrig, als mit dem Better Ahmud fürlieb zu nehmen.

In Begleitung eines Dorfbewohners wandten wir uns also rechts von unserer bisherigen Richtung ab; und stiegen den steilen und holperigen Weg in einer Schlucht zwischen zwei Dörfern hinab. Es ward immer dunkler, der Weg hörte auf, und durch wildes Gestrüpp irrend, geriethen wir an das abschüssige Ufer eines Baches. Indes die Eingeborenen eine Furt suchten, tranken unsere matten Pferde mit Begier aus dem Bache. Die Furt ward gefunden, aber es gelang nur mit Mühe, das entgegengesetzte Ufer hinaufzuklimmen. Nun ging es ziemlich sanft in

die Höhe; ein sehr kalter, heftiger Regen schlug uns in's Gesicht, und vermehrte noch die Dunkelheit, so daß Jeder dicht hinter seinem Vorreiter bleiben mußte, um die Richtung nicht zu verlieren. Es war wahrlich kein angenehmes Reiten, und die uns als so nahe geschilderte Wohnstätte wollte sich immer und immer nicht zeigen.

Wir war aber bei alledem so wohl, ich hätte nicht mit dem Basch-Aga auf seinem Divan tauschen mögen. Das war doch ein kleines Abenteuer; nächtliches Verirren, Regen und Sturm, gespenstischer Ritt nach einem unbekanntem, fremdartigen Ziele! Alles war lautlos, und in den langen, flatternden Burnus hätte uns ein Europäer wirklich für Gespenster halten können. Endlich ertönte Hundegebell; wir ritten in einen ummauerten Hof, saßen ab, und traten durch eine niedrige Thür in ein schmales Gemach, darauf in ein geräumiges. Wir waren bei keinem geringen Manne, wenn auch nicht beim Basch-Aga. Ahmud ben-Bureman el-Mokrani, Kaib des großen Kabylenstammes Mjita, durch deren Dörfer wir den Nachmittag gekommen, ein Better des Basch-Aga, hieß uns unerwartete Gäste mit schönem Anstande willkommen. Es war ein schlanker Mann von jugendlichem Ansehen, mit edlen, milden Zügen und schwarzem Barte. Seine Kleidung von großer Feinheit und blendender Weiße ließ die kräftigen Züge seines Gesichts noch mehr hervortreten. Man sollte denken, daß diese weiten, weißen Gewänder ein unmännliches Ansehn gäben; aber ich erinnere mich nicht, diesen Eindruck jemals empfunden zu haben, im Gegentheil schienen mir schöne Männer doppelt so stattlich in diesen Kleidern, die ja wahrscheinlich auch die Patriarchen getragen.

Es war wenigstens 7 Uhr, als wir in der einzeln gelegenen Residenz des Fürstensohnes ankamen. In dem Hauptgemache wurden sogleich schöne Wollen-Teppiche ausgebreitet, und seidene Kissen darauf gelegt, zur Stütze für den Rücken. Man mag

denken, wie behaglich wir uns niederließen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Aus dünnen Holzscheiten und Zweigen wurde ein Feuer am Boden angezündet; allerdings ohne Gefahr, denn der Boden war festgestampfte Erde. Aber kaum hatten wir freudig das wärmende Geslackter betrachtet, so erfüllte dicker Qualm das ganze Zimmer, so daß wir fast erstickten, und unseren Augen die hellen Thränen entliefen. Man rieth uns, uns lang auszustrecken; und das war in der That das beste Mittel, um dem Rauch so viel wie möglich zu entgehen. Wir hatten es im Laufe des Abends noch oft genug anzuwenden, denn so wie neues Holz nachgelegt wurde, fing die erbauliche Geschichte von Neuem an. Das Zimmer glich durch seine gänzliche Leere und Schmucklosigkeit vollkommen dem Budan'schen; die Stelle der Fenster vertrat ein einziges, kleines, offenes Loch in der Wand, durch das die kalte Abendluft herein, und der Rauch hinauszog. Denn weder Kamin noch Rauchfang waren vorhanden.

Das vordere, schmale Zimmer war an der äußern Wand mit einer gemauerten Erhöhung von halber Mannshöhe versehen; Matten aus Palmblättern oder Galfa (große algerische Grasart) bedeckten dieselbe, und dienten als Pfuhl zum Nachtlager. Aus diesen beiden Zimmern bestand das Gastgebäude des Kaid's; er selbst und seine Familie bewohnten ein anderes, durch den Hof getrenntes Haus. Die Residenz enthält außerdem noch einen Stall. Das Wohnhaus ist schwerlich in Bau und Einrichtung vor dem Gastgebäude voraus; denn das letztere muß in diesem Lande ohne Wirthshäuser dazu eingerichtet sein, Gäste auch des höchsten Standes zu beherbergen. Ich glaube, diese einfache Angabe wirft ein helles Licht auf die algerischen Zustände, und auf die des Orients überhaupt. Der Leser wird ohne Zweifel schon die Bemerkung gemacht haben, daß ein Stammfürst aus der reichsten und vornehmsten Familie Algeriens sich selbst und seine

Gäste weit schlechter beherbergt, als der ärmste Bauer eines deutschen Dorfes. Vier geweihte Mauern, zwei Teppiche, zwei Stroh-Matten, und ein qualmendes Feuer, das ist Alles, was der algerische Fürst seinen vornehmsten Gästen bietet.

Darum, armes deutsches Bäuerlein, das du vor Elend zu vergehen glaubst, und wohl gar beabsichtigst, die traurige Heimath mit dem üppigen Afrika zu vertauschen — o, freue dich deines warmen Ofens, deiner Glasfenster, deiner Dellampe, deiner verschlossenen Thür, und vor Allem deines weichen Bettes! Siehe, ein Fürst entbehrt alle diese Güter, die dir jetzt werthlos scheinen, und um die dich die Hälfte der Menschheit beneiden könnte. Sie alle verdankst du dem Vaterlande, dem du so gram bist. Schon jetzt bist du reicher, als viele Könige; aber wenn du alle Hülfsmittel anwenden wolltest, die geläuterte Erkenntniß, Aufmerksamkeit und Berechnung dir an die Hand geben, so könntest du auf demselben Acker gute doppelt so reich werden, als du jetzt bist. Und bleibst dann im Vaterlande, dem schönen Lande der dunklen Wälder und grünen Auen, der unverfiegenden Bäche, der breiten Ströme, des gesunden Himmels, des Lenzes und der Nachtigall! Dem Lande, das dich genährt, gebührt deine Arbeit; dem Volke, das dich erzogen, schuldest du kindliche Hülfleistung. Suchst du Wohlstand, suchst du Bildung, suchst du Freiheit? wohlan, du bist am rechten Orte; es bedarf nur deines Willens, um das große Germanien, die Wiege der europäischen Civilisation und Selbstregierung, auch zu deren Throne zu machen! —

Doch zurück zu unserm Kaid! Zeigte sich denn die Würde und der hochberühmte Reichthum der Mokrani in gar Nichts? ja: in der Menge der Diener und im Silbergeschirr; der Teppiche und Kissen nicht zu gedenken. Wahrscheinlich besitzt der Kaid auch kostbare Waffen, edle Pferde und mehrere Weiber von großer Schönheit; doch davon bekamen wir nichts zu sehen. Hiermit hat der Leser einen Begriff von dem Luxus des innern

Algeriens überhaupt; ja annähernd von dem Luxus aller nicht industriellen Völker. Erst die Industrie ist es, die das Haus und seine Einrichtung zum Hauptsitze des Aufwands machen kann. Eine glänzende Wohnung, mit prächtigem Mobiliar und vielen Kunstwerken, ist bei uns das Erste, was ein Mann, der Geld erworben, sich verschafft. Zu gleicher Zeit begnügt er sich mit Einem Diensthoten, mit zwei Anzügen, und mit einer Equipage vom Miethkutscher. —

Die jährlichen Abgaben der Stämme des Chalifats an die Familie Mokrani sollen nach glaubwürdigen Nachrichten 700,000 Fr. betragen. So ist es wenigstens seit einem Jahrhundert, vielleicht seit zweien; und da die Ausgaben stets sehr gering waren (schon um die Habgier der Türken nicht zu reizen), so müssen sich etwa 70 Millionen Francs in ihren Händen angesammelt haben. Sind diese Schätze auch nur zum Theil produktiv angelegt, so haben sie jährlich davon mehrere Millionen Einkünfte, noch außer den Steuern. Ein großer Theil des Vermögens der Mokrani besteht jedenfalls in Grundbesitz, welcher ja hier noch weit mehr, als bei uns, die natürlichste, sicherste und angesehenste Art des Eigenthums bildet. Dieser Theil bringt sicherlich große Einkünfte, und zwar durch Verpachtung: die Pächter in der Medschana entrichten einen ungeheuren Zins, $\frac{3}{4}$ des Ertrages, an den Eigenthümer. Dagegen zweifle ich sehr, daß von dem sonstigen Vermögen vieles produktiv angelegt sei. In dem Gebiete der Familie selbst giebt es nur wenig Handel und Gewerbe; und es ist sehr fraglich, ob sie den Umständen und der großen Gefahr der Verleihung nach auswärts sich jemals unterzogen.

Bekanntlich gilt das Ausleihen gegen Zinsen bei den Muhammedanern für unerlaubt und schimpflich; und eine so vornehme Familie, die noch dazu von Marabuts abstammt, würde doppelte Schande auf sich ziehen. Daher bestätigen alle Vernunftgründe die uns mehrfach gegebene Auskunft, daß die Mo-

frani einen großen Schatz von Gold und Silber besitzen, welcher, wie schon bemerkt, in der Festung Kalà der Beni-Abbès liegen soll. Ob dort allein, möchte ich sehr bezweifeln. Außerdem halten die Mokrani stets große Getreide-Vorräthe aufgestapelt; sie handeln also auch mit Getreide, und müssen es, weil ein großer Theil des Pachtzinses in natura entrichtet wird. — Leider habe ich nicht erfahren, ob und wie das Vermögen und die Einkünfte aus den Abgaben unter die zahlreichen Mitglieder der Familie vertheilt werden, und welche Bestimmungen über die Verwaltung des Vermögens bestehen. So lange es ein anerkanntes und erbliches Familienhaupt, den Chalifen, gab, hatte dieser gewiß auch die einheitliche Verfügung; aber wie jetzt, wo die Franzosen, nach Art der alten Römer, die Monarchie in eine Art von Tetrarchie verwandelt haben? Die Medschana zwar steht noch unter einem Basch-Alga; aber fast sämtliche Kaid's dieses Bezirks sind gleichfalls Mokrani, und ihre Unabhängigkeit vom Basch-Alga wird jedenfalls von den Franzosen gefördert. —

Kurz nach unserer Ankunft bei Kaid Ahmud wurde uns Kaffee in kleinen Schalen, so wie Nüsse und Datteln vorgesetzt. Aber auf die eigentliche Mahlzeit mußten wir trotz unseres fürstlichen Quartiers und wahrhaft bäuerischen Hungers volle zwei Stunden warten. Inzwischen hätten wir uns mit dem Kaid, der sich freundlich zu uns setzte, ganz herrlich unterhalten können, wenn er nur ein wenig französisch verstanden hätte: wie es von einem so vornehmen Manne wohl zu verlangen gewesen. So aber konnte nur der Lieutenant mit ihm sprechen, und that es auch ziemlich lebhaft. Noch ein anderer Eingeborener, ich glaube ein Gast, von viel geringerm Aussehen, nahm an der Unterhaltung Theil. Endlich ward die Mahlzeit aufgetragen, und sie entschädigte uns wirklich durch Fülle und Schmackhaftigkeit für das überlange Warten. Zu den gewöhnlichen Gerichten kamen noch eigenthümliche Klöße, halb süß, halb gepfeffert; und der

Hammel wurde gekocht zugleich mit dem Kuskussu aufgetragen. Noch jetzt schwillt mein Herz ob der Ehre, die uns bei dieser Gelegenheit widerfuhr. Mit höchsteigenen Händen zerriß der Kaid das Hammelfleisch in kleine Stücke, und legte uns diese abwechselnd auf unsern Kuskussu-Bezirk. Dort vermengten wir sie ebenfalls handgreiflich mit Kuskussu und Sauce, und steckten sie so gelassen in den Mund, als wären wir es niemals anders gewohnt gewesen.

Dafür erhielten wir auch die Belohnung, daß nach beendigter Mahlzeit ein Waschbecken und eine gehenkelte Kanne von Silber gebracht wurden; und daß der Kaid aus der letztern uns warmes Wasser über die Hände goß — nöthig genug hatten sie es, nach solchem Schmaus! Dies sind die größten Ehren, die ein arabischer Wirth seinen Gästen erweisen kann, und die Sitte ist sehr schön und sinnreich. Bei uns läßt der vornehme Gastgeber seine Gäste durch Domestiken bedienen, und sich zu gleicher Zeit; der Araber widmet sich ganz und unmittelbar der Gastfreundschaft. Uebrigens waren auch zahlreiche Diener vorhanden, und sehr nützlich beschäftigt. Ich mußte lebhaft an die Vorstellung der Küpel im Sommernachtstraum denken, wenn ich den Diener betrachtete, der während der ganzen Mahlzeit unbeweglich neben uns stand, und die brennende Kerze emporhielt; ein eigenthümlicher Leuchter in der That, und auf die Dauer kostbarer, als ein goldener. Ein Anderer machte „Waschtisch“ u. s. w. Zum Dessert fehlte es natürlich nicht an Kaffee (in kleinen, silbernen Schalen, wie Eierbecher, die wieder in größeren von Porcellan standen); auch nicht an Rosinen, Feigen und Datteln. Wenn nur der Rauch und die kalte Zugluft nicht gewesen wären!

Wie manches charakteristische Genrebild hätte ich gleich an Ort und Stelle entwerfen können, dessen Farben ungleich frischer, dessen Umrisse ganz anders lebendig gerathen wären, als diese Schilderungen *post festum*! Aber ich betheure, es giebt keine

größere Schwierigkeit und Ueberwindung, als in diesem Afrika zu schreiben. Den ganzen Tag hat man zu Pferde gefessen, 8 bis 12 Stunden lang, und dabei den Kopf mit Eindrücken angefüllt; das ist schon Etwas. Kommt man nun in's Quartier, müde, hungrig und erschöpft, so setzt man sich nicht halb aufrecht in einen Stuhl, an einen erleuchteten Tisch, wo man alle Glieder frei, und Licht und Unterlage zum Schreiben hat; sondern man streckt sich auf den weichen Teppich hin, und muß den Elbogen wund drücken, um nur den Kopf ein wenig aufrecht zu halten. In dieser Lage wird der Geist mit den Gliedern schlaff; die stoffliche Erde bemächtigt sich gleichsam des ganzen Menschen; sich zu erheben, kostet die größte Ueberwindung. Es ist eine köstliche Ruhe, aber auch eine unbefiegbare Trägheit in diesem Lagern. Und nun schreibe einmal Einer beim Schein eines offenen Feuers, auf der einen Seite halb gebraten, auf der andern halb erfroren, und den Schenkel als einzigen Schreibtisch! Endlich sieht man rings umher Alles faulenzten, Ruhe erscheint als der Normalzustand des menschlichen Daseins. — Dennoch schrieben wir von Zeit zu Zeit, besonders im französischen Quartier; und was das Beste ist, die afrikanischen Gegenstände schreiben sich selbst mit unauslöschlicher Schrift in das Buch des Gedächtnisses.

Kurz nach Beendigung der Mahlzeit wurden noch verschiedene Teppiche gebracht, um das Nachtlager zu bereiten. Einige von uns betteten sich auf die oben beschriebene Erhöhung des vordern Zimmers. Herr v. K. und ich blieben auf demselben Teppich liegen, der uns zum Eßtisch und Divan gedient, und bekamen einen andern Teppich als gemeinsame Decke überbreitet. Da nun mein Lagergefährte nicht zu den Kleinsten gehörte, so wollte die Decke nicht reichen, und jeder von uns, im Glauben, der andere schlafe schon, zog sich dieselbe mehr nach seiner Seite. Zwei entgegengesetzte Bewegungen heben sich

aber bekanntlich auf, und so blieb uns zuletzt nichts übrig, als die Blößen durch Kleidungsstücke so gut wie möglich zu verstopfen. Ueber Einsamkeit brauchten wir uns nicht zu beklagen; rings um uns lag es weiß, wie Schnee, freilich wie ein Schnee, der schon lange in den Straßen gelegen. Was die zahlreichen Eingeborenen, die unser Schlafzimmer theilten, eigentlich für Leute waren: ob Gäste, ob Diener, oder etwa Leute vom Ghum (Miliz), kann ich nicht bestimmen; wahrscheinlich gehörten sie zu allen drei Classen. Sie lagen, nur in ihren Burnus gehüllt, am Boden, so daß wir uns selbst in unsern knappen Teppichen noch für fürstlich gebettet halten mußten. Das thaten wir auch, und schliefen alsbald ein: die bunten Gewebe aus Mekka und Medina mochten uns im Traume die Wunder der Wallfahrten erzählen.

Als wir am nächsten Morgen gegen acht Uhr aus der Burg des Raids Ahmud traten, bemerkten wir, daß dieselbe ganz allein auf einem traurig-fahlen Plateau lag, und daß das Wetter noch immer sehr kalt, trübe und feucht war. Von unserm Mitte bis Bordsch-bu-Aviridsch, der etwa zwei Stunden fast in beständigem Trab und Galopp dauerte, ist nichts zu berichten; denn wir durchstreiften eine höchst einförmige, fast flache Gegend, ohne eine Spur von Baumwuchs und Wohnungen. Doch war ein großer Theil des Landes angebaut: wenigstens anbaufähigen Boden sah man überall. Es ging fast unmerklich abwärts; und endlich erblickten wir zu unserm Troste eine kleine Anhöhe mitten in unabschbarer Ebene, gekrönt mit weißen Gebäuden. Nun flogen wir in gestrecktem Galopp wie abgeschossene Pfeile gegen den Bordsch zu.

Plötzlich veränderte sich wie durch Zauber die ganze Gegend. In grünem Grunde, unter zahlreichen, wenn auch noch kleinen

Bäumen, floß ein hübscher Bach in Windungen dahin; eine steinerne Brücke überwölbte ihn, und führte zu einem schroffen, malerischen Felsbügel, der ein stattliches Gebäude trug. Rechts dahinter erschien eine zweite, längliche Anhöhe, mit kleinen Häusern und den gedehnten Mauern der Kasbah oder Citadelle. Unten im Grunde stachen zahlreiche schwarze Zelte eigenthümlicher Form von den festen, weißen europäischen Wohnungen auf's Entschiedenste ab. Das war Bordsch-bu-Arividsch, und man begriff sogleich, warum Oberst d'Argent gerade hier das Fort zur Beherrschung der Medschana angelegt. — Was unsern Weg von den Bibân hierher betrifft, so hatten wir einen bedeutenden Umweg nach Süd-Westen gemacht, und unsere heutige Richtung, vom Raid Ahmud bis Bordsch, war demnach die nord-östliche gewesen.

Die Straße an der zweiten Anhöhe hinauf kamen wir an einen Thorweg, vor welchem wir abstiegen. Wir traten dann in einen Hof, der mit niedrigen, unansehnlichen Gebäuden umgeben, und zum Theil in einen häßlichen Garten verwandelt war; an der hintern Seite wurde gebaut. Hier war die bescheidene Wohnung des Commandanten, eines Majors, und zugleich der Sitz des Bureau arabe. Der Commandant selbst war verreist; aber sein Stellvertreter, der Chef des Bureaus, hieß uns willkommen. — Unsere Maulthiere waren gestern schon bald diesseit der Bibân hinter uns zurückgeblieben, und uns nicht zu Raid Ahmud gefolgt. Sie konnten erst für den Nachmittag in Bordsch erwartet werden, und bedurften alsdann jedenfalls der Ruhe. Daher blieb uns nichts übrig, als bis zum nächsten Morgen zu warten. Man wies uns eine Kammer zum Waschen und Umkleiden an, und führte uns, sobald wir unsere Toilette beendet, die Straße abwärts zu einem einzelnstehenden Hause, dem Cercle des Officiers, ähnlich doch kleiner, wie das gleichnamige Institut in Annale. Hier trafen wir noch einige Officiere, beson-

ders einen Lieutenant von den Spahis, dessen braunes, schwarzbärtiges, wildes Gesicht sich eigen ausnahm neben dem sanften und blonden feines Borgesetzten.

Zener begleitete uns in die nahe Kasbah, auf deren geräumigem Hofe mehrere Zelte für die Irregulären standen. Wir traten in einen Stall, und besahen die Beschäler, etwa sechs an der Zahl, sämmtlich von echter Berber-Race, und größtentheils herrliche Thiere. Die beiden Herren aus Mecklenburg waren gründliche Kenner, und hatten daher Manches auszusagen; aber auch sie konnten nicht umhin, den zierlichen Bau, den edlen Kopf, die feinen Beine, und den stolzen Schweif dieser Hengste zu bewundern. Ich für meine Person bekenne mich zu den unbedingten Verehrern der reinen arabischen Race, bei der ich schönere Formen und angemessenere Größe finde, als beim englischen Vollblut. Auch liebe ich die ewig-braune Farbe des letztern nicht; sie ist echt englisch; denn da der Engländer keinen Geschmack besitzt, so hält er sich am liebsten an Eine Form und Eine Farbe, für die er einmal Neigung gefaßt. Daher auch die Sitte, den ganzen Anzug aus demselben Zeuge zu machen, die gleiche Barttracht u. s. w. Die arabischen Pferde haben alle Farben, vom schneeigsten Weiß bis zum Schwarz des Ebenholzes, und man weiß nicht, welche man vorziehen soll.

Die Berber-Race unterscheidet sich kaum merklich von der arabischen, und ist auch höchst wahrscheinlich durch die Araber nach Nord-Afrika gekommen, wo sie bei gleicher Behandlung und sehr ähnlichen klimatischen und Bodenverhältnissen sich fast unverändert erhielt. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem feinen, edlen Schnitte der kleinen Köpfe, an dem Feuer der Augen und Nüstern, und an der herrlichen Biegung des starken Halses. Diese Eigenschaften fanden wir bei den Hengsten in Bordsch, so wie später in Bu-Sfada und Bisfra; aber man stelle sich deshalb nicht vor, daß alle Araberpferde schön und edel sind. Un-

fere Miethgäule gaben an dürftigem Aussehn kaum den deutschen etwas nach; wenn sie dieselben auch bedeutend durch Feuer, Ausdauer, Abhärtung und Geschicklichkeit übertrafen. Nur die Reichen sind im Stande, ihren Pferden diejenige Sorgfalt angedeihn zu lassen, die zur vollkommenen Ausbildung aller edlen Eigenschaften nothwendig ist.

Der langjährige, verheerende Krieg verminderte noch die Zahl und die Güte der Pferde beträchtlich, und ein großer Theil der noch übrigen waren gerade damals nach der Krimm geschickt worden. So mußten auch die Preise bedeutend gestiegen sein, obgleich sie gegen die unsrigen immer noch niedrig zu nennen waren. Ueber jedem Pferdestande in Bordsch war ein Preis verzeichnet, wahrscheinlich der Kaufpreis, und der höchste betrug 1000 Francs oder noch nicht 50 Louisd'or, wofür bei uns bekanntlich kaum ein anständiges Reitpferd zu haben ist. In Mäila trafen wir Tags darauf einen Remonte-Officier, der sich schon über zwanzig Tage dort aufgehalten, und erst drei Pferde gekauft hatte, eins zu 1000, eins zu 550, eins zu 450 Francs. Er beklagte sich sehr über die Seltenheit guter Pferde. Dieser nun suchten die Franzosen abzuhefeln durch die Aufstellung einer Anzahl edler Beschäler in fast allen ihren Stationen, zum Gebrauche für die umwohnenden Stämme. Das Mittel kann nicht anders, als sehr vortheilhaft wirken.*) Das Hauptgestüt befindet sich zu Blida, und meine Begleiter rühmten die Schönheit der dortigen Pferde außerordentlich. Uebrigens gelten gerade die Pferde der Medschana für die besten von ganz Algerien. Zum Ziehen scheinen die Berberpferde nicht zu taugen; wenigstens kann

*) Daß diese Wirkung jetzt (1861) bereits eingetreten, geht aus dem Befehl hervor, sämmtliche leichten Cavallerie-Regimenter des französischen Heeres nunmehr mit Berber-Pferden beritten zu machen, nachdem die betreffenden Proben vollständig gegliickt.

ich mir anders nicht erklären, warum alle die zahlreichen Omnibusse, Diligencen und sonstigen Fuhrwerke der Stadt Algier mit französischen Pferden bespannt sind.

Als gewöhnliches Futter erhalten die afrikanischen Pferde Gerste; denn Hafer wird im Lande gar nicht gebaut, und gilt als zu erheizend. Gleich den Menschen sind auch die Pferde außerordentlich genügsam und abgehärtet, in Bezug auf Futter, Trank und Witterung. Nur Morgens, vor dem Ausritt, und Abends, nach der Einkehr, wurden unsere Thiere gefüttert, und zwischen beiden lagen mitunter zwölf Stunden fast beständiger Anstrengung. Ich sage: unsere Thiere; denn die Maulthiere sind bekanntlich noch genügsamer und härter, als ihre edleren Verwandten; daher ihre hohe Schätzung in allen südlichen Gegenden. — Die Nächte sind nicht selten ebenso kalt in Nord-Afrika, wie bei uns im Spätherbst; dennoch bleiben die Pferde und Maulthiere (wie nicht minder alle übrigen Hausthiere) auch des Nachts beständig im Freien. Es werden zu dem Ende Pflöcke in den Boden geschlagen, und die Vorderbeine der Pferde daran mit Stricken lose befestigt. Auf diese Weise erspart man die Ställe; ein großes Ding bei nomadischen Völkern! Ich sah unsere Pferde auch harte Wüstengräser fressen, die ein europäisches Pferd selbst in der höchsten Noth nicht anrühren würde.

Sattel und Zäumung der Eingeborenen ist durchweg die bekannte türkische: von der es sehr interessant zu erfahren wäre, wie weit sie verbreitet ist, und wo sie ihren Ursprung genommen. Sie scheint im ganzen Orient zu herrschen; und da dies der Fall, so möchte sie wohl von den Arabern ausgehen. — Noch ein Wort über die algerischen Maulthiere. Diese sind viel kleiner, magerer und häßlicher, als die südfranzösischen, welche letztere freilich kaum anders, als durch die langen Ohren, von stattlichen Pferden zu unterscheiden sind, und verhältnißmäßig mehr kosten, als Pferde. Die französischen Truppen bedienen sich ihrer hei-

mischen Maulthiere zum Transport der Kranken und des Gepäcks; und wenn wir solchen begegneten, so erschienen die unsrigen wie Ponny's gegen große Mecklenburger. Aber an Ausdauer und Härte sollen die Afrikaner überlegen sein. Zum Beweis, daß auch hier Pferde und Maulthiere fast gleich geachtet werden, will ich anführen, daß wir für beide von Numale ab dieselbe tägliche Miethe zahlten, nämlich 3 Francs.

Nachdem wir in der Kasbah noch das Lazareth besucht, und darin nur einen Kranken, einen Eingeborenen, gefunden, kehrten wir nach der Wohnung des Commandanten zurück. Der Himmel war immer noch trübe; dennoch regte mich der Blick gen Süden mächtig an. Jenseit der weiten Ebene erschien ein langgestreckter, hoher und steiler Gebirgszug, dessen Gipfel mit leichtem Schnee bedeckt waren; Dschebel-Gurin zur Rechten, Dschebel-Uled-Kluff zur Linken genannt. Diese Gebirgskette scheidet das Tell von der Sahara. Westlich schloß sich eine Hügelhebung daran, die im Norden wieder zu einem beträchtlichen Gebirge ward, dasselbe, welches wir gestern überschritten. Gegen Osten, wo die Straße weiter nach Setif und Constantine führt, erstreckt sich die Fläche scheinbar ohne Grenzen. Nirgends, soweit das Auge reichte, waren Wohnungen, nirgends Wälder, oder auch nur Baumgruppen zu bemerken.

Jedoch wurde uns versichert, daß zwei oder drei Stunden südlich, nicht sehr weit ab von dem Wege nach Misla, sich ein großer und schöner Cedernwald befinde. Obgleich die algerische Ceder nicht ganz mit der des Libanon übereinkommt, so soll sie doch ein herrlicher Baum sein, und muß zehnfach imponiren in einem so entsetzlich kahlen Lande, wie Algerien ist. Sie kommt nur an einzelnen Stellen vor, bildet aber an diesen ziemliche Wälder. Ich hätte außerordentlich gern den so nahe gelegenen Cedernwald besucht, und machte alle Anstrengungen, damit durchzudringen: aber es wurde für unmöglich erklärt, weil die Tage-

reise nach Msila so schon sehr groß sei. Da auch die Reisegefährten mein Begehren nicht unterstützten, so mußte ich, wohl oder übel, dem lockenden Cedernhain entsagen.

Die Straße, die ich schon erwähnt, war die einzige des Orts; sie bestand überdies nur aus Einer Reihe Häuser, die erbärmlich klein, und höchstens fünf an der Zahl waren. Bordsch war also noch nichts weiter, als ein militärisches Fort; der Handel hatte es noch nicht seiner Beachtung gewürdigt. Ein Wochenmarkt findet statt, doch kann ich nicht sagen, wie bedeutend er ist. Die Häuserchen enthalten einige geringe Läden, mit Nahrungsmitteln und allerlei Materialwaaren, die uns wichtiger werden sollten, als wir geglaubt und gewünscht. — Mittlerweile waren nämlich unsere Maulthiere mit dem Gepäck angekommen; und als wir Ehilil befahlen, irgend einen Gegenstand aus einem der Körbe herauszunehmen, kam dieser bald darauf weinend und schreiend auf uns zu, und bat uns, ihm zu folgen.

Was mußten unsere Augen hier erblicken! Das urweltliche Chaos kann keinen gränlicheren, trostloseren Anblick gewährt haben. Unsere kostbaren, hochwichtigen Vorräthe, an denen wir einen ganzen Tag zusammengekauft, die ein Maulthier vollständig belasteten, die das Fundament unserer Weiter-Reise bildeten, — sie waren, nicht verloren, aber so innig untereinandergemengt, daß sie bei der geringsten Verwandtschaft sich gewiß chemisch verbunden hätten. Schiffszwiebäcke, Bouillonbrode, Zucker, Kaffee, Tabak und Schießpulver, sämmtlich in sehr bedeutenden Quantitäten, hatten alle Hüllen durchbrochen, sich in Krümel aufgelöst, und bildeten zusammen eine ebenso homogene als schmackhafte Masse, die den halben Tragkorb ausfüllte. Glücklicherweise konnte Keiner den Andern Vorwürfe machen, denn wir hatten Alle beim Verpacken geholfen; und dem armen Ehilil, der noch niemals gereist war, durfte das Unglück am wenigsten zugerechnet werden. — Doch hatten wir entdeckt, daß er, ohne uns zu fragen, Tabak

und Zucker für sich und die Spahis herausgenommen, und stellten ihn natürlich deswegen zur Rede.

Nie hat es einen Jüngling mit empfindlicheren Thränen- drüsen gegeben, als der wackere Ehlil war; denn bei dem geringsten Vorwurf oder Nachtheil entströmten ihm wahre Bäche von Thränen, deren Sturz er mit Geheul passend begleitete. Den stämmigen Kerl mit dem groben Gesicht, dem kahlgeschornen Kopfe, der kleinen rothen Schaschia, den krummen Beinen und dem grotesken Anzug — wie ein Mädchen weinen zu sehen, machte wirklich einen seltsamen Eindruck, um so mehr, als die Eingeborenen fast durchweg wahre Stoiker sind. Es konnte daher nicht fehlen, daß Ehlil durch seine Sentimentalität alle Achtung seiner Reisegefährten verlor, und daß nach jeder Ausschüttung seines Schmerzes sein Schicksal immer trauriger wurde.

Es ist nicht zu vergessen, daß er der einzige Maure unter lauter Arabern war, und daher von vornherein ein bloßgestellter Gegenstand nationaler Abneigung. Wir waren so selten mit der Bagage zusammen, daß wir ihn nicht direkt schützen konnten, so sehr wir uns auch für ihn verwandten. Sein vornehmstes Leiden war noch immer, daß man ihn nicht reiten ließ; und wirklich wurde der Arme wie ein überflüssiges Geschöpf behandelt. Aus Rache und Ergebenheit (was ihn mehr getrieben, wage ich bei meiner geringen Kenntniß des maurischen Charakters nicht zu bestimmen) verklagte er bei uns beständig die Eseltreiber und besonders den Spahi, der das Geleit der Bagage übernommen hatte. Um ihre Thiere zu schonen, und möglichst lange die ihnen so angenehme und vortheilhafte Reise hinauszuziehen, marschirten sie, wie Ehlil versicherte, viel langsamer, als sie vermöchten. Dies bezieht sich besonders auf die Folgezeit, wo wir keinen Officier mehr bei uns hatten, und wirklich durch die Verzögerung der Bagage großen Zeitverlust erlitten.

Seiner Spahi, der ältere der beiden, die uns begleiteten, hatte

ein faltiges, braunes Gesicht und nur Ein Auge, was ihm in der That kein einnehmendes und wohlwollendes Ansehn gab. Auch sahen wir ihn nicht anders, als ernsthaft und schweigsam, im geraden Gegensatz zu seinem Kameraden. Dieser, ein Mann von etwa 30 Jahren (obwohl es schwer ist, das Alter der Orientalen nach ihrem Aeußern zu schätzen), war die Freundlichkeit und Lustigkeit selber; er zeigte keine Spur von der schönen arabischen Würde. Sein Gesicht war etwas heller, als das seines Gefährten; der Bart spärlich, die Züge unregelmäßig, verschmizt, aber nicht unangenehm. Ich werde noch oft genug von ihm zu reden haben. —

Was Ehliß betrifft, so bin ich trotz seiner Untugenden überzeugt, daß er uns aufrichtig ergeben war, und unser Interesse lebhaft wahrnahm. Die kleinen Entwendungen dürfen ihm so hoch nicht angerechnet werden: im Ganzen erwies er sich als bescheiden, ehrlich und dienstleifrig. Seine Verdienste wären ungemein heller hervorgetreten, wenn wir ihn mehr in seiner eigentlichen und höheren Eigenschaft als Dolmetscher verwandt hätten; aber als Kammerdiener, Hausknecht und Reifemarschall (denn alle diese Aemter häufte der Arme) ließ er es sehr an Geschick und Einsicht fehlen. Besonders anfangs mußte ich von meinen Gefährten manche Vorwürfe seinetwegen ertragen, denn ich war es, der ihn auf dringende Empfehlung des Herrn Bibliothekars Berbrugger angenommen hatte. Mit der Zeit übrigens, zumal als wir ohne sprachkundigen Officier auf die Vermittlung Ehliß's angewiesen waren, versöhnte man sich mit seinem etwas tölpelhaften Wesen, und lernte seine Sprachtalente und seine Gutmüthigkeit schätzen. In der That muß ich ihn, nach der höchst unvortheilhaften Schilderung, die allgemein von den Mauren entworfen wird, als falschen, trägen, betrügerischen und unwissenden Menschen — für ein wahres Wunder erklären; nur in der Zaghaftigkeit gab er dem Gros seiner Landsleute nichts nach.

Später stellte er sich auch mit seinen Arabern besser, und durfte abwechselnd reiten, so daß endlich das widerwärtige Gefolge aufhörte. —

Der Verlust unserer Vorräthe ließ sich voraussichtlich auf der ganzen Reise bis Constantine nicht ersetzen: doch gereichte es uns zum Troste, zu erfahren, daß wir sie größtentheils nicht entbehren würden, da uns die Araber allen Unterhalt liefern mußten. Nur mit Brod und Kaffee sollten wir uns versorgen; und beides war in Bordsch zu bekommen. Der meiste Tabak, etwas Pulver, die Wurst und die ganze Chokolade waren übrigens unverfehrt. So blieb uns denn von dem Chaos bloß noch die lustige Erinnerung. Schmerzhafter war mir der Verlust meines arabischen Taschen-Wörterbuches, das ich gleich den zweiten Tag, bei dem beschwerlichen Himuntersteigen nach Tablat, aus dem tunesischen Leibshawl verloren hatte. —

Auf dem Zimmer des Bureau arabe befand sich eine große Karte der Provinz Constantine, vom Generalstab angefertigt, aber äußerst mangelhaft für die südlichen Gegenden und die ganze Küstenstrecke von Dellhs bis Collo, damals noch, mit Ausnahme einiger Häfen, im Besitze unabhängiger Kabylen. Denn die Kabylie des Dschurdschura, oder die Große Kabylie, ist durchaus nicht die einzige von Kabylen bevölkerte Gegend; vielmehr hat dieser Volksstamm fast alle wahren Gebirge Algeriens inne; und zur Zeit meiner Reise galt wenigstens die sogenannte Kleine Kabylie (von Bugia bis Collo, die Küste entlang) noch für unabhängig. So viel ich weiß, hat auch die letzte, so erfolgreiche Expedition nur die Große Kabylie unterworfen; demnach wäre gerade die erwähnte Küstenstrecke noch der einzige freie Bezirk Algeriens. — Die Römer hatten ohne Zweifel jeden Fußbreit Land unterworfen und besiedelt; denn nach allen Aussagen der Reisenden und Eingeborenen ist selbst die Große Kabylie voll von Ueberresten römischer Städte. Daumas, der gern auch die

römische Eroberung als unvollständig erweisen möchte, führt doch vier Städte an der Küste (zwischen Delys und Bugia), und etwa zehn im Innern an; was man natürlich als das Minimum anzusehen hat, weil damals noch keine Forschungen stattgefunden hatten. Von mehreren dieser Ueberreste erwähnt Daumas die gute Erhaltung und den bedeutenden Umfang. Er erzählt in der Weise eines Augenzeugen von einer unterirdischen Stadt, 6 Lieues von Bugia, die mehr als zweihundert Häuser aus Ziegeln enthalte, mit gewölbten Straßen und sehr dicken Mauern. Nach der Aussage der Kabylen soll sie von den spätern Römern gebaut worden sein, und dem Befehlshaber des ganzen Bezirks mit seiner Wache zur Wohnung gedient haben.

Daß ferner auch die Araber Alles unterworfen hatten, beweist die allgemeine Bekehrung zum Islam, die gewiß niemals freiwillig geschah. Der Name „Kabylen“, der erst seit jener Zeit vorkommt, wird sogar häufig mit der Annahme des Islam in Bezug gebracht; kabal heißt auf arabisch: er hat angenommen.*) Für die vorhergegangene Vermischung mit den Vandalen (welche gerade Bugia zu ihrer ersten Hauptstadt gemacht) wird das Vorkommen des blonden Haares und der blauen Augen, als ganz gegen den orientalischen Charakter, angeführt; außerdem die sehr problematische Verwandtschaft von „Suava“ (Name des Völkerbundes im Dschurdschura) mit „Suevi“, von „Uled Nun“ mit „Sunnen“ u. s. w. Wäre die erste Verwandtschaft zu erweisen, so könnte nichts Merkwürdigeres gedacht werden, als daß die be-

*) Wahrscheinlicher ist die Ableitung von dem arabischen kabailun, die Stämme, d. h. die fremden Stämme; — ähnliche Ellipsen kommen bei naiven Völkern nicht selten vor. Die Kabylen nennen sich selbst Amasirgh, d. h. die Freien, Edlen (Franken!). In Marokko und der ganzen Sahara bilden sie die herrschende Bevölkerung, und verdienen durch ihre Verbreitung über das ganze nördliche Afrika entschieden größere Beachtung und Erforschung, als ihnen bisher geworden.

rühmten Zuaven trotz ihrer echt maurischen Tracht Adoptivkinder der alten Schwaben wären.

Es giebt, wie gesagt, noch keine einigermaßen vollständige Karte von ganz Algerien; aber seit den letzten Erfolgen in der Kabylien und in der Sahara ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, eine solche anzufertigen. Die im gewöhnlichen Gebrauch befindlichen Karten, selbst besserer Atlanten, sind aber ganz unzuverlässig; kaum Ein Fluß oder Gebirge ist richtig angegeben, und räthselhafter als die algerische Sahara, selbst in ihrem nördlichen Theile, kann das innerste Afrika nicht gezeichnet sein. Der Reisende sieht auf diesen Karten verwundert große Seen, wo er Tage lang nicht einmal eine Quelle zum Stillen seines Durstes gefunden; Wüsteneien an der Stelle der fruchtbarsten und ausgedehntesten Dasen, und Flußsysteme mit großen Handelsstädten, wo die Karavanen nur Wüstensand und Salz-Pfützen antreffen. Man sollte wirklich glauben, die Herren hätten ihre Karten nach Fata-Morgana-Bildern entworfen. Selbst die Karten, die wir in Marseille und Algier gekauft hatten (die meinige gehörte zu dem elenden französischen Reisebuche), waren trotz ihres großen Maßstabes höchst fehlerhaft. —

Gegen Abend saßen wir in einem geräumigen, aber fahlen Zimmer des Hinterhauses zu Tische, in Gesellschaft der erwähnten Officiere, des Telegraphen-Inspectors, und eines lustigen, jungen Unterofficiers, dem diese Ehre als Bruder des abwesenden Commandanten widerfuhr. Zuletzt trat auch eine Dame herein, und wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihr eine Reisegefährtin von dem Dampfschiffe „Luxor“ erkannte, das uns gerade einen Monat vorher von Marseille nach Algier getragen hatte. Die Sache ist so bezeichnend für die socialen Zustände Algeriens, daß es sich wohl verlohnt, sie zu berichten. — Die erste Cajüte der Messageries-Dampfboote ist glänzend und theuer, so daß selbst sehr anständige Leute, Beamte und Handeltreibende, mit der zweiten

fürlieb nehmen, zumal diese hinreichend bequem und reinlich ist. Wir Passagiere ersten Ranges erstaunten daher nicht wenig, als wir unter einigen sehr nobeln Damen auch ein Frauenzimmer bemerkten, deren Gesichtszüge, Anzug und Manieren keineswegs eine gute Erziehung oder angesehene Stellung verriethen. Man sah sie gewöhnlich allein mit einem schneeweißen, zierlichen Windhunde, dessen Anmuth ihre eigene Häßlichkeit noch mehr hervortreten ließ. Man erkundigte und befragte sich allgemein, wer diese auffallende Person wohl sein könnte; und Alles war überrascht, als man sie mit einem jungen Hauptmann vom Bureau arabé vertraulich zu Tische gehen sah.

Letzterer war ein sehr netter Mann, und erzählte uns, wie tief er in's Innere Afrikas hineinginge, wie einsam er dort wäre, und welchen Gefahren er sich ganz allein unter vielen Arabern überließe. Dr. Barth's Schilderungen können nicht wilder und gefahrvoller klingen, als die unseres Hauptmanns, und ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich ihn später in der Sub-Divisionshauptstadt Batna, drei Tagereisen Chaussee vom Mittelmeere, in fünf bis sechs Tagen von Paris zu erreichen, ganz gemüthlich in einer Schreibstube, seinem gewöhnlichen Posten, antraf. — Seit dem wundervollen Augenblicke, wo ich das weißglänzende Algier zuerst erblickte, verlor ich das Paar aus den Augen; und sollte also die Dame nun in dem entlegenen Bordsch als Quasi-Wirthin wiederfinden. Sie war, wie der Leser gewiß schon errathen hat, die Maitresse des abwesenden Commandanten, dem sie jener Hauptmann zugeführt. Sie benahm sich natürlich sehr ungenirt, und schien mit der ganzen Garnison auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen, um nicht mehr zu sagen. Mit dem kleinen Unterofficier nannte sie sich beständig Schwager und Schwägerin (*beau-frère* und *belle-sœur*!).

Das Essen war einmal wieder ganz europäisch, und auch bei der Unterhaltung hätte man sich an einem deutschen Officier-

Tische glauben können; so viel war von Militärschule, Avancement und Gehalt die Rede. Unser Begleiter von Beni-Manssur spielte sich bedeutend auf; er sei nicht in St. Cyr gewesen, aber wohl in der Polytechnischen Schule, was doch noch mehr heiße; und seine Aussichten tausche er mit Niemand. Dem Telegraphen-Inspektor wurde indessen zugestanden, daß er sich pekuniär so gut wie ein Major stehe, und dafür herzlich wenig zu thun habe. Außer der Entzifferung der Depeschen hatte er nur alle Monat etwa die Posten seines Bezirks zu revidiren, was er jedoch als nicht ungefährlich bezeichnete. Wir hielten ihm entgegen, wie sorglos unsere militärische Begleitung stets des Weges gezogen; er blieb bei seiner Behauptung. Daß der Herr mindestens stark übertrieb, möge folgendes Geschichtchen erweisen.

Als ich etwa anderthalb Monat später eines Abends nach der kleinen Stadt Pont St. Esprit kam, berühmt durch ihre alte und großartige Rhonebrücke, entdeckte ich in dem Kellner des Gasthofs einen deutschen Steinmeßgesellen aus Ulm. Dieser junge Mann war vor einiger Zeit aus Algerien zurückgekommen, wo er ein halbes Jahr aus Wißbegierde ganz allein herumgereist. Für die Ersparnisse seiner Arbeit in Frankreich hatte er sich ein Maulthier und einige Vorräthe gekauft, und sich bis an die Grenze der Kabylien und in die Sahara gewagt. Verirrt hatte er sich oft genug, und dadurch Hunger, Durst und Kälte erlitten, aber niemals war er angefallen worden. Wie er mir erzählte, hatte er eine Menge Skizzen entworfen, die er aber leider nicht bei sich hatte. Er rühmte die Gastfreundschaft der Eingeborenen; und als ich mich gerade nach dem Bezirke der Bibân erkundigte, wußte er nichts von besonderer Gefährdung.

Als sein Geld dem Ende nahte, verwandelte sich der afrikanische Reisende in einen französischen Kellner, und zwar, wie er mir mittheilte, nicht gerade aus Neigung, sondern um der Landessprache ganz mächtig zu werden, und sich dann als

Steinmey-Meister in Frankreich niederzulassen. Ich konnte nicht umhin, auch hier wieder die abenteuerliche und muthige Reiselust zu bewundern, die dem deutschen Charakter so eigen ist. Unsere vandalischen Vorfahren trieb sie von den unwirthlichen Gestaden der Ostsee durch halb Europa, um der sonnigen Bätica ihren Namen zu geben*), und vom dritten Karthago aus Rom zu zerstören, die ganze Südküste des Mittelmeeres zu beherrschen. Und noch heutzutage ist es derselbe Trieb, der einen armen Handwerksburschen bis in die Dasen der Sahara führt, und einen Dr. Vogel die Geheimnisse des innersten Afrikas aufdecken heißt!

Von dem Mitgliede eines andern Wandervolks will ich gleichfalls berichten, um ferner darzuthun, wie wenig die Räubereien der Algerier zu fürchten sind. Während meines kurzen Aufenthalts zu Medea, der früheren Hauptstadt des Beyliks Titteri, lernte ich einen jungen israelitischen Goldarbeiter kennen, der sich mir mit vieler Innigkeit anschloß. In Polen geboren, war er früh mit seinen Eltern nach der Türkei gekommen, und hatte in Constantinopel seine Kunst erlernt. Hierauf durchreiste er einen großen Theil von Klein-Asien, und kam nach Alexandrien, wo sein Bruder als christlicher Geistlicher eine bedeutende Stellung einnahm. Von diesem unterstützt, aber nicht bekehrt, durchzog er die ganze Nordküste von Afrika, bis es ihm endlich gefiel, sich in Medea niederzulassen. Ein Paar Jahre lebte er schon dort, und war mit seinem Verdienst ziemlich zufrieden. Aber Medea war mehr der Mittelpunkt seiner Wanderungen, als sein Wohnort. Denn theils ging er sehr häufig nach Algier, um Metalle und Waaren einzukaufen, theils und besonders reiste er unter den Arabern des Tell und der

*) Wer denkt bei Andalusien an die Vandalen? Und doch ist der Zusammenhang sicher; die Provinz hieß im Mittelalter Vandalusia oder Vandalitia.

Sahara umher, um seine eigenen und fremde Erzeugnisse abzusetzen.

Diese monatlangen Reisen schilderte er als sehr angenehm und auch gewinnreich. Die Anschaffung eines Maulthieres machte fast seine ganzen Reisekosten aus, Nachtquartier, Speise und Futter für sein Thier gewährte die Gastlichkeit der Araber unentgeltlich. Er gerirte sich manchmal auf der Reise als Muhammedaner, was ihm bei seiner Fertigkeit im Arabischen und in allen Gebräuchen des Islam vollkommen gelänge. Uebrigens findet man solche reisenden Juden, meistens Eingeborene Algeriens, als Goldarbeiter, Wollkrämpler, Färber, Weber, Waffenschmiede u. s. w. bis in die äußerst südlichen Oasen, auch da, wo die Geseze oder das Klima ihnen die Ansässigkeit verbieten. Einmal, erzählte mir mein Freund, habe er auch ganz im Süden ein wunderschönes Pferd erstanden und nach seiner Rückkehr in Medea um das Doppelte wiederverkauft, obgleich ihn der Transport keinen Budschu gekostet.

Trog alledem ging aber sein Ehrgeiz noch weiter. In Algier, vertraute er mir, bestürme man ihn mit Heirathsanträgen, aber er sei noch jung (etwa 25 Jahr) und habe noch keine Lust, sich zu binden. Dagegen treibe es ihn sehr — nach Paris überzufiedeln, wo man ja so leicht Geld erwerbe und so angenehm lebe. Man sieht, wenigstens Ein französischer Charakterzug ist nach Algerien übergegangen: die Sehnsucht nach Paris. Selbst der Araberhäuptling in der Wüste träumt von den Palästen der Weltstadt, von ihren glänzenden Cafés und von den zauberischen Gärten, welche die Freuden des Paradieses schon den Irdischen gewähren. Algerische Juden sollen sich schon jetzt nicht wenig dort aufhalten, und wenn die Kolonie keinen bedeutenden Aufschwung nimmt, so werden gewiß viele andere nachfolgen, die zu Hause für ihre Handelskunst und ihr Kapital keinen genügenden Spielraum finden. — Ich brauche wohl nicht zu bemer-

ken, daß ich meinem Goldarbeiter dringend abrieth, besonders aus dem Grunde, weil seine Geschicklichkeit für Paris nicht ausreiche. So wird er denn hoffentlich noch heute, in freier Wüste umherziehend, den schönen Araberinnen Spangen und Ringe zum Kauf darbieten.

Nach Tisch begaben wir uns wieder in den Cercle und langweilten uns. Es ist unglaublich, wie wenig Empfänglichkeit diese Franzosen für das hochinteressante, fremdartige Element zeigten, in dem sie sich bewegten. Wie viel ebenso unterhaltende, als lehrreiche Schilderungen und Anekdoten hätte gewiß jeder der anwesenden Officiere und Beamten uns zum Besten geben können, wenn er nur ein wenig in seinen Erinnerungen nachgeblättert hätte. Statt dessen schleppte sich die Unterhaltung so fiedh dahin, wie in einem Kreise kleinstädtischer Philister. Da lobe ich mir doch die Wunderberichte spanischer Entdecker aus der neuen Welt; lieber ein wenig zu viel, als gar nichts! Der wißbegierige Reisende kann doch wahrhaftig nicht immer an der Pumpe stehen und die Nachrichten Tropfen für Tropfen aus den Behältern herausdrücken!

In dem Gebiete eines Khalifen waren wir, aber wer von uns auch nur einen Augenblick an den Khalifen von Bagdad mit seinen angenehmen Bekleidungen und köstlichen Märchen gedacht hätte, wäre gewiß vor dem Unterschiede zurückgeschauert. Es war gar zu arm, zu kalt und farblos in den Mauern von Bordsch! — Wir schliefen in demselben Gemache, wo wir gespeist, ja auf demselben Tische, den man höchst sinnreich als Gestell für unsere Matrasen benutzte. Morgen endlich sollten wir die Sahara betreten!

Am nächsten Morgen beabsichtigten wir sehr früh aufzubrechen, da uns eine große und wichtige Tagereise bevorstand.

Allein das Satteln und Bepacken der Thiere verzögerte sich so, daß wir erst nach 7 Uhr fortkamen. Die Fee des Schlosses, worin wir übernachtet, war auch schon munter und gewährte uns huldreichen Abschied. Es war ein kalter Morgen, die südlichen Berge mit ihrer Schneedecke widersprachen völlig der „glühenden Sandwüste“, die unmittelbar hinter ihnen beginnen sollte. Denselben Weg, der uns hinaufgeführt, ritten wir auch wieder hinab, er scheint der einzige Zugang zu sein. Jenseit der kleinen Brücke aber verließen wir den gestrigen Weg und hielten uns gerade gen Süden. Die Officiere, die uns eine Strecke weit geleitet, wünschten uns glückliche Reise, wir hatten von nun an nur noch Eingeborene bei uns. — Es ging zuerst durch ein ziemlich ebenes Land, das durchaus angebaut war; dann aber niedrige Höhen hinauf, und fortwährend durch kahle Hügel, die mit unzählbaren länglich-viereckigen Schieferstücken von außerordentlicher Regelmäßigkeit, aber verschiedenster Größe bedeckt waren. Diese geologische Erscheinung, die mehrere Stunden fort-dauerte, war mir höchst auffallend, ich hatte noch nie etwas Aehnliches beobachtet. Der Anbau war hier sehr gering, und nur einmal bemerkten wir in einer Art Einbuchtung zwischen den Hügeln eine kleine Anzahl ganz eigenthümlicher Wohnungen, die ich alsbald näher beschreiben werde.

Seit einiger Zeit waren wir an einem Bache entlang geritten, dessen etwas weißliches, aber klares Wasser an und für sich nichts Auffallendes hatte. Dennoch betrachtete ich ihn mit großer Erregung, denn es war das erste Gewässer, das ich auf Erden sah, das nicht dem großen Wasserbecken des Meeres zu-floß. — Wie manchnal hatte mich an den verschiedenen Orten, die ich bewohnte oder durchzog, der Gedanke lebhaft beschäftigt, daß jedes Wässerchen, das ich fließen sah, sei es auf höchster Höhe des Gebirges, sei es im tiefsten Thale oder der flachsten Ebene, sei es in schäumenden Cascaden, sei es in kaum merk-

lichem Fall — doch zuletzt dem Einen ungeheuren Behälter zulos, das Länder und Erdtheile trennt und verbindet! Dann erschien mir das Meer als Sinnbild Gottes des Schöpfers, aus dem alle Dinge kommen und zu dem sie alle zurückkehren. Hier war nun ein Gewässer, das gleichsam in sträflicher Entfremdung sich der gemeinsamen Mutter entzog, und obwohl es sein Dasein dem Niederschlage der Meeresverdunstung dankte, dennoch hohe Gebirge durchbrach, um in einem elenden Salzumpfe zu verkommen.

Hier begann also eine ganz andere Erdbildung, ein wahres Binnenland; denn diese Bezeichnung kann man kaum solchen Strichen geben, die durch ihre Gewässer in beständiger Verbindung mit dem Meere sind. Dies vollkommene Binnenland mit seinem ganz besonderen Wassersystem muß auch eine ganz besondere Beschaffenheit des Klimas und Bodens als Ursache, und eine ganz eigenthümliche Pflanzen-, Thier- und Menschennatur als Wirkung aufweisen. In der That hatten wir hier den ersten Fuß in die ungeheure Wüstenregion gesetzt, die sich fast ohne Unterbrechung vom Atlantischen bis zum Großen Ocean, von Marokko bis China, oder vom 1. bis zum 130. Grade östlicher Länge erstreckt. Das überaus schmale Nilthal und die Thäler des Euphrat und Tigris bilden die einzige Unterbrechung, und scheiden dies Bereich in ein östliches und westliches, letzteres vornehmlich in Afrika und von viel großartigeren Dimensionen. Rechnet man das Gebiet der Wolga hinzu, so erhält man das überraschende Ergebniß, daß wohl die volle Hälfte der alten Welt ihre Gewässer nicht zum Meere sendet. *)

*) In Amerika findet sich merkwürdiger Weise nicht ein einziges größeres Gebiet dieser Kategorie, da selbst die ungeheuren kanadischen Seen durch den Lorenzstrom mit dem Ocean zusammenhängen. Auch giebt es dort keine Wüsten, sondern nur Grassteppen (Pampas). — Ich

Das Kaspische Meer mit dem ganzen Wolgagebiet bildet einen ungeheuren Kessel, der, rings von Bodenerhebungen umgeben, keinen Abfluß des Wassers gestattet. Dieselbe Beschaffenheit könnte man versucht sein auch für die übrigen Gebiete als Erklärung anzunehmen. Allein dies trifft gewiß nur in seltenen Fällen zu; denn das Wasser hat bekanntlich bei großer Ansammlung Kraft genug, um die gewaltigsten Gebirge zu durchbrechen. Die wesentlichste Ursache ist offenbar die Dürre des Klimas und des Bodens, verbunden mit großer Hitze, welche das Wasser so schnell verdunsten lassen, daß es sich nie genug ansammelt, um zum Meere durchzubrechen oder auch nur abzufließen. Die Dürre des Klimas und des Bodens genügt schon allein zu dieser Erscheinung: denn die asiatischen Steppen, zumal die Wüste Kobi, sind so nördlich und hoch gelegen, daß von übermäßiger Hitze keine Rede sein kann. Der Leser wird durch die Beschreibung unserer Reise durch einen nördlichen Strich der Sahara die Beschaffenheit dieser Wüstenregion genauer kennen lernen.

Für den Politiker und National-Oekonomen eröffnete sich aber hier gleichfalls eine neue Welt; denn wo die Gewässer nicht mehr dem Meere zufließen, da ist das Reich der nomadischen Hirten, deren Zelte sich, wie die Wüste selbst, vom Atlantischen bis zum Großen Ocean, durch die ganze Länge der alten Welt und in Afrika fast durchgängig vom 35. bis zum 15. Grade nördlicher Breite, also 300 Meilen breit, erstrecken. Die verhältnißmäßig unbedeutenden Darsen ausgenommen, verbietet hier die Natur den Ackerbau und zwingt den Menschen zum beständigen Umherziehen. Damit ist auf einmal und von vorn herein die ganze Cultur-Entwicklung, die auf dem Ackerbau mit festen

bin übrigens als Laie weit entfernt, meine Ansichten über die Wüsten und Steppen als maßgebend zu betrachten.

Sitzen beruht, abgeschnitten. In der Staatsform und im Rechte, in den Sitten und in der Kunst, in allen Sphären des menschlichen Daseins muß nothwendig eine ungeheure Scheidung die Nomaden von den Sesshaften trennen.

Wie alle Gewässer des Ackerbaugebiets zuletzt sich in demselben Meere vereinigen, so verschieden auch ihr Ursprung, ihre Richtung und ihre Masse ist, so enthält auch die Kultur der Ackerbauer, trotz aller Unterschiede durch Abstammung, Klima und Lage, etwas Gemeinsames, das sich mit der Zeit noch immer mehren wird. Ebenso theilen die Nomaden mit ihrem einförmigem Gebiete die noch bei weitem größere Uebereinstimmung unter einander und den entschiedenen Gegensatz gegen die Ansässigen. Pflug und Hirtenstecken, Haus und Zelt sind ebenso wesentliche, durchgehende und ewige Gegensätze, wie Ackergrund und Steppe. Auch hierüber wird der Verfolg unsrer Reise manches Nähere ergeben. —

Das Flüsschen, dessen Anblick mich so stark erregte, heißt Wed-Kjob, und ich erwähne hier schon, daß wir diesen ganzen Tag seinem Laufe nach Süden wie einem leitenden Faden folgten. Das Wetter war wieder so schön und klar geworden, wie an den Weihnachtstagen, und wohl hatten wir Grund, uns dessen zu freuen; denn zumal auf solcher Reise ist der Himmel der wahre Herrscher, nicht nur über das leibliche Behagen, sondern auch über die geistigen Eindrücke. Das Grün der Wiesen, die Kraft der Wälder und der mannichfachen Aecker, zusammen der Fülle der Wohnungen und Gebäude, der Fuhrwerke und Wanderer, das Alles vermag einer europäischen Landschaft auch beim schlechtesten Wetter große Reize zu verleihen, ja zu manchen Stellen gehört Sturm und Gewitter, um ihre volle Großartigkeit empfinden zu lassen. Nicht so in Algerien, wo die heitere Färbung des Himmels und der Erde meist die ganze Zierde der kahlen Landschaft bildet. Und selbst da, wo die Natur sich

üppiger und mannichfacher zeigt, ist Sonnenschein die einzig passende Beleuchtung. Was ist ein Palmenhain bei Regenwetter, was sind die weißen Kuppeln und Minarets der Moscheen, wenn sie sich nicht an einem reinen Himmel abzeichnen? Und wo bleiben alle Reize des Nomadenlebens: die Schmausereien in dem gewaltigen Saale des Firmaments, die Nachtlager unter leichtem Zelte, das Frühstück am flackernden Steppenfeuer, der Blick in unmeßbare Fernen gesenkt — wenn nicht am Tage die Sonne und bei Nacht die flimmernden Sterne die Scene erleuchten?

Nach dreistündigem Ritt ohne die geringste Abwechslung, als unserm noch nüchternen Magen die Romantik des Nomadenthums immer weniger behagte und Auge und Sinn sich nach Gegenständen sehnten, hörten wir plötzlich den fremden Klang musikalischer Instrumente uns entgegentönen. Ich kann nicht beschreiben, wie in dieser Wüstenei die Töne mein Ohr bezauberten. War es doch wie Stimmen der Wüste, die uns an ihrem Eingange bewillkommneten! Als bald sahen wir fünf Männer in Burnussen auf uns zuschreiten, wovon zwei auf langen Pfeifen bliesen und drei die Tambourine dazu schlugen. — Die Melodie ist mir gänzlich entfallen; wie gern hätte ich sie aufgezeichnet, aber ich bin in den Noten nicht bewandert. Doch war die Musik sicherlich weit angenehmer als die, welche ich später in den Dasen hörte. Die Künstler machten, bei uns angelangt, Kehrt, und zogen nun vor uns her, so daß wir wie im Triumphe dem Duar nahten.

Auf einem gänzlich öden Terrain, das von einer Schlucht durchschnitten war, lagen im Wirrwarr elf der sonderbaren Zwitterwohnungen, wie wir sie schon früher von ferne erblickt, nämlich große schwärzliche Zelte, die auf einem niedrigen Fundament aus unverbundenen Steinen ruhen. In diesen Wohnungen ist der Uebergang vom Sesshaften zum Nomaden ganz herrlich ausgeprägt;

ich sah sie nirgends weiter, habe auch nie davon gelesen. Wahrscheinlich waren die Bewohner bis vor Kurzem Nomaden und haben bei ihrer Niederlassung entweder die Mittel oder die Lust entbehrt, das Zelt ihrer Väter ganz aufzugeben. In der That muß es einem Zeltbewohner, zumal wenn er ein solcher Verehrer des Althergebrachten ist, wie der Araber, ebenso schwer ankommen, sein leichtes Zelt aufzugeben, als einem Europäer, sein festes Haus zu verlassen. „Der Strick, der das Zelt des Arabers hält, ist nur ein Strick, und er hat alle die Städte fallen sehen, von denen Du sprichst,“ erwiderte der Basch-Uga El-Mokrani einem Franzosen, der ihn nach Karthago, Babylon und Tyrus fragte.

Es ist keine unbewußte Vorliebe, die der Beduine für seine Wohnung und seine Lebensweise hegt, und die Festigkeit, der wir uns vor Allem freuen, erscheint ihm nur als traurige Beschränkung auf einen einzigen Fleck der weiten Erde. Wie der alte Deutsche nach Tacitus das Zusammendrängen der Häuser haßte und die Stadt als einen großen Kerker betrachtete, so meidet der Beduine, noch weiter gehend im räumlichen Freiheitsdrang, selbst das Haus. So leicht wird der Zwang der Natur bei den Völkern zur süßen Gewöhnung! Und wohl mag es etwas gar Hübsches und Reizendes haben, sein Haus wie einen Reisefack mit sich zu führen und überall, im Thal und auf dem Berge, am See und an der Quelle, unter schlanken Dattelpalmen und auf grünem Weidgrund, seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Der Europäer schwelgt in Genüssen, die aus den fernsten Gegenden zu ihm strömen; der Beduine findet viel mehr Freude, im Sommer das nährenden Korn des Tell und im Winter die süße Dattel der Sahara eigenhändig zu ernten.

Aber vor Allem ist ja der Beduine ein Krieger. Frage selbst unsere Friedenssoldaten, was sie vorziehen: den sichern Garnisondienst oder das mühevollen, gefährliche Herumziehen im

Gelbe? — Mit seinem Nomadenthum ist der Beduine gleich fertig zum Angriff, zur Vertheidigung und zur Flucht. Mehr, als irgend welche Militärgrenzer, vereinigt er Produktion und Handel mit Kriegszügen und Plünderung. So karg auch der Boden ist, auf dem er wandert, für eine Nacht bietet er immer Weide, und so kann der ganze Stamm mit Weib und Kind und aller Habe fast ebenso schnell und weit marschieren, wie der geringe Theil der sesshaften Völker, der als Kriegsmacht auszieht.

Auch läßt sich der sittliche und politische Vorzug dieser Lebensweise gerade im Orient nicht gering anschlagen. Die Gefahr der Verdampfung und Verweichlichung, der bisher alle sesshaften Völker des Orients unterlegen sind, besteht nicht für den Nomaden. Wenn sein Geist auch nicht fortschreitet, so bleibt er doch thätig und beweglich schon durch die Abhärtung und beständige Bewegung des Körpers. Wie schlaff, feig und erbärmlich erscheint der Maure gegen den Beduinen, mit dem er doch dasselbe Land bewohnt und demselben Herrscher unterworfen ist! Mit Recht verachtet daher der Nomade den Städtebewohner als ein entartetes, sklavisches Wesen. Ganz im Gegensatz zum Norden, wo während vieler Jahrhunderte die Mauern der Städte die einzige Zuflucht der Freiheit boten, schließen sie im Süden die Knechtschaft ein.

Die freien Städte des ganzen Orients sind nur die Zeltlager der Nomaden oder die Auls und Descheras der Bergbewohner. Denn da der Orientale die Kraft des Widerstandes gegen Unterdrücker nicht in sich selbst hat, so muß die Natur mit ihren Gebirgen und dürren Steppen für die Freiheit eintreten. Wie die Gebirge, so schützen auch die Wüsten ihre Bewohner durch die abhärtende Lebensweise und die Schwierigkeit des Zuganges und der Verfolgung. Der mechanische, kunstlose Despotismus des Orients erstreckt seine Gewalt nur so weit, wie seinen Arm, und sein Arm ist zu kurz, um die, auf ungeheure

Strecken verstreuten Nomaden zu halten. Dazu wären fast ebenso viel Soldaten erforderlich, als Bewohner vorhanden sind, oder daß die eine Hälfte der Nomaden die andere zum Vortheile des Despoten darniederhielte. Nun tritt letzteres allerdings häufig ein, denn die Wüste erzeugt neben der Sicherheit auch die Zerspaltung in feindliche Stämme. Doch auch so geht die Macht des Despoten über die Nomaden selten weiter, als einen Tribut zu erheben.

So unnatürlich sind die Zustände dieser Gegenden verkehrt, daß die Abgaben, die eigentlich nur Mittel zum Schutze und zur Förderung der Unterthanen sind, hier zum einzigen Zweck der Regierung werden, zu dessen Erreichung Krieg und Plünderung dienen. Der Schutz des Rechts und die Förderung der Wohlfahrt, die wahren Attribute der Obrigkeit, werden keinem Beduinensstamm von Seiten der Centralgewalt zu Theil, sondern ausschließlich von selbstgewählten Richtern und Häuptlingen. Diese aber sind bei sämtlichen Nomaden arabischen und kabyliischen Stammes nichts weniger als despotisch: der eigentliche Herrscher ist das Herkommen, nach welchem gerichtet wird. — So hängen denn die Nomaden nur durch den dünnen Faden des Tributs mit der Centralgewalt zusammen, und selbst dieser wird oft auf lange Zeit zerrissen. Sonst aber leben sie nach eigenen, festen und ziemlich gleichen Gesetzen: schon ein hoher Standpunkt des staatlichen Daseins! Wohl fehlen die nothwendigen Schwächen eines rohen Zustandes nicht: häufige Willkür gegen die Geringen und Armen, Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft, Vernachlässigung aller höheren Bildung, Aufrechthaltung der Blutrache, vor allen Dingen Rechtlosigkeit jedes Nicht-Stammgenossen, insofern er nicht zufällig die Gastfreundschaft genießt — also Plünderung, Mord und unablässige Fehden! Aber wo findet sich der Herzlose, der nicht etwas Rohheit und Anarchie dem dumpfen Dahinsiechen des Despotismus vorzieht? —

Als wir dem Duar-Dorfe nahe gekommen, verstummen Flöten und Tambourine, und statt ihrer erhob sich ein wüthendes Gebell von Hunden, die auf uns zustürzten. Einige Bewohner warfen fortwährend Steine nach ihnen: das einzige Mittel, um sie von uns abzuhalten. Die Hunde sind in diesen Ländern nicht, wie bei uns, Wächter des einzelnen Hauses, sondern des ganzen Duars, und so empfing uns bei jeder Annäherung das gastfeindliche Gebelle. Die Nachbarn unter einander haben wenig zu besorgen; die Unsicherheit betrifft das ganze Lager, durch Ueberfälle von fremden Dieben und Mördern, von feindlichen Stämmen, und von Raubthieren. Die wachsamten Araberhunde bellen nicht nur, sondern greifen auch Alles, was fremd ist, mit scharfen Zähnen an, so daß man sich sehr vor ihnen in Acht nehmen muß. — Jenseit der Vertiefung saßen wir ab und wurden vom Kaid oder Scheich in eins von den drei wirklichen Häusern geführt, die gleichsam als Gewähr der Gesphastigkeit den Duar zierten. Sie standen entfernt von einander, waren niedrig und länglich viereckig, und hatten jedes eine niedrige Thür und ein kleines Fenster. Die Wände waren aus jenen, von Natur regelmäßigen Schiefersteinen, die uns längs des Weges so aufgefallen, mit dickem Lehm gemauert, die schrägen Dächer mit Binsen gedeckt. Das größte und bestgebaute dieser Häuser stellte die Moschee vor, was kein äußeres Kennzeichen ver-rathen hätte.

Das Haus, in welchem wir Platz nahmen, schien ausschließlich für die Fremden bestimmt, ein Teppich am Boden war auch hier die einzige Ausrüstung. Da Chlil diesmal bei uns war, so richteten wir durch ihn einige Fragen an unsern Wirth. Wir erfuhren, daß diese Niederlassung Sidi-Alli-bel-Chir heiße, von dem Marabut gleiches Namens (was schon der Vorsatz Sidi, mein Herr, das spanische Sid, besagt). Da der Aufenthalt in dem dunklen Gemache mir mißfiel und ich vor Begierde

brannte, das Innere eines Zelthauses kennen zu lernen, so ließ ich durch die Spahis bewirken, daß wir uns in die eigene Wohnung des Häuptlings begaben, welche dicht hinter dem Gastgebäude sich befand. Dies Zelt mit festen Untermauern bildete ein einziges Gemach, von der Größe eines kleinen Saales, und von ziemlicher Höhe. Die Form war länglich, und die Zeltwände natürlich sehr geneigt. Den Boden bildete festgestampfte Erde.

Man führte uns zur rechten Seite, und als wir eintraten, war man gerade im Begriff, durch aufgehängte Teppiche die Aussicht auf den andern Theil, wo die Frauen sich aufhielten, zu benehmen. Anfangs aber konnten wir sie ganz deutlich beobachten; es waren ihrer drei oder vier, in bunten, weiten Gewändern, die auch den Kopf bedeckten, die unverhüllten Gesichter ließen keine Schönheit bewundern. Alle waren mit Bereitung der Speisen beschäftigt. — Gleich nach unserer Ankunft im Duar bemerkten wir, daß eine alte Frau in ärmlichen Kleidern mit wehklagendem Geschrei einem Manne nachlief, der ein Huhn zur Wohnung des Raids trug. Sie weinte und schrie so lange, bis er ihr das Huhn zurückgab; allem Anschein nach hatte also der Häuptling dies Geflügel zu unserer Bewirthung einem armen Weibe entreißen lassen, und zwar widerrechtlich, denn sonst hätte sie es wohl nicht zurückerhalten. Dieser Vorgang warf ein sehr schlimmes Licht auf den Rechtszustand der Eingeborenen; zumal ausgeführt unter den Augen vornehmer, französischer Gäste und kaiserlicher Soldaten. Wie wenig aber gerade die Frauen in dieser arabischen Gesellschaft, die so zarte und feurige Liebeslieder geschaffen haben, geehrt und geschützt werden, das sollte ich schon bei der Ueberfahrt auf eine herzbetübende Weise erfahren.

Unter dem Haufen von etwa fünfhundert Meßkapilgern, die sich auf dem Schiffe befanden, war nur eine einzige Frau, ein junges Weib mit einem Säugling. Diese Unglückliche hatte

ihren Mann als Leichnam in Marseille zurücklassen müssen: ihre erschreckende Blässe und Magerkeit und das gleiche Aussehen des Kindes hätten ein Raubthier zum Mitleid bewegen können. Dennoch schien keiner der Hunderte von Volks- und Glaubensgenossen auf dieser Pilgerfahrt ein freundliches Wort, oder einen Bissen Brod für sie zu haben. Denn gleich im Anfang lagerte sich die arme Wittve auf dem offenen Hinterdeck, so weit wie möglich von ihren Landsleuten entfernt, mitten unter Europäer. Um eine Araberin zu diesem Schritte zu bewegen, müssen wahrlich dringende Gründe vorliegen. Auch rechtfertigten die Christen ihr Vertrauen, und brachten ihr fortwährend Speise und Trank, ja sogar Leckerbissen: was sie Alles annahm, ohne auch nur den Geber anzublicken, oder ein Wort des Dankes hervorzubringen. Ich war Zeuge, wie ein lebhafter Pariser einem reichgekleideten, wohlbeleibten maurischen Kaufmann aus Mostaganem bittere Vorwürfe über dies Verlassen von Wittve und Waise machte. Der Angegriffene zuckte phlegmatisch die Achseln, und äußerte, er gehöre nicht zu den Pilgern, und die Frau sei nicht aus seinem Orte. Obgleich durchaus kein unbedingter Bewunderer unserer Zustände, wage ich doch die Behauptung: solche Herzlosigkeit wäre unter uns nicht möglich! —

Unser Frühstück, das wir im Zelte auf die gewöhnliche Art verzehrten, bestand aus flachen, butterigen Eierkuchen (an Stelle des Brodes), Huhn in sehr schmackhafter Sauce und harten Eiern. Ich versuchte, mich mit Hülfe eines kleinen Vocabulaire etwas arabisch zu unterhalten; aber es kam wenig dabei heraus. Nur einige arabische Wörter und Redensarten hatten wir regelmäßig anzuwenden gelernt, wobei der jüngere Spahi unser eifriger Lehrer gewesen. Es waren dies dieselben, deren sich alle Europäer im Verkehr mit den Eingeborenen bedienen, und die mit Hülfe der Zeichensprache, und der wenigen französischen und italienisch-spanischen Brocken, welche die Eingeborenen anwenden, nicht

nur zum nothwendigsten Bedarf, sondern auch zur Höflichkeit genügen.

Es sei mir gestattet, ein Verzeichniß davon zu geben; es ist nicht uninteressant, an einem lebendigen Beispiel zu zeigen, wie wenig Begriffe zum menschlichen Verkehre ausreichen. Makásch, nein, nichts; lala, nein; beséf, viel, sehr, ja; melihh, gut im weitesten Sinne; dasselbe bóno, in der lingua franca; uáhed, tsenin, tselátsa etc., eins, zwei, drei u. s. w., aber höchstens bis zehn; sâa, Stunde (Uhr); káddesch, wie viel? kahua, Kaffee; radschel, Mann; mera, plur. nessa, Frau; áud, Pferd; baréa, Mauleselin; kébbisch, Hammel; dschémel, Kameel; trek, Weg; má, Wasser; belád, Land, Gegend, Stadt; bordsch, Burg, Fort; árbi, Araber; frendschi, Franzose; allemann, Deutscher; inglis, Engländer; dar, Haus; dschemmâ, Moschee, Versammlung; bâb, plur. bibân, Thor, Thür; 'ain, Quelle; dschébel, Berg, Gebirge; uéd, Fluß, Thal; ssebáhh, Morgen; melh, Salz; helib, Milch; esselam - álik, - álikum, der Friede sei mit dir, mit euch (welchen Gruß der Muhammedaner übrigens nicht gern gegen Ungläubige gebraucht). Diese Anzahl ist übrigens schon zu groß, denn nur die ersten Ausdrücke werden von Jedermann gekannt und gebraucht. Eigenthümlich ist z. B., daß „schlecht“ regelmäßig durch makasch bono oder makasch melihh ausgedrückt wird. Wir erregten schon großes Aufsehen, wenn wir beim Trinken auf das höfliche ssáa der Araber mit isselmek antworteten (wohl bekomm's und zur Gesundheit!).

Unser Spahi verstand etwa ebenso viel französisch, wie wir arabisch; und nun stelle man sich vor, wie interessant und abwechselnd die Gespräche sein mußten, die er oft stundenlang mit uns hielt, und bei denen er sich mächtig zu ergöhen schien. Zuletzt hatte auch nur noch einer von uns die Geduld, ihn anzuhören. Folgende Unterhaltung, die sich sehr häufig wiederholte,

mag als Muster dienen. Der Spahi kommt herangeritten, und sagt: *Mon cheval bono besef*, mein Pferd sehr gut; darauf erwidert man: *audi melihh besef*, mein Pferd (auch) sehr gut. Der Spahi schüttelt mit dem Kopf, lacht laut auf, und sagt: *makasch bono*, nicht gut! Damit ist das Thema vom Pferde beendet. Nach kurzer Pause hebt er wieder an: *Biskra belad kebîr*, Biskra, großer Ort; man kann nicht umhin, beizustimmen, mit *kebîr besef*, sehr groß; *el-kahua melihh*, der Kaffee ist (dort) gut, *we-nessa besef, bono besef*, und Frauen viel, sehr schön! Dabei verzieht ein breites Lachen das Gesicht des lusternen Afrikaners. Mit den Frauen von Biskra hat er aber seinen letzten Trumpf ausgespielt; nun wird er begehrlieh, und erwähnt zum zehnten Male die Taschenuhr, die wir ihm zu kaufen versprochen, um ihn nur los zu werden.

Achmed (so heißt er) hat ein gelbes, unregelmäßiges, bartloses Gesicht, mit dem vorwiegenden Ausdrucke der Sinnlichkeit, Lustigkeit und Schlaueit. Die letztere äußerte sich darin, daß er uns während der Reise unter allerlei Vorwänden viel Geld abzulocken wußte; doch zeigt schon der feste Glaube, wir würden ihm eine schöne Taschenuhr kaufen, daß bei ihm viel Naivetät vorhanden war. Dies machte seine Gesellschaft einigermaßen liebenswürdig; mitunter mußte man über seine Possierlichkeit laut anlachen. Während der ganzen Reise habe ich ihn nie trübe oder gelangweilt gesehen; höchstens, wenn ihm ein Besuch abgeschlagen worden, brummte er eine Weile; dann kam aber bald die Heiterkeit wieder zum Vorschein. Er war nicht bloß äußerst redselig, sondern auch sehr beweglich und flink. Sein ganzes Wesen erinnerte mich sehr an die *Graciosos* des Calderon, deren lustige, derb sinnliche Auffassung einen so prächtigen Contrast zu der ernstern, idealen Romantik ihrer Herren bildet.

Ihr, sie alle überragendes Vorbild ist ja aber *Sancho Panza*, gleichsam der irdische Schatten, den der hyper-idealistische Schwär-

mer Don Quixote wirft. Nur seine Wohlbeleibtheit und träge Bequemlichkeit, wie sie dem Bierziger und Familienvater zukommt, unterscheidet ihn von den lustigen, durchtriebenen und doch einfältigen Gesellen, die Calderon geschaffen. In diesen Figuren, welche keine andere Literatur eigenthümlich besitzt, steckt ohne Zweifel ein starkes arabisches Element, ohne dessen phantasievolle Naturwüchsigkeit die romanischen Spanier gewiß nur eine hochtrabende Ritter-Poesie geschaffen hätten. Die Größe des Cervantes beruht anerkanntermaßen mehr auf dem Humor seines Sancho, als auf der Berrücktheit seines Don Quixote, und es ist gewiß nicht ohne Wichtigkeit, daß jener große Dichter viele Jahre in Algier (als Sklave) zubrachte. — So viel ich weiß, kennt man bei uns von den Arabern nur ernste, feurige Poesien, wahrscheinlich, weil vorwiegend diese der Schrift anvertraut wurden. Dem interessanten Buche des Dr. L. Buvry (das ich später noch ausführlich erwähnen werde) verdanke ich den Beweis, daß in Algerien auch satyrisch-humoristische Lieder vorgelesen werden, wenn auch nur in vertrautem Kreise.*)

Folgendes Lied nehme ich um so lieber auf, da es die socialen Zustände und Gebrechen der Eingeborenen aufs schlagendste kennzeichnet. Schade nur, daß Versmaß und Reim nicht beibehalten sind; durch den Mangel beider verliert das Lied eigentlich seine Eigenschaft als Kunstwerk.

Der Herr Raid ist ein stattlicher Mann,
Trägt einen goldgestickten Raftan,
Darüber zwei Burnusse aus dem Dscherib;
Er hat eine Schaschia aus Tunis,
Und einen Turban aus Stambul.

*) Die Sammlung arabischer Volkslieder von Dr. Altmann (u. d. T. Spiegelbilder der Sahara, 2. Aufl. 1861) enthält nicht weniger als 121 Spott-, Schmähs- und Allgelieder: ein neuer Beweis, wie stark die Satyre von den Arabern cultivirt wird.

Sein Schauch trägt einen großen Stod.
 Der Herr Kaid nimmt die Duros des Beylik,
 Treibt unsere Ochsen weg, ist unser Korn,
 Und schläft bei unserer Misse.
 Ich möchte wohl ein Kaid sein!

Der Herr Scheich ist ein großer Mann,
 Sein Vater war ein armer Ghames,
 Er selbst hütete das Vieh
 Um vier Duros das ganze Jahr;
 Hatte ein halbes Hemd und einen ganzen Schuh,
 Und einen vielgeflickten Burnus.
 Heut baut er zwanzig Schebda Landes
 Mit unsern Ochsen, mit unserm Pflug,
 Und mit der Saatfrucht, vom Holor gestohlen.
 Ich möchte wohl ein Scheich sein!

Die Derwische und Marabuts
 Sind gar zu fromme Leute,
 Um den Hals einen großen Rosenkranz,
 Auf dem Rücken einen großen Sack.
 Sie beten viel und essen noch mehr,
 Und nehmen lieber Weizen als Gerste.
 Warum ist so wenig Frucht im Rebäusch?
 Warum so wenig Butter im Schlauch?
 Dem heiligen Manne ist Alles genehm.
 Ich möchte wohl ein Derwisch sein!

Dies Lied ist sehr eigenthümlich, aber nur im Aeußeren.
 Wenn kommen nicht beim Lesen desselben hundert Anklänge an
 deutsche Lieder und Dichterstellen in den Sinn, als: Der Papst
 lebt herrlich in der Welt! — Die heiligen drei Könige mit ihrem
 Stern. — Die Erzählung Mephisto's von dem Verbleiben des
 Schmucks: „Die Kirche hat einen guten Magen.“ — Kurz, man
 verwandele die arabischen Ausdrücke in die entsprechenden deut-
 schen: Kaid in Landrath oder Burgemeister, Scheich in Burgvogt
 oder Schulze, Derwisch und Marabut in Mönch und Priester,

und man hat eine echt abendländische Satyre auf Beamtenthum und Geistlichkeit, wie sie besonders im sechzehnten Jahrhundert so häufig waren. Die Menschen und ihre Einrichtungen, sieht man, bleiben unter allen Zonen und Religionen ziemlich dieselben; und wenn der specifische Stände-Unterschied wirklich, nach den Lehren einer neueren, sehr oberflächlichen Schule, überall vorhanden und nothwendig ist, so doch nicht minder seine großen Mißstände! Zum Glück hat man sich im Abendlande nicht immer mit harmlosen Knittelvers-Satyren begnügt, wie die etwas kindischen Orientalen!

Dieser Widerspruch zwischen Einsicht und Verfahren, zwischen Frei-Sprechen und Sklavisch-Handeln, wie er in den südlichen Ländern überhaupt grassirt, ist ebenso tragisch für die wahre Größe und Ausbildung der Völker, als hochkomisch für die Poesie. Ein vollkommener Dummkopf oder Feigling ist ebenso wenig eine komische, als eine tragische Persönlichkeit; nur die größten und trivialsten Possen befassen sich mit solchen Figuren. Aber ein Sancho, der so klug schwagt, wie zehn Philosophen, und einfältiger handelt, als ein zehnjähriges Kind; der seinen Herrn als Grundnarren erkennt, darstellt und sogar anführt, und dennoch fest und unerschütterlich eine Insel von ihm erwartet — das ist eine wahre Fundgrube von feiner Ironie und Satyre. Ein englischer und amerikanischer Bauer ist nicht halb so liebenswürdig, so geistreich, so lustig; ja er ist nicht halb so aufgeklärt. Und doch sind England und Nord-Amerika große, blühende Länder geworden; und Spanien dient dazu — dem Gelehrten und Künstler den Orient und das Mittelalter zu vergegenwärtigen.

So ein Sancho, Cosmé oder Fabio war also auch unser Achmed, und wenn wir ihn nur besser verstanden hätten, er würde uns gewiß hundert Schwänke und Anekdoten aufgetischt haben, so köstlich, wie die Geschichten von der Laus, den Te-

tuaner Affen und von Agere und Macarandona, in Calderon's „Lautes Geheimniß.“ Uebrigens zeigte er sich zwar sehr interessirt und begehrt, doch keineswegs schlimm; aber in wirklicher Gefahr würde ich mich dem Leichtfuß nicht anvertraut haben. Das Versprechen eines Beyliks würde er ebenso vertrauensvoll angenommen haben, wie Sancho die Anwartschaft auf seine Insel. — Man vergegenwärtige sich meine Skizze von dem weinerlichen, gewissenhaften Chlil, von dem älteren, düsteren Spahi, von dem verschmitzten Budan, von dem nobeln und anmuthigen Mokrani, und man wird finden, daß die orientalischen Persönlichkeiten doch nicht so über einen Leisten geschlagen sind, wie man sich meist vorstellt. Und ich hoffe, diese Gallerie einheimischer Porträts noch um mehrere sehr interessante und abweichende zu vermehren.

Von unsern Maulthiertreibern kann ich nur Weniges berichten; denn sie traten ebensowohl durch ihre Jugend, als durch ihr geringes Amt bescheiden in den Hintergrund. Wenn sie auch meistens stumm dahinzogen, so sah ich sie doch auch nicht selten recht fröhlich schwatzen und lachen. Sie hatten sich eigentlich selbst zu beköstigen; doch gewährten wir ihnen auf ihre Bitte bereitwillig einen Antheil an unserm Brode. Die armen Bursche hatten es sauer und kümmerlich genug: die weiten Märsche meist zu Fuß, und zwar ohne Schuhe, entweder ganz barfuß, oder mit den eigenthümlichen Sandalen, die ich in Algier und den übrigen Städten anfertigen sah. Dieselben bestehen aus einem Geflecht von Fingers Dicke, wahrscheinlich von Hanf, das nach Art unserer dicken Strohecken zusammengewunden, und durch Nähen befestigt wird. Diese Sohlen, die viel stärker, weicher und gewiß auch wohlfeiler sind, als lederne, werden sehr einfach mit zwei Bändern an die Füße geknüpft. Am Essen ging den Treibern sicherlich nichts ab, wenn sie sich auch oft ohne Fleisch begnügen mußten; der Eingeborene braucht nur hinreichend Aus-

kuffu, um sich glücklich zu fühlen. Auch schliefen sie nicht, wie wir, auf Matragen und unter wollenen Decken, sondern auf Matten und bloß in ihre schäbigen Burnus eingehüllt. Da wir für jedes Thier nur drei Francs den Tag zu zahlen hatten (ja, in Bisra wollte das Bureau arabe nur zwei Francs anrechnen), wobei der ebenso lange Rückweg gänzlich unbezahlt bleibt, so ermesse man, wie winzig der Lohn der armen Burſche sein mußte.

Uebrigens ist mir das Verfahren der Bureauz in Betreff des Miethens von Pferden und Maulthieren nicht klar geworden, da sie allgemein nur den dritten oder vierten Theil des im freien Verkehr üblichen Miethpreises anrechnen. Zwar fiel von Amale bis Bisra der Unterhalt der Thiere und der Treiber den Arabern oder unsern sonstigen Gastgebern zur Last; allein von Bisra nach Constantine wurde Futter und Speise mitgeführt. Den Unterschied zu vergrößern, kommt noch der Umstand hinzu, daß die Bureauz, wenn erforderlich, zu jedem Thiere einen Treiber mitgeben; während im freien Verkehr erst auf zwei Thiere ein Treiber geht. Bezahlen also die Bureauz nicht aus ihrer Tasche die fehlenden drei Viertel der Miethe (was mir nicht sehr wahrscheinlich ist), so ist das Vermiethen der Pferde und Maulthiere ein wahrer Frohdienst; der aber gewiß nicht den Einzelnen, sondern den Stämmen im Ganzen aufliegt. — Noch eigenthümlicher ist die Einrichtung des Unterhalts. Unsere gesammten nothwendigen Ausgaben beschränkten sich auf die geringe Miethe für die Thiere; alles Uebrige, Kost, Nachtlager und Geleit, hatten wir umsonst. Auch unsere Spahis, Maghsen und Treiber bezahlten nicht das Geringste für ihre Bewirthung, weder in den Stationen, noch bei den Arabern. Von den Lieutenants erfuhr ich nun, daß die Araber für die Bewirthung jeder Person, die auf Kosten der Regierung reiste, drei Francs in Rechnung stellten; ob auch für jede Person der Bedienung oder des

Geleits, ist mir nicht bewußt, und scheint mir nicht anzunehmen.

Die Bewirthung ist Sache des Stammes, oder der Stamm-Abtheilung, und als natürlicher Vertreter übt sie der Kaid oder Scheich. Aber er ist weit davon entfernt, das Mahl selbst zu liefern; dies ist eine Liturgie, die regelmäßig bei allen Familienhäuptern herumgeht, und zwar begreiflicherweise so, daß mehrere von den ärmeren Familien zusammen nur Eine Lieferung haben. Auf Fort Beni-Manssur wurde nur der Kuskuffu auf diese Weise aus dem nahen Dorfe geliefert; beherbergt aber eine einheimische Obrigkeit, so gilt es die ganze Substanz der Mahlzeit. Die abwechselnde Bewirthung wird übrigens nicht allein den Beauftragten der Regierung gewährt, sondern auch jedem Reisenden, der die Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Nur dann, wenn der Fremde einen speciellen Gastfreund in dem Quar besitzt, wird die Allgemeinheit nicht herangezogen. Fast jeder Quar hat ein oder mehrere Gastzelte, wohl auch einige Decken zum Lager, obgleich, wie schon bemerkt, der gewöhnliche Araber sich auch im Winter mit seinem Burnus behilft. Da nun die Abgaben an die Saujas, die eigentlichen Sitze der Beherbergung, gleichfalls größtentheils zu dieser verwandt werden, so findet der Europäer zu seiner Ueberraschung, daß einen, wenn nicht den hauptsächlichsten Posten der arabischen Budgets die Gastlichkeit ausmacht, und daß man in der That nicht nach Skarien zu reisen braucht, um den Staat zum Gastwirth zu haben.

Außer den Leistungen für die Bewirthung kennt der Araber fast nur noch die für den Krieg, welche gleichfalls weit weniger in wirklichen Abgaben, als in persönlichem Dienst und privater Anschaffung von Waffen, Munition und Proviant bestehen. So bezieht sich das Leben dieser Völkerschaften überwiegend auf die Fremden, sei es in freundlicher oder feindlicher Berührung. — Die Ausgaben für die Gästebewirthung kommen übrigens auch

den Armen der eigenen Quar zu Gute, welche sich regelmäßig einstellen, um die Reste zu verzehren. Man thäte überhaupt Unrecht, sich die Leistungen der Gastfreundschaft überall als regelmäßig und festbestimmt zu denken. Aus Daumas' und Anderer Schilderungen geht vielmehr hervor, daß die Freigebigkeit Einzelner häufig für die Gemeinschaft eintritt, so daß die Armeren, anstatt zu geben, empfangen. Wohlthätigkeit, zumal gegen Fremde, ist ja eine der ersten und höchsten Pflichten, die der Prophet dem Muselman auflegt. Zu der Vorschrift gesellt sich aber beim Araber das Vergnügen, die Eitelkeit und das Interesse. Wodurch könnte er eine bessere Unterhaltung finden, in seinem geschäftlosen Dahinleben unter den wenigen Mitgliedern seines Quars, als durch die Ankunft eines Gastes, der ihm von den Ereignissen der Welt Nachricht bringt, der gleichsam eine lebendige Zeitung ist? In ihm findet er zugleich den Bewunderer seiner Teppiche, seiner Waffen und Pferde; den Zuhörer seiner Geschichten und Sprüche, und den Verbreiter seines Rufes, als fromm, edelmüthig, reich und tapfer. Endlich erwirbt er in ihm einen ergebenen Gastfreund, sollte sein Weg ihn einmal in dessen Heimath führen; und das Letztere ist häufig keine leere Vermuthung, denn der Araber ist ein fleißiger Reisender.

Schon aus dieser kurzen Andeutung geht hervor, welche ausnehmende Wichtigkeit die Gastfreundschaft für Verkehr, Bildung und Politik des Orients besitzt. Sie ist das Band, welches die unzähligen, unabhängigen Völkerschaften der arabischen, der ganzen mohammedanischen Welt noch einigermaßen zusammenhält, und eine öffentliche Meinung schafft, die sich, freilich in sehr schwachen Aeußerungen, vom Ganges bis zum Atlantischen Ocean geltend macht. Auch Carette weist darauf hin, wie wichtig es für Frankreich sei, die Mekka-Pilger für sich zu gewinnen: denn in der fernen Wüstenstadt würden nicht bloß die

Waaren, sondern auch die Meinungen ausgetauscht, und der Ruf eines Reiches oder Herrschers nicht minder für die ganze moslemitische Welt festgestellt, als der Preis der Teppiche oder Gewürze. Die Gastfreundschaft, deren Wirkungen sonst zufällig und beschränkt blieben, ist durch die großen Wallfahrten förmlich organisiert und unendlich ausgedehnt. Bekanntlich hat jeder Muselman die Verpflichtung, wenigstens einmal in seinem Leben die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen; eine Verpflichtung, die zwar nicht nothwendig zum Heile, aber höchst wesentlich zur Frömmigkeit ist.

Genug, ein kleiner Vers des Koran treibt seit zwölf Jahrhunderten jährlich viele Tausende von Männern von den fernsten Grenzen des Islam nach dessen Geburtsstätten und Mittelpunkten. Drei Hauptzüge sind es, der ostasiatische, der westasiatisch-europäische und der afrikanische, die, drei gewaltigen Strömen gleich, von allen Seiten und mit jedem Schritte Zufluß erhalten, und so stets wachsend, endlich in Aegypten zusammentreffen. Es wäre eine der interessantesten statistischen Aufgaben, die Bestandtheile und die Größe dieser Pilgerzüge, so wie die Beschaffenheit und Menge der mitgeführten Waaren zu berechnen. Da die Moslemim alle Zählungen für sündhaft halten, so gewährt die Sage den einzigen, natürlich sehr unzuverlässigen Anhalt. 80,000 sei jährlich die Anzahl der Wallfahrer, die zusammen auf dem Heiligen Berge ihre Andacht verrichten — keiner mehr, und keiner weniger. Diese Gleichmäßigkeit ist nicht so unglaublich, wie es den Anschein hätte; denn bei den stationären Grenzen, die der Islam seit dem ersten Jahrhundert seines Bestehens eingehalten — der Verlust Spaniens wurde ausgeglichen durch die Erwerbung der jetzigen Türkei, und die sehr bedeutende Abnahme der Bevölkerung in allen muhammedanischen Ländern durch die Verbreitung des Islam in Hindostan und Inner-Afrika — und bei der ungeheuren Ausdehnung,

wodurch die theilweisen Schwankungen ausgeglichen werden, möchte in der That die jährliche Gesamt-Anzahl der Pilger sich ziemlich gleich bleiben.

Kein Religionsstifter hat etwas irdisch Größeres geschaffen, als Mohammed durch die Verpflichtung zur Wallfahrt nach Mekka; denn die christlichen Pilgerzüge nach Jerusalem lassen sich doch an Regelmäßigkeit und Umfang nicht entfernt damit vergleichen. Ueber tausend Jahre nach dem Untergange des staatlichen Chalifats besteht noch ungeschwächt das geistliche, dessen unabsehbarer Chalif die Kaaba zu Mekka ist. Hier vereinigen sich die feindlichsten Sekten, die entlegensten Nationen zu gemeinsamer Anbetung; und in jedem „Hadschi“ (Wallfahrer), der von Mekka zurückkehrt, besitzt der Islam einen neuen Pfeiler. Fast alle großen Erneuerer und Erhalter des Glaubens, von El-Mohdi bis auf Abd-el-Kader sind mehrmals in Mekka gewesen, oder haben gar dort ihre Studien gemacht. In dem glühenden Sande Arabiens wird immer und immer wieder der Fanatismus ausgebrütet, der dort seinen ersten Ursprung nahm. Und die bloße Anzahl reicht ja keineswegs aus, um den Einfluß dieser Wallfahrten zu ermessen; denn gewiß sind es vorwiegend die einflußreicheren Männer, die den Pilgerstab ergreifen.

Daß gerade Mekka und Medina die heiligen Orte sind, hat ebenfalls keine geringe Bedeutung. Selbstverständlich war die Bestimmung derselben rein historisch: allein auch rationell wäre es nicht möglich gewesen, geschickter zu wählen. Die lange Wanderung durch die einförmige Wüste, der Anblick des nackten und großartigen Bergkessels von Mekka, selbst die unvermeidlichen Beschwerden und Entbehrungen müssen mehr, als alle Geißelheile, das Gefühl concentriren, und die Andacht erhöhen. Den außerordentlichen Einfluß der Wüste auf alle drei positiven Religionen werde ich bei meinem eigenen Wüstenzuge näher beleuchten; alsdann werde ich auch den Zug der afrikanischen Pilger-Kara-

vanen beschreiben, und den Handel, den dieselben veranlassen. — Hier nur noch einige Worte über die allgemeine Bedeutung des Letzteren. Daß Meffa nicht bloß zum Plage für die Andacht, sondern auch für den Waaren-Austausch dient, ist wohl bekannt; und der einsichtsvolle Heeren hat die Verknüpfung der Religion und des Handelsverkehrs, als einen wesentlich orientalischen Charakterzug, bis auf die uralte Gründung der Reiche Meroë, Theben und Dase Ammon zurückgeführt. Müßte nun aber das Verfolgen rein materieller Interessen nicht gerade den entgegengesetzten Einfluß ausüben, nicht wie ein Wurm die Frucht der Andacht zerfressen? Wie kann ich zugleich religiöse Hymnen und kaufmännische Berechnungen im Kopfe haben, wie zugleich mein Seelenheil und den vortheilhaften Verkauf meiner Burnusse anstreben? —

Doch ist hier vor Allem zu bedenken, daß der Handel gänzlich hinter der Religion zurücktritt, daß er nur nebenbei getrieben wird. Kein Handelsgeograph wird behaupten wollen, daß Meffa eine günstige Verkehrslage besitzt, eine Stadt, die selbst für die muhammedanische Welt höchst entlegen, rings von schwachbewohnten Wüsten umgeben, und nur einem wenig befahrenen Meere benachbart ist. Ganz Arabien bringt so gut wie keine Handels-Artikel hervor; und der Zug der indischen Waaren, der im Alterthum und Mittelalter*) durch Arabien ging, und es so reich und berühmt machte, hat längst ganz andere Bahnen eingeschlagen. Es kommt also gewiß höchst selten vor, daß ein Muhammedaner nach Meffa pilgert, um Gewinn zu machen; das Streben kann nur dahin gehen, die lange und kostspielige Reise durch gelegentlichen Austausch ganz oder doch theilweise zu bezahlen. Sonst hätte es auch keinen Sinn, daß die Wallfahrt als ein großes religiöses Verdienst betrachtet wird, das größte

*) Vgl. Hüllmann, Geschichte des Städtewesens.

nach dem Heiligen Kriege, und mit einem besonderen, höchst ehrenvollen Zunamen oder Titel belohnt wird. Man brauchte auch nur, wie ich, die winzigen Bündel jener 500 Pilger zu sehen, mit denen ich die Ueberfahrt machte, um sich zu überzeugen, daß der Handel weder sehr umfang-, noch sehr gewinnreich sein könne.

Nach Allem, was ich gesehen und erfahren, scheinen bunte Wollteppiche aller Größen den bei weitem vorwiegenden Import von Mekka zu bilden. Unsere armen Pilger hatten versucht, den Einfuhrzoll zu defraudiren; vielleicht vertrauend auf die Heiligkeit des Bezugsortes. In Folge dessen fanden mehrere Tage hinter einander große Versteigerungen in dem geräumigen Hofe des Hafens-Karavanjerai's zu Algier statt, welche ausschließlich Mekka-Teppiche betrafen, und auch von Europäern zahlreich besucht waren. Die Teppiche, die ich sah, waren sehr groß; ihre höchst einfachen Dessins bestanden vornehmlich aus Streifen; sie sind sicherlich ebenso stationär, wie alles Andere im Orient. Wie solide, wohlfeil und beliebt müssen diese Fabrikate sein, um die Kosten eines so ungeheuren Transports zu ertragen! —

Um 10½ Uhr waren wir in Sidi-Alli-bel-Chir angekommen, und etwa eine Stunde später brachen wir wieder auf. Der Anbau war hier eine Strecke weit ziemlich bedeutend; ich sah einen Araber einen leichten Pflug mit zwei Maulthieren lenken; die Handhabe des Pflugs war sehr stark nach hinten gebogen. Plötzlich erschienen linker Hand von uns drei Eingeborene mit einer großen Fahne aus buntem Kattun, mit vergoldeter Spitze. Unser Spahi ritt eilends auf sie zu, verbeugte sich demüthig, und reichte ihnen etwas hin. Als er wieder bei uns war, sagte er mit frommer Miene, das seien Tolba (Plural von Taleb) des Marabut gewesen, die für unsere glückliche Reise beten würden, und denen er ein Fünffrankstück dargereicht. Diese Freigebigkeit auf unsere Kosten warfen wir ihm gehörig vor, worauf er ganz

böse wurde, und meinte: Das gehöre sich, und wenn wir es nicht bezahlen wollten, so würde er es aus seiner Tasche thun. Ob der fromme Mann wirklich fünf Francs hingegeben, wage ich nicht zu behaupten; doch möglich wäre es schon. Die Verhandlung endete natürlich damit, daß wir nachzugeben beschlossen; den Spahi aber bis zur Abrechnung in Ungewißheit ließen. — Bald überraschte uns eine Gruppe kräftiger, schöner Oleanderbäume, die größer waren, als ich sie je gesehen. In ihrem Schatten lagerte ein französischer Officier und ein arabischer Reiter.

Von nun an wurde die Gegend immer wilder, unfruchtbarer, steiniger und öder; volle zwei Stunden zeigte sich keine Wohnung, ja kein bebautes Stück Feld. Unser Weg führte fortwährend nach Süden, dem schon erwähnten Flüsschen Wed-Rsob entlang, das wir oft überschreiten mußten; in Folge der vielen Quereinschnitte des Thales ging es immer bergauf, bergab. Zu beiden Seiten zogen ziemlich hohe Berge, links näher, rechts entfernter; sie waren zerklüftet, und mit dünner, niedriger Vegetation bedeckt, die ihnen ein verhältnißmäßig grünes und heiteres Aussehen gaben. Denn der zwischenliegende Strich war überall mit dichtem, meist mittelgroßem Gestein bedeckt, das selbst den geringsten Grasswuchs verhinderte. Nur zerstreute, sehr niedrige und schwach belaubte Sträucher kamen darin fort, deren graue, gewundene und zerrissene Stämme den Anblick noch verdüsterten. Eine Strecke weit waren dieselben völlig zwerghaft. —

Wir ritten außerordentlich langsam, nur im Schritt, was meine Gefährten gewiß zur Schonung der Pferde auf dem durchaus steinigen Wege durchführten. Doch mich ergriff in so langweiliger Gegend steigende Ungeduld, und Besorgniß, die Dase Mijla, auf deren Anblick mein ganzes Sinnen gerichtet war, nicht vor der Dunkelheit zu erreichen. Ich forderte mehrmals dringend auf, den Ritt zu beschleunigen, da diese algerischen

Pferde holprige und steinige Wege gewohnt seien, und bei ihnen überhaupt die weichliche Behandlung unserer deutschen Pferde nicht angebracht sei; die schnellen Ritze der vorigen Tage, in Gesellschaft der französischen Officiere, bewiesen das genugsam. Allein ich drang nicht durch, und ebenso wenig glückten meine Versuche, durch schnelles Vorausreiten die übrigen nachzuziehen. Etwa um 1 Uhr wurde der Weg ganz eigenthümlich: einige Stellen waren von Natur wie gepflastert, und alle Augenblicke traten uns schräge Schieferladen hemmend entgegen; oft ging es hinunter oder hinauf über den nackten, einigen Stein.

Gegen 1½ Uhr führte der Weg stark abwärts; ich ritt wieder bedeutend voraus, und befand mich plötzlich am Ufer des hier schon breiten und tiefen Flusses. Jenseits erschien ein großes Zeltlager, in dessen Mitte ein festes, zweistöckiges Gebäude stand; zugleich nahm die Gegend hier einen vorwiegenden Thalcharakter an. Beim Durchreiten des Flusses mußte ich mich fast wagerecht auf den Rücken des Pferdes legen, um nicht durchnäßt zu werden. Es dauerte ziemlich lange, bis die Uebrigen nachkamen, und nun erhob sich ein neuer Streit, indem ich ohne Aufenthalt weiter reiten, Herr v. D. aber in dem nahen Bordsch-Medsched einkehren wollte. Seine Ansicht ward, wie gewöhnlich, von der Mehrzahl angenommen, so sehr mich diese neue und unnütze Verzögerung auch kränkte. Wir ritten also durch die Zelte, die verwirrt umherstanden, und einen sehr ärmlichen Eindruck machten, vor das verschlossene Thor des „Bordsch“, der Residenz eines Raid. Man öffnete, und ließ uns in einen schmalen, aber langen Hofraum ein, wo wir abfaßen. Die Pferde kamen in die Ställe zur Linken; wir stiegen eine hohe, steile Holzterrappe hinauf, die auswendig zum zweiten Stock des Herrenhauses führte.

Man bedeutete uns, in einer Art Berandah, mit freier Aussicht gegen Norden, auf Teppichen Platz zu nehmen. Der

Kaid las das arabische Briefchen, das wir für ihn von dem Bureau arabe des Bordsch-bu-Arirdsch mitgebracht. Unsere Unterhaltung bestand in Milch-Trinken und Dattel-Essen; die weißen Datteln wurden so reichlich dargeboten, daß unser Spahi die Kapuze seines Burmus damit füllte. Hinter der Berandah sahen wir ein geräumiges, aber gänzlich leeres Gemach; dieser obere Stock wenigstens bestand gänzlich aus Holz, was in der baumlosen Gegend sehr auffallen mußte. Noch auffallender aber war, daß überhaupt ein zweites Stockwerk existirte, da wir es bei keiner andern Araber-Wohnung gefunden. Ist schon das feste Haus dem Nomaden ein Gräuel, so muß ein zweites Stockwerk ihm noch unnatürlicher und unheimlicher vorkommen, wo der Bewohner nicht mehr auf dem ewigen, mütterlichen Boden der Erde, sondern gleichsam in der Luft steht. Ich bin daher überzeugt, daß nur die Nothwendigkeit unsern Kaid zu dem Bane veranlaßt hat, und zwar höchst wahrscheinlich die Ueberschwemmung des nahen Bergstroms in der Regenzeit, wodurch dies westliche, ganz flache Ufer zum Sumpfe werden muß.

Nach über halbständiger Rast in Bordsch-Medsched zogen wir weiter gen Süden. Das Thal blieb eine längere Strecke breit und eben; doch ebenso durchaus steinig, wie die Hügel-gegend oberhalb. Ja, die Vegetation wurde immer dürftiger, und bestand nur noch aus dünn zerstreuten Haidebüscheln; auch die Bergabhänge an beiden Seiten erschienen viel kahler. Nur an den Ufern des Flusses, die zum Theil ganz niedrig, und nie sehr erhöht waren, zogen schlanke Binsen und zahlreiche Oleander ein grünes, gewundenes Band durch die trostlose Gegend. Darunter bemerkte ich auch einen eigenthümlichen Strauch mit feinen, gelblichen Blättern. — Später wurde aber das Thal sehr romantisch, indem die Berge an beiden Seiten schroff abfielen; zugleich erblickten wir gerade vor uns ein gewaltiges Bergthor, gebildet durch zwei oder mehr Ketten, welche, die hinteren über

die vorderen hervorragend, in westöstlicher Richtung wie riesige Mauern dalagen. Wir näherten uns dem Engpasse des Bed-Ksob, einem der wenigen, die aus dem Tell in die Sahara führen; und diese Berge waren ein Theil der Kette, die durch ganz Algerien ziemlich parallel der Meeresküste, mit den verschiedensten Erhebungen und Namen, sich hinzieht, und das Ackerland vom Weideland scheidet.

Diese gebräuchliche Zweitheilung in Tell und Sahara reicht aber nur für die übersichtliche Kenntniß des Landes aus; bei genauerem Eingehen ergibt sich zwischen beiden in der Mitte, sowohl örtlich als eigenschaftlich, eine dritte Region, die der Steppen. Südlich und fast ganz parallel der erwähnten Bergkette, in einem Abstände von etwa funfzehn geographischen Meilen, erstreckt sich nämlich eine andere Kette durch das ganze Land, deren höchste und bedeutendste Glieder Dschebel-Amur und Dschebel-Aures heißen. Zwischen diesen beiden Bergzügen liegt die Steppenregion, ausgezeichnet durch ihre beträchtliche Höhe über dem Meere und durch eine fast ununterbrochene Reihe von großen und kleinen Salzseen, mit dem Landesnamen Schott, auch Sebcha genannt. Die eigentliche Sahara oder Wüste, im Süden der zweiten Kette, liegt nach den neuesten Beobachtungen nur wenige Fuß über dem Meerespiegel, und entbehrt der Salzseen gänzlich; an deren Stelle in ihrem östlichsten Theile große Sumpfstrecken, wie der Bed-Melghir, zugleich die fruchtbarsten Däsen bildend, treten. Außerdem scheint mir noch der wesentliche Unterschied zwischen Steppe und Sahara zu bestehen, daß erstere vorwiegend steinig, letztere aber vorwiegend sandigen Boden enthält.

Aus der weit höheren Lage der Steppen, und dem Schutze gegen die Südwinde, den die hohe Bergkette ihnen gewährt, folgt von selbst, daß sie bedeutend kälter sind, als die Sahara; welchem Umstande, nebst dem, das Wasser weniger verschluckenden

Boden, wohl auch die Bildung der vielen Seen zuzuschreiben ist. Auch die Einsattlung der ganzen Region zwischen zwei parallelen Bergzügen, welche alle Gewässer zwingt, sich etwa in der Mitte, als an der tiefsten Stelle, zu sammeln, mag wesentlich zu jener interessanten Erscheinung beitragen. Die Steppenregion enthält viel weniger und bei weitem kleinere Oasen, als die Sahara; die Palmen derselben bringen ihre Früchte häufig gar nicht zur Reife, und niemals zu der Größe und Schmachthastigkeit der Sahara-Datteln. Ueber die allgemeine Fruchtbarkeit, abgesehen von den Oasen, läßt sich kein einheitliches Urtheil aussprechen; denn während im Westen, in den Provinzen Dran und Algier die entsetzlichste Dürre und Verödung zu herrschen scheint, nähert sich die Bodenbeschaffenheit, je mehr nach Osten, desto mehr der Fruchtbarkeit des Tell. Schon im Gebiete der Med-Nail und im Hodna wird auch außerhalb der Oasen starker Ackerbau getrieben; und noch weiter östlich, im Süden von Constantine, tritt der Steppencharakter nur sehr unterbrochen auf, so daß dieser ganze Strich mit zum Tell gerechnet wird.

Die bis dahin wunderbar regelmäßige Bodenbildung leidet überhaupt gerade an der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, eine bedeutende Störung; die Continuität des zweiten Gebirgszugs hört in der Provinz Constantine auf, dagegen breitet sich die dritte Kette dermaßen aus, daß sie zwischen der fast unkenntlichen Steppenregion und der Sahara eine Art zweites Tell, das Aures-Gebiet, bildet. Daher kommt es denn, daß die östliche Provinz ein zweimal so breites Tell besitzt, als die beiden westlichen, daher auch weit fruchtbarer und bevölkerter ist. — Abgesehen hiervon läßt sich aber keine einfachere und beständigere Formation denken, als diejenige Algeriens. Drei gänzlich parallele, und gleichweit (etwa 15 Meilen) von einander entfernte Linien: die Meeresküste mit dem Küstengebirge, der zweite und der dritte Gebirgszug — bilden drei sehr längliche Land-Bierecke, von gänz-

lich verschiedener Bodenbeschaffenheit, Höhe, Temperatur, Wasser-Sammlung, Erzeugnissen und Bewohnern. Nur ist die südlichste Region, die Sahara, viel breiter, als die beiden anderen, und endigt nicht wieder durch eine Gebirgskette, sondern durch die Dede der unendlichen Wüste, mit der sie höchst ungerecht den gleichen Namen trägt. Die große Sahara birgt gleichfalls Oasen; aber betragen diese verhältnißmäßig nur ein Behntel der algerischen, so wäre die Reise nach Timbuktu ein wahrer Spazierritt zu nennen.

Man sieht, Algerien gehört nicht nur der Lage nach zu Afrika, sondern gleich an der Pforte dieses Erdtheils tritt sein Charakter: die einfachen und unvermittelten Gegensätze, dem Reisenden klar entgegen. Nur ein schmaler Bergzug trennt die ergiebigsten Fruchtfelder der alten Welt von den ödesten Salzsteppen, und wieder nur ein schmaler Bergzug diese von den fast tropisch prangenden Oasen; die Oasen endlich scheidet nicht einmal eine Gebirgskette von dem traurigen Sandmeere der vollkommenen Wüste. In wie weit sich diese Gliederung der Küste in die angrenzenden und eng verbundenen Länder Fez und Tunis fortsetzt, erlaubt der mangelhafte Zustand der Karten und Nachrichten mir nicht zu entscheiden. Weder westlich, noch östlich von Algerien finden sich bedeutende Salzseen verzeichnet; und schon das unbedingte Vorherrschen des Berberstammes in Fez und Marokko deuten für dieses Reich auf eine geringe Ausdehnung der Steppen und Wüsten.

Wie dem auch sei, die alte Eintheilung Herodot's (die noch der treffliche Heeren vollständig acceptirt): die Nordküste von Afrika zeige zuerst einen bewohnten, darauf einen thierreichen, und zuletzt einen wüsten Länderstrich, ist für Algerien gänzlich unhaltbar, zumal was die zweite Region betrifft. Denn mag man entweder nur die Steppenregion, oder diese mitsammt der oasenreichen Sahara als das mittlere Gebiet begreifen: die Be-

zeichnung „thierreich“ paßt nicht im Geringsten, da Herodot natürlich von wilden Thieren spricht, und Heeren ihn jedenfalls so versteht. Die wilden Thiere finden sich heutzutage weit vorwiegend im Tell, die Löwen sogar, der gebräuchlichen Annahme stracks zuwider, ausschließlich: und es ist schwer anzunehmen, daß es zu Herodot's Zeiten gerade umgekehrt gewesen. Die Häufigkeit wilder Thiere setzt ebenso sehr eine natürliche Fruchtbarkeit voraus, wie die Häufigkeit primitiver Menschen: beide ernähren sich gleichermaßen von dem Ueberflusse des Pflanzen- und Thierreichs. Aber die große Dürre der algerischen Steppenregion währt unzweifelhaft seit der letzten Umwälzung der Erdoberfläche. Und wenn auch viele Angaben des „Vaters der Geschichte“ sich gerade durch die neuen Forschungen glänzend bewährt haben, wäre es nicht ein Verkennen alles Menschlichen, seine für Afrika auf Hörensagen begründeten Berichte für unfehlbar zu halten?

So schließt Heeren ferner aus Herodot, daß zu seiner Zeit ganz Numidien und Mauretanien (das jezige Algerien, Fez und Marokko) ohne allen Ackerbau gewesen, was selbst während und nach den punischen Kriegen noch fortgedauert habe. Doch ist das Tell in jeder Beziehung durch Boden, Klima und Mangel an Wäldern so außerordentlich gerade zum Getreidebau geeignet, dagegen durch die gewöhnliche Dürre zur Viehweide so wenig, daß nur ein so langes Beharren der Bewohner bei der bloßen Viehzucht sehr unwahrscheinlich vorkommt. Wenn selbst die Araber, diese Fanatiker des nomadischen Hirtenlebens, auf dem fast von selbst korntragenden Boden des Tell zu Ackerbauern geworden sind, so muß wohl die Verführung dazu eine sehr starke sein.

Sedenfalls ergibt sich aus Callust's *Bellum Jugurthinum* zweifellos, daß zur Zeit des Jugurtha das Tell dem Pfluge unterlag. Im 17. Capitel heißt es von Numidien und

Mauretanien: „ager frugum fertilis“; im 18. Capitel: „ceterum adhuc aedificia Numidarum agrestium“; im 19. Capitel berichtet er, daß oberhalb Numidiens die Gätuler theils in Tugurien, „alios incultius vagos agitare“, offenbar im Gegensatz zu den Numidiern, so wie es auch im 18. Capitel heißt, daß die Gätuler und Libyer vor der Ankunft der Meder, Perser u. s. w. „vagi, palantes, quas nox coëgerat, sedes habebant.“*) Die große Macht, der Reichthum und die bedeutende Zahl von Städten und Festungen im alten Numidien sind undenkbar bei ausschließlicher Viehzucht. Bekanntlich war kurze Zeit darauf, unter der Herrschaft der Römer, nicht allein das Gebiet von Karthago, sondern auch Numidien und Mauretanien die reichste Kornkammer; zu einer so ungeheuren Umwandlung hätte die kurze Zeit gewiß nicht ausgereicht; und jedenfalls hätten Sallust und die anderen Schriftsteller die frühere Unbebautheit nicht unerwähnt gelassen. —

Wir näherten uns also der Schlucht, welche der Wed-Ksob durch die Ketten des Scheidegebirges gerissen, um sich den fruchtbringenden Durchbruch nach der Steppe zu bahnen. Wir mußten, um die erste, niedrige Kette zu überwinden, ziemlich bergan steigen; dann ging der Weg wieder in dem etwas erweiterten Thale zum Flusse hinab. Der Engpaß krümmte sich mehrmals bedeutend; es erschien ein ausgeklüfteter, sonderbarer Bergabsturz; wir bogen um die Ecke, und erblickten das südliche schroffe Felsenthor, das nur Raum für den Fluß und den Weg läßt. Das Gestein an der einen Seite war auffallend durch seine

*) Die citirten Stellen heißen auf deutsch: (Cap. 17.) der Ackerboden ist fruchtbar an Feldfrüchten; (Cap. 18.) (übrigens bisher) die Gebäude der ländlichen Numidier; — herumschweifend hatten sie (nur) Lager, wozu sie die Nacht zwang; (Cap. 19.) Andere leben uncivilisirter im Herumschweifen.

Schwärze. Als wir hinaustraten, fand ich mich sehr enttäuscht. Ich hatte den traurigen, aber großartigen und eigenthümlichen Anblick der Wüste erwartet: eine unabsehbare, öde, gleichförmige Sandfläche, am südlichen Horizont die grünen Wipfel der Palmenwälder. Dede genug war der Anblick in Wirklichkeit; aber statt der unendlichen Ebene erblickte ich nur ein Thal mit nackten, unbedeutenden Höhen zu beiden Seiten. Der Boden war nicht mehr steinig, wie bisher durchweg, sondern lehmig, dabei fast noch pflanzenloser, als das wüste Steingeröll.

Aber recht wie zur Entschädigung für die getäuschte Erwartung, recht wie zur Behauptung, daß wir doch die Pforte zur Wüste durchschritten, zeigten sich einige Dattelpalmen, zuerst eine einzelne, dann eine Gruppe von zwei oder dreien, natürlich dicht am Wasser. So winzig sie auch waren, dennoch erregten sie mein Gemüth ganz wunderbar; mit dieser neuen Pflanzengattung schien eine neue Welt mich aufzunehmen. Zugleich fand mein stürmisches Herz in ihnen das Sinnbild des Friedens und der Heiligung. Sie riefen mir zu, mit der mächtigen Sprache des lebendigen Symbols: nicht das Irdische, aber wohl das Kleinliche und Niedrige von mir zu werfen, und ruhig und würdevoll, gleich ihnen, das Haupt gen Himmel zu heben. Tief gerührt machte ich, hinter den Gefährten zurückbleibend, unter der ersten Palme Halt; Gebet und Gelübde falteten die Hände; dann riß ich, zum bleibenden Andenken an diesen feierlichen Augenblick, zwei der starken, immergrünen Blätter, nicht ohne Mühe, vom Stamme.

Gerade innerhalb des letzten Durchbruchs, ganz unerwartet bei der völligen Dede und Wildheit der Umgebung, hatte ich im Flusse ein durch Steine gebildetes, niedriges Wehr bemerkt, wodurch der größere Theil des Wassers seitwärts in einen Canal abgeleitet wurde. Ohne Zweifel diente dieser zur Bewässerung der südlich gelegenen Ländereien; doch vermochte ich ihn nicht

lange zu verfolgen. Nach einiger Zeit wurde das Thal breiter, die Höhen bedeutender; und hauptsächlich zur Linken unseres Weges erstreckte sich, allerdings mehrfach unterbrochen, ein wahres Gelände von Kornfeldern, deren schwärzlicher, gutgepflügter Boden überall die jungen, grünen Sprossen zeigte. Zu gleicher Zeit erschienen im Süden die Häupter der Dattelpalmen, zwar in ziemlich langer Linie, aber einzeln: eine Folge ihrer Zerstreuung über einen verhältnißmäßig großen Raum.

Da wir erst zwischen drei und vier Uhr den Engpaß durchschritten, und auch seitdem unsere Pferde nicht allzu sehr angespornt hatten, so drohte die Sonne unterzugehen, und Dunkelheit die Erde zu bedecken, ehe wir die erste Palmen-Dase mit all den geträumten Wundern erreicht hätten. Diese Möglichkeit war mir unerträglich. Da ich die Hoffnung aufgegeben, meine Gefährten zu größerer Eile zu bewegen, so ergriff ich folgendes Mittel, meine Sehnsucht zu befriedigen. Angesichts der Palmen von Msila (denn so hieß die Dase) wurde beschlossen, unsern treuen Achmed vorauszusenden, damit er dem Kaid unsere Ankunft melde. Achmed sprengte also im Carrière davon, den ersehnten Palmen zu; und schon war sein rother Burnus kaum mehr zu erkennen, als ich, ohne ein Wort zu sagen, auch meinem Rosse die Sporen gab, daß es über die steinige Fläche dahinsaupte. Ein eigentlicher Weg war nicht zu erkennen; ich folgte daher der Richtung unseres Spahis; es ging allmählig abwärts, die Höhen zu beiden Seiten hörten auf, und als ich endlich, nach einer wahrhaften Sezjagd, den Rothmantel einholte, befanden wir uns mitten in der Ebene, und dicht vor den Lehnhäusern der Stadt Msila.

Es war ein seltsamer Anblick! Vor uns die Stadt auf geringer Erhöhung, mit ihren gelblichen, fenster- und dachlosen Häusern; hinter und neben denselben eine Anzahl einzelner, hochragender Dattelpalmen; auf einem Hügel zur Linken vier Kub-

baß (Grabtempel) von höchst eigenthümlicher, niegesehener Form. Ich hatte meine Absicht erreicht; noch war es hell und klar, als wir vor der Lehm-Residenz des Kaid unsere erschöpften Pferde anhielten, und mit Hülfe mehrerer dort anwesenden Bewohner abstiegen. Meine Blicke verschlangen förmlich alle die neuen, wunderbaren Gegenstände um mich her: so war es denn Wirklichkeit, daß ich eine Oase der Sahara betreten, daß der kühnste Traum meiner phantasiereichen Kindheit in Erfüllung ging! —

Trotz solcher Bezauberung entging mir doch nicht, daß es die Leute des Raids an der gewohnten Ehrerbietung gegen mich fehlen ließen. Sie hatten natürlich keine Ahnung von dem für sie so schmeichelhaften Grunde meines Voransreitens, und hielten mich gewiß für eine Art Bedienten der gemächlich nachkommenden Herren. Unter den Leuten, die mich umgaben, zeichnete sich ein noch ziemlich junger Mann durch seine bunte, maurische Kleidung, so wie durch sein dreistes, gewandtes Auftreten aus. Wie groß war mein Erstaunen, als er mich in gebrochenem Englisch anredete, und fragte, ob wir nicht Engländer seien. Ich erwiderte, wir seien Deutsche, und hätten nur einen Engländer bei uns; er ließ sich aber seine Meinung nicht ausreden, da ihn mein Englisch-Sprechen noch darin bestärkte. So eröffnete er mir denn in einem schrecklichen Kauderwälsch, aus schlechtem Französisch und noch schlechterem Englisch zusammengebraut, daß er die britische Nation in hohem Grade verehere und liebe, und sie den Franzosen weit vorziehe. Er habe mehrere Jahre als Matrose auf der englischen Kriegsflotte gedient, und so den Krimm-Feldzug mitgemacht. Aus irgend einem Grunde habe er erst vor wenigen Monaten den Seedienst verlassen, und sei in seine Heimath, eine der algerischen Oasen zurückgekehrt, in der Hoffnung, eine gute Anstellung zu erlangen. Doch bis jetzt habe sich nichts gefunden, und so lebe er vorläufig beim hiesigen



Zeit. Ansicht von W. G. Müller in F. Erbe.

Oase Msila.

[Sahara.]

Raid als Dolmetscher, zugleich dem französischen Remonte-Officier beim Pferdekauf behülflich.

Das zuthunliche Wesen dieses Seemannes aus der Wüste würde mich sehr angenehm überrascht haben, wenn nicht ein Zug von gemeiner Schlaueit meinen Verdacht erweckt hätte. Eine selbstjüchtige Absicht lag jedenfalls zu Grunde; doch welcher Art mochte sie sein? Bald ward mir klar, daß Freund Ali (so hieß der Matrose), uns für Engländer, also sehr reich, freigebig und landesunkundig haltend, gern seine officielle Stelle beim Raib mit unserm Dienst vertauscht hätte. Er machte auch ein sehr enttäuschtes Gesicht, als ich ihm mittheilte, daß wir einen ausgezeichneten Dolmetscher, Namens Chlil, von Algier mitgenommen hätten. Dennoch gab er nicht alle Hoffnung auf; in jedem Falle würde ihm, so dachte er sicherlich, ein gutes Trinkgeld nicht entgehen. Seine biographischen Angaben bestätigten sich übrigens vollkommen, sein Gespräch war höchst lehrreich für die Denkart der Dasen-Bevölkerung, und da Chlil mit dem Gepäck zurückgeblieben war, so kamen auch seine Dolmetsch-Dienste uns wie gerufen.

Nach einiger Zeit traf die übrige Gesellschaft ein, und nun erst trat der Herr Raib aus der Pforte seines Hauses, und bewillkommnete uns. Es war ein mittelgroßer, wohlproportionirter Mann von etwa vierzig Jahren, dessen schwärzliches, ernstes, hartes Gesicht das Bild der finstern Despoten des Orients in mir heraufbeschwor. So mußten die Schahs, Chalifen und Sultane aussehen, die mit eigener Hand den Bruder abschlachteten, und den Günstling, den sie noch so eben mit Macht, Ansehen und Schätzen überhäuft, durch ein Zucken der schwarzen Augen dem Henker überlieferten. Zum ersten Mal, seit ich den Boden Afrikas berührt, trat mir ein so harter, düsterer, gefühlloser Kopf entgegen; kein Wunder, daß mir fast grauste. Wenn ich früher jene Schreckensthaten eines Cambyses, eines Timur, eines Hakem-

bienr-Mah gelesen, war der Eindruck dadurch geschwächt worden, daß ich mir die ganze Persönlichkeit solcher Menschen so wenig vorstellen konnte, wie etwa die einäugigen Cyclopen und die schlangenarmigen Giganten. Hier stand nun eine solche Persönlichkeit in Fleisch und Blut; diese Augen blickten Tod, diese Stirn brütete Verderben. Ein voller, kohlschwarzer Bart faßte das Gesicht ein, und die blendende Weiße des Burnus ließ dessen Dunkelheit noch mehr hervortreten. Haltung und Benehmen entsprachen vollkommen der Physiognomie: fest, kalt und einsilbig. Welch ein Gegensatz zu dem anmuthigen, lebhaften, gesprächigen Mokrani, der uns zwei Tage zuvor bewirthe! Dieser Kaid war ein Emporkömmling; obgleich im Chalifat der Mokrani, gehörte er zu den wenigen Häuptlingen, die, nicht dieser mächtigen Familie entsprungen, ihre bedeutende und reiche Stellung durch Militärdienste erlangt haben. Er hieß Mohammed ben-Achmed, und war erst einige Monate vorher hier eingesetzt worden.

Die einbrechende Dunkelheit verbannte jeden Gedanken, noch heute die Stadt und Dase zu besichtigen. Wir begaben uns also durch die niedrige Thür in das Gastzimmer des einstöckigen Kaid Hauses, das sich nur durch eine Art Kamin und die zwei oder drei Pfeiler, auf denen die Decke ruhte, von den früheren unterschied. Während wir aßen, kauerte der Kaid stumm und bewegungslos in der Nähe des Kamins: der vornehme Mokrani hatte uns eigenhändig bedient! Als sehr angenehme Zugabe erhielten wir zu den gewöhnlichen Gerichten eine köstliche Wassermelone. Die Kosten der Unterhaltung trug der unermüdliche Dolmetscher Ali; er pries vor Allem die hohe Löhnung und gute Kost der englischen Seelente und Soldaten, im Gegensatz zu den französischen; sowie überhaupt die Macht, den Reichthum und die Tapferkeit der Briten. An unserm englischen Reisegefährten, auf dessen Nationalstolz alle diese Reden

gemünzt waren, fand der Arme aber den unempfindlichsten Zuhörer.

Nach Beendigung des Mahls nahm, außer mehreren andern Eingeborenen, auch der Taleb oder Schreiber des Raids an unserer Seite Platz. Es war ein wohlbeleibter, bärtiger Mann, dem man keine über den Büchern durchwachten Nächte ansah. Waren meine Versuche zu mündlicher Unterhaltung in der Sprache des Propheten niemals über die gewöhnlichsten Redensarten hinausgekommen, so ergriff ich desto begieriger die Gelegenheit beim Schopfe, um einem Gelehrten des Koran meine tiefen Studien im Arabischen schriftlich darzuthun. Hatte ich doch einst mit nicht geringer Mühe ganze Geschichten aus Tausend und Eine Nacht, ganze Suren des Koran arabisch auswendig gelernt: sollte ich mir nicht hier, mitten im Sprachgebiete, eine kleine Anerkennung verschaffen? Ich schrieb also auf ein Blatt meines Notizbuches den Namen des Raids, und zeigte es dem Taleb. Dieser nahm seine Rohrfeder aus dem Gürtel, tunkte sie in das dort befestigte Dintefäßchen, und schrieb auf arabisch unter jenes: „Wie ist dein Name;“ und ich verkündete denselben. Auf meine Bemerkung: „Ich liebe die Araber“ erwiderte er mit der Dankformel: „Es mehre Gott dein Wohlergehen.“ Unter meine letzte, nicht allzu aufrichtige Bemerkung: „Der Koran Mohammed's, des Gesandten Gottes, ist ein gutes Buch“ schrieb er keine Antwort; und damit endete dies schriftliche Gespräch zwischen einem arabischen Taleb und einem deutschen Doctor; das wohlerhaltene Autograph hat mich seitdem schon manchmal zum Lächeln gebracht.

Nachdem wir noch etwas geraucht, geplaudert und eingetragen, legten wir uns, wie gewöhnlich, auf den Teppichen zur Ruhe, froh genug, daß wir nur ein Obdach gefunden; denn von unsern Eseln, unserm Chlil und unserm Spahi war nichts zu hören, noch zu sehen.

V.

Mila und Bu-Ssada.

Eine Aue streckt sich hin
im Thal,
Tragend stolze Palmen
ohne Zahl.

Der Morgen meines dreiundzwanzigsten Geburtstages fand mich dreihundert Meilen von all den Lieben, die meine Kindheit beschützt, meine Jugend gefördert; kein befreundeter Mund wünschte mir Glück; kein Briefchen verkündete mir innige Theilnahme. Noch mehr: länger als jemals, seit ich das Elternhaus verlassen, schon beinahe sechs Wochen war ich ohne alle Nachricht von den Meinigen; ich wußte nicht einmal, ob sie meine Ueberfahrt nach Afrika billigten. • Aber alle diese Umstände, die mich zu anderer Zeit schwer gedrückt und geängstigt hätten, wirkten heute nur wie eine leichte Wolke, die am klaren Frühlingshimmel vorüberzieht. Mein Gemüth war freudig und beglückt; gerade am Geburtstage, wo jeder Mensch empfänglicher und feierlicher gestimmt ist, gerade an dem Tage, den ich so viel Mal bei schneidender Kälte oder düsterem Schlackertwetter begangen, wirkte der Zauber des Südens, dieses ewigen Frühlings,

doppelt auf mich ein. War es doch, als ob eine gütige Fee, die Sehnsuchtsträume meiner frühesten Jugend erhörend, mich gerade zu meinem Geburtstage in die erste Dase versetzt hätte! — Als ich aus dem nächtlichen Gemach ins Freie hinaustrat, erhob sich die Sonne in glänzender Klarheit über Palmenwipfeln und Moscheenkuppeln! Der Himmel wölbte sich über mir in reinster Bläue, und selbst die nackten Berge im Norden, und die traurigen Lehmhütten rings umher wurden schön bei solcher Beleuchtung. Die innigste, freudigste Andacht ergriff mich; mein Busen schwall, mein Herz jauchzte; es war einer der wunderbaren Momente, denen man mit Faust zurufen möchte:

Verweile doch, du bist so schön!

Unser Gepäckzug, den wir gestern seit dem Duar Sidi-Alibel-Chir, trotz unseres langsamen Rittes und des Aufenthaltes in Bordsch-Medsched, aus dem Gesicht verloren hatten, traf auch in der Frühe nicht ein, und brachte uns dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Da wir schon in Bordsch-bu-Arirdsch einen Tag verloren, während doch die Mecklenburger Herren es sehr eilig hatten, um Mitte Januar das Dampfschiff nach Tunis nicht zu versäumen, so entschlossen wir uns sehr ungern, unsere Bagage hier abzuwarten. Auf keinen Fall durfte die so versäumte Zeit fruchtlos vergehen; es galt, die Stadt und die Dase kennen zu lernen. Wir ließen daher durch Ali den Herrn Kaid um die Erlaubniß bitten. Wie verwandelte sich meine Besorgniß, von dem harten Manne eine abschlägige Antwort zu erhalten, in freudigste Verwunderung, als Ali uns mit großem Pomp verkündete: nicht nur gewähre der Kaid die Erlaubniß, sondern er wolle uns selber geleiten. Er fügte hinzu, wir möchten wohl beachten, daß Kaid Mohammed selbst die Stadt noch nie besucht habe; die Ehre, die uns widerführe, also wirklich ausnehmend sei.

Der Leser wird dies ohne Weiteres für eine unverschämte

Ausschneiderei des saharischen Seemannes halten, erdormen in der Absicht, uns zu schmeicheln: der Civil- und Militärbefehlshaber einer Stadt sollte mehrere Monate einen Bogenschuß von ihr verweilen, ohne auch nur Einmal hineinzukommen? Doch vergesse man nicht, daß wir uns zwar auf französischem Gebiet, aber mitten im Orient befinden. Was kümmert den orientalischen Beamten, wie seine Untergebenen leben, ob sie in Löchern wohnen und auf den Straßen versinken, wenn nur die Steuern möglichst reichlich eingehen? Also wozu die Stadt in Augenschein nehmen, zumal dies als übermäßige Herablassung angesehen würde! Daher hatte die Angabe Ali's nichts Verdächtiges, als die Persönlichkeit des Mannes; und sie wurde überdies von glaubwürdiger Seite bestätigt. Die Schilderung der Lokalität wird die Wahrscheinlichkeit derselben noch bedeutend erhöhen.

Wir befanden uns auf dem rechten (westlichen) Ufer des Flusses, desselben, der uns aus der Medschana in die Steppe geleitet, hier aber, trotz der kurzen Entfernung, nicht mehr Bed-Ašob, sondern Bed-Mšila (das Wasser von Mšila) heißt. Er war hier für Algerien bedeutend breit, ziemlich gewunden, und hatte an beiden Seiten wohl dreißig Fuß hohe, sehr abschüssige Ufer. Auf der rechten Seite, durch einen ganz wüsten Platz vom Ufer getrennt, lag nun eben die unansehnliche Wohnung des Kaid, und dicht daranstoßend ein großer, mit Mauern und Stallungen umgebener Hof, der für die Aufnahme der Remonte-Pferde und zugleich für die Wohnung des Officiers bestimmt war. Bedeutend flussabwärts auf derselben Seite sahen wir eine geringe Anzahl Hütten. Sonst war hier Alles vollständig öde, reiner Wüstenboden bis an den Fuß der fernen Berge.

Die eigentliche Stadt mit den sämmtlichen Gärten, Moscheen und Kubbas lag unmittelbar über dem Abhange des linken Ufers, so daß der Abhang und die Wände der ersten Häuserreihe fast eine senkrechte Linie bildeten. Nur an Einer Stelle,

flußabwärts, zeigten sich belaubte Bäume am Ufer, und verdeckten anmuthig den unteren Theil einer großen Kubba, die mit ihrer zuckerhutförmigen Kuppel hoch darüber hinausragte. Flußaufwärts, in größerer Entfernung, zeigten sich, mit hohen, grünen Palmenwipfeln untermischt, noch drei oder vier Kuppeln derselben Art. Die Häuser am Ufer schienen, nach ihrer Höhe zu urtheilen, zweistöckig zu sein; die Fenster konnten nicht als Maßstab dienen, da keine vorhanden waren, nur ein einziges Loch vertrat ihre Stelle in den nackten Wänden. Durch viereckige Thürme, erkerartige Vorsprünge und das Zurücktreten mancher Häuser wurde eine sehr unregelmäßige, fast malerische Linie gebildet.

Es war gegen acht Uhr, als wir mit dem Kaid, Ali, dem Spahi Ahmed und mehreren von des Kaid's Gefolge den steilen Abhang zum Fluß hinabstiegen. Nirgends war eine Brücke oder Fähre zu sehen, um die beiden Stattheile und den Sitz der Obrigkeit zu verbinden, und doch bot die Anlage einer hölzernen Brücke nicht die geringste Schwierigkeit. Nach einigem Warten wurde ein Maulthier herbeigeführt, auf dem wir zu je zwei durch den Fluß ritten; es bedurfte aber großer Vorsicht, um unsere Beine nicht zu durchnässen. Die Leute des Kaid hatten es bequemer; sie hoben ihren Burnus in die Höhe, und wateten durch, wobei wir die nackten, schmutzigen Beine dieser Naturmenschen zu sehen bekamen, die Strümpfe und Hosen selbst im Winter für überflüssig halten. Am linken Ufer führte uns etwas unterhalb eine steile und schadhafte Treppe den Abhang hinauf an ein sehr enges und niedriges Thor, durch das wir in eine ziemlich lange, breite und gerade Straße eintraten. Von ähnlicher Beschaffenheit waren auch die übrigen Straßen, die wir durchwanderten; ungepflastert und voller Löcher, aber nicht gerade schmutzig.

Die Häuser hingen so an einander, und waren so ohne alle architektonische Verschiedenheit, daß man selten sah, wo das eine aufhörte und das andere anfing. Sie bestanden sämmtlich

aus Lehmziegeln; die Wände sind äußerlich noch mit Lehm bestrichen, in dem sich auch Kieselsteine befinden; sie erhalten dadurch ein schmutzig-gelbes Aussehen, ganz im Gegensatz zu den blendend weißen Häusern der maurischen Städte. Auch tritt hier das obere Stockwerk nicht heraus, wie fast durchweg bei den maurischen Häusern, wo es, durch zahlreiche dünne Balken gestützt, oft die enge Gasse ganz überschattet. Die Ziegel, von denen wir an einer andern Stelle eine Menge aufgehäuft sahen, erinnerten mich lebhaft an die Zwangsarbeiten der Kinder Israel in Aegypten; denn sie bestehen aus Lehm und Stoppeln, und werden nur an der Sonne gehärtet. Sie sind länglich-viereckig, etwa dreimal so groß, als unsere gewöhnlichen Ziegelsteine, und oben etwas gewölbt, wovon ich den Grund nicht einsehe; ihre Farbe ist schwärzlich grau. Von der Abwesenheit der Fenster habe ich schon gesprochen; die Thüren sind niedrig, und von Holz; drei Balken aus faserigem Palmenholz bilden die Pfosten. Bei unserm Durchzug standen die Thüren meist offen, und wir sahen dann in eine Art Entrée hinein, mit Sitzen aus Lehm an beiden Seiten, und hölzernen Pfeilern, um das Ueberdach zu stützen.

Nur Einmal bemerkten wir einen Hof, welcher den maurischen ähnlich, aber trümmerhaft war; die ihn umgebenden Säulen waren größtentheils dick, rund, cranelirt, aus gelblichem Sandstein; alle etwas zerbrochen, und sehr niedrig. Sie trugen zum Theil noch Capitälcr von demselben Stein, aber verstümmelt und von sehr barbarischer Form. Dieser Hof war mir nicht allein als einzige Ausnahme von der üblichen erbärmlichen Bauart merkwürdig, sondern noch mehr als ein sicheres Anzeichen, daß Mäla (oder doch ein Ort in der Nähe) von den Römern bewohnt war; denn seit den Römern hat kein Volk in der Berberei solche Säulen errichtet. — Auch an zwei Gotteshäusern kamen wir vorüber; doch bei dem ersten mußte es uns gesagt

werden, denn es erschien von der Straße ganz wie ein gewöhnliches Haus; das zweite war sehr klein, und sicherlich eine Kubba. Die Kubbas von Mjila bilden durchweg ein ziemlich regelmäßiges, kahles Viereck mit hervorragenden oberen Ecken; bei einigen erhebt sich über denselben ein verjüngter, gleichfalls viereckiger Absatz; alle aber schließen mit einer Kuppel von der Form einer Zuckerhutspitze, die nicht viel niedriger ist, als das untere Viereck. Diese Form, die gar nicht häßlich ist, habe ich nirgends, als hier und in Bu-Sfada gesehen; wie mögen die Einwohner von zwei kleinen und entlegenen Däsen darauf verfallen sein? Minarets fehlen gänzlich; überhaupt scheinen die Algerier nicht sehr für diese Thürme eingenommen zu sein; und die wenigen, die es giebt, verläugnen gänzlich die wunderbare Schlankheit und Zierlichkeit der orientalischen Minarets.

Algerien ist niemals der Sitz eines wirklichen Chalifen, eines „Beherrschers der Gläubigen“ gewesen; daher besitzt es keine einzige großartige und wahrhaft schöne Moschee, gleich denen zu Damascus, Bagdad, Cairo und Cordova, noch einen Pallast, wie die Alhambra. Die Stadt Algier zählt zwei oder drei ziemlich stattliche Moscheen, Constantine und Oran je eine, deren eigenthümliche, leichte, graziose Bauart den Europäer, im Gegensatz zu der etwas massiven Großartigkeit seiner Dome, angenehm berühren muß. Allein bald wird er gewahr, daß sich selbst diese ersten Gotteshäuser des Königreichs zu den großen Moscheen des Orients nur verhalten können, wie Pfarrkirchen zu Kathedralen. Und gewiß, die Herren Raub-Deys und Beys, sämmtlich aus der unteren Schicht der kleinasiatischen Türken hervorgegangen, waren nicht die Leute, um eine ideale Pracht und eine hehre Frömmigkeit in gewaltigen Tempeln zu entfalten; abgesehen davon, daß auch wohl die Einkünfte aus einem so entvölkerten und armen Lande, selbst mit Einschluß der Piraten-Beute, keine übermäßigen Ausgaben gestatteten. Um so zahlreicher sind die

Kubbas, gleichsam die detachirten Forts des Islam; und gerade Mïla muß eine besonders fromme Stadt sein, da die Zahl ihrer Grab-Kapellen auf ein halbes Duzend Heilige schließen läßt.

Aber auch hier scheint der Fleiß im umgekehrten Verhältniß zu der Kirchlichkeit zu stehen. Man wird es mir kaum glauben wollen, wenn ich versichere, in der ganzen Stadt (von der wir wohl kaum eine größere Straße unbesucht gelassen) mit ein paar tausend Einwohnern, nicht einen einzigen Verkaufsladen, und nur Eine Werkstatt gesehen zu haben. Aber könnten nicht die Läden, und besonders die Werkstätten sich im Innern der Häuser befinden? Für die Werkstätten will ich eine geringe Möglichkeit zugeben, obwohl nicht bloß in Algerien, sondern bekanntlich schon in Süd-Europa die meisten Werkstätten auf die Straße hinaus gehen. Aber Läden im Innern orientalischer Häuser — das ist ein Unding! Uebrigens regte sich auch auf den Straßen nicht der geringste Verkehr, von Wagen ganz abzusehen, auch nicht von Lastthieren oder Menschen. Die Stadt sah aus, als wäre es Bußtag; es war aber nicht einmal Freitag, der mohammedanische Sabbath, sondern christlicher Sonntag. An drei oder vier Stellen waren viele Männer versammelt; sie kauerten in einer Reihe die Wand entlang am Boden; sobald wir nahten, erhoben sie sich insgesammt, küßten dem Kaid den Saum seines Gewandes, und schlossen sich meist hinter unserem Zuge an.

Wir schritten einher mit voller orientalischer Würde; voran der Kaid, ganz allein; dann wir Reisenden, in Begleitung Achmed's und Ali's; darauf das Gefolge des Kaids und endlich die Männer des Orts in großer Zahl. Es wurde wenig gesprochen; nur von Zeit zu Zeit konnte Herr Ali nicht unterlassen, uns auf die große Ehrerbietung der Mïlaner aufmerksam zu machen, die nicht etwa ihrer Obrigkeit, dem Kaid gelte, sondern einzig und allein den Herren Inglis (Engländern), deren

Anwesenheit ruckbar geworden, und deren große Macht und Herrlichkeit durch die ganze Sahara bekannt sei. Das mußten wir Deutsche nun von dem hartnäckigen Wüstensohn als Compliment hinnehmen! — Mir erschien unsere Wanderung wie ein Einzug fürstlicher Gesandter, und mitunter erhob sich meine Phantasie zu der egoistischen Höhe, die ganze Ceremonie als eine Feier meines Geburtstages zu betrachten: da ich den Gedanken nicht äußerte, was war Schlimmes dabei?

Die einzige Werkstatt, die wir sahen, war ein Zimmer, wo etwa vier Männer Leder bearbeiteten; dieselbe Beschäftigung trieben noch einige andere auf der Straße. Dies ist allerdings die hauptsächlichliche Industrie von Misila; die auf echt orientalische Weise gefornuten und verzierten Reisetaschen, die man hier fertigt, sind allgemein sehr beliebt. Sie werden, wie fast alles Lederwerk im Orient, aus rothem Maroquin gemacht, haben mehr oder weniger Taschen über einander, und erinnern in der Form an die preussischen Husarentaschen. Sie eignen sich, wie es scheint, vorzüglich zur gesonderten Aufbewahrung verschiedener Kleinigkeiten; fassen dagegen aber nicht viel in sich. Ich gab nachher dem Ali dringenden Auftrag, mir solche Tasche (die 7 Fr. kosten sollte) zu verschaffen, wobei ich ihm ein gutes Trinkgeld versprach; allein trotz der Frist von mehreren Stunden konnte er keine aufstreiben. Wie mögen die übrigen Gewerbe in Misila bestellt sein, wenn die weitaus vorwiegende Leder-Industrie nicht einmal eine einzige Tasche übrig hatte? Ali selbst besaß eine sehr hübsche, die er mit vieler Selbstgefälligkeit zeigte, und mir durchaus nicht ablassen wollte. So mußte ich denn wirklich ohne Geburtstagsgeschenk, ohne Andenken an das Malmedy von Algerien von himmen ziehen! Und was noch merkwürdig ist, ich fand keine einzige der Art in all den Städten, durch welche ich noch reiste, nicht einmal in dem großen und betriebsamen Con-

stantine, wo doch gerade die Leder-Verfertigung wirklich sehr bedeutend ist.

In Daumas „Sahara“ lese ich die etwas ältere Angabe, daß es in M'sila höchstens 7 bis 8 jüdische Familien giebt, und dieselben mit Berliner Blau färben. Daß Handel und Gewerbe an diesem Orte höchst geringfügig sind, wird von Daumas gleichfalls bestätigt, und die Nähe des größeren und besser gelegenen Bu-Sjada, verbunden mit der Trägheit der M'silaner, genügt zur Erklärung. Uebrigens will ich nicht verkennen, daß der Besuch des Kaid mit seinen fremden Gästen manche Einwohner zum Müßiggang veranlaßte. — Die Zahl der Häuser und Seelen vermag ich, trotz angelegentlichen Forschens, nicht anzugeben; der Remonte-Officier, der sich schon seit einigen Monaten hier aufhielt, sprach von 3000 Seelen und 2000 „Feuern“; schon die erste dieser Zahlen ist gewiß übertrieben, die zweite aber ganz unhaltbar. Die Statistik liegt für den größeren Theil Algeriens noch sehr darnieder; am besten bekannt ist von den Däsen immer die Anzahl der Dattelpalmen, da jeder Baum eine Steuer entrichtet; in M'sila lassen sich die Palmen fast mit den Fingern zählen. Wovon leben nun die Einwohner? Ohne Zweifel hauptsächlich von dem Ertrage ihrer Gärten und Felder, auf die ich bald werde zu sprechen kommen.

Ueber einen sehr großen, wüsten Platz, der an mehreren Stellen die Trümmer von Häusern zeigte, gelangten wir zuletzt in eine Sackgasse, deren eine Seite von hohen Gartenmauern aus Lehm gebildet wurde. Das Häuschen, das die Gasse endigte, war verschlossen; der Schausch (Polizeidiener) des Kaid pochte, und alsbald trat aus der sehr niedrigen Thür eine höchst auffallende Persönlichkeit. Es war ein Mann mittleren Wuchses und Alters, mit bleichem Antlitz, das rechte Auge stark schielend, vor der Brust ein feines, grünes Zeug, das ich sonst niemals tragen gesehen, und in Ausdruck, Wesen und Anzug ganz verworren;

auf den ersten Blick hielt ich ihn für einen Blödsinnigen. Aber wie groß war meine Ueberraschung, als der Kaid, der bis dahin Aller Huldigungen stolz und unbeweglich aufgenommen, jetzt dem Unbekannten entgegen schritt, und ihm ehrerbietig die Hand küßte! Wer war die Person, vor der selbst der orientalische Despot sich neigte? Keine Frage, es mußte ein Mann der Religion sein, ein Marabut. So standen denn hier, in der Sackgasse der Dasenstadt, die Typen gegenüber der beiden Gewalten, die sich seit Jahrtausenden in die Herrschaft des Orients getheilt: der Krieger und der Priester, der Despot und der Ascet! Beide für das Auge des freien, intelligenten Europäers höchst fremdartig, erschreckend, unheimlich; beide bleich und starr, die Verkörperung des grausen Fatums, das die Sklaverei auf die Herren nicht weniger, als auf die Knechte legt. Und der stolze, hohe Krieger beugte sich vor dem unscheinbaren Priester!

Nach einer kurzen Unterredung zwischen Beiden holte der Marabut einen Schlüssel, und verschwand dann wieder in seine Clause; sein Aussehen gab die Ueberzeugung, daß er selten genug das Tageslicht erblickte, — um so größer natürlich der Ruf seiner Heiligkeit. Mit dem Schlüssel wurde eine Thüre der Gartenmauer geöffnet, die aber so niedrig war, daß wir, der Kaid voran, förmlich durchkriechen mußten; ein um so ergötzlicheres Schauspiel, je weniger die kriegerische Würde der Araber und die Länge meiner Gefährten für solche Nöthigung gemacht zu sein schien. Der Garten, in den wir uns so mühsam hineinarbeiteten, hatte übrigens vom Paradiese nur die Schwierigkeit des Zugangs; es war ein bloßer Nuß-Garten, und der Winter hatte, trotz der gemäßigten Temperatur (etwa 15° C.), doch auch hier seinen verödenden Einfluß ausgeübt; er hatte der Erde die meisten Blumen und Kräuter, den Obstbäumen einen großen Theil ihres Laubes entzissen. Doch freilich, in Vergleich mit

den deutschen Gärten um diese Zeit, sah es noch grün und fröhlich genug aus.

Die Gemüse bedeckten noch einen hübschen Raum, ich erinnere mich des Kohls, der Artischocken, des rothen Pfeffers und der Mohrrüben. Von letzteren rissen der Spahi und die Leute des Kaid in einem der folgenden Gärten eine Menge aus dem schwarzen Boden, und aßen sie mit vielem Behagen, und auch einige von uns folgten, ihrer Kindheit gedenkend, dem guten Beispiel. Die Frucht bäume — und andere gab es kaum in den Gärten — waren meist die süd-europäischen: Feigen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Mandel-, Granat- und Del-Bäume, die ersten vorherrschend. Dagegen fehlten die Kastanien-, Orangen- und Citronen-Bäume entweder gänzlich, oder sie waren doch äußerst selten. Das Bewässerungssystem werde ich bei den folgenden Däsen beschreiben, wo ich es genauer beobachtet; die hiesigen Gärten erhalten das befruchtende Wasser wohl ausschließlich aus dem Wed-Ksob oder dessen Kanälen; in den vier oder fünf großen Gärten, die wir durchwanderten, bemerkte ich keinen Brunnen.

Dagegen fiel uns in der Mitte des einen Gartens ein ziemlich hoher, aber schmaler, viereckiger Thurm aus Lehmziegeln nicht wenig auf, zumal da es uns trotz fleißigen Suchens nicht gelang, einen Eingang zu entdecken. Endlich half uns ein Misilaner auf die Spur, indem er das kleine Gesträuch am Fuße des Thurmes bei Seite schob, und uns eine Oeffnung zeigte, durch die nach unseren Begriffen kaum eine Katze hätte schlüpfen können. Dennoch war dies der Eingang des Wächters, der während der Fruchtreife von oben die umliegenden Gärten beaufsichtigen muß: wozu die Enge der Oeffnung, habe ich nicht erfahren. Es giebt solcher Thürme mehrere um Misila; in den anderen Däsen habe ich aber keine wieder angetroffen. — Die ganz vereinzelt Palmenstämme erfreuten mein Auge sehr durch ihre Höhe und ihren schlanken, sanft gebogenen Wuchs, sowie durch die herrliche

Blätterkrone, mit der sie alle übrigen Bäume weit überragten. Die Größe der von uns besuchten Gärten war verschieden, aber bei allen beträchtlich; die Lehm-Mauern, die sie von einander trennen, sind bedeutend niedriger, als diejenigen, welche den ganzen Complex nach der Stadt zu einhagen; so daß wir jene mit einiger Anstrengung an gewissen Stellen, die dazu eingerichtet schienen, übersteigen konnten; beim Ausgang nach der Stadt zu mußten wir aber wieder kriechen. Noch will ich hinzufügen, daß wir auch in den Gärten keinen Menschen arbeiten sahen, und daß die Gärten den ganzen Stadttheil auf dem linken Ufer umgeben, soweit nicht der Fluß begrenzt.

Wir wandten uns durch andere Straßen wieder dem Ufer zu, als aus einem Hause ein häßlicher Mann, mit rothem Gesicht und röthlichen Haaren, dem Kaid entgegentrat, worauf sie sich auf arabische Art gegenseitig die Hand küßten. Nach einigem höflichem Zwiegespräch verabschiedete sich der Nothe wieder, und nun berichtete uns Ali, dies sei ein reicher und angesehenener Mann, und er habe sich die Ehre ausgebeten, den Kaid und dessen Gäste in seinem Hause zu bewirthen, was vom Kaid aber ausgeschlagen worden. — Dies war der einzige Rothhaarige, den ich unter den vielen Milanern bemerkt; natürlich kann ich nur von Bart und Augenbrauen sprechen, denn der Kopf ist ja größtentheils geschoren, und außerdem beständig durch die früher beschriebene Kopfbedeckung versteckt. Ueberhaupt ist die Kleidung der Milaner und sämtlicher Bewohner der von uns besuchten Däsen (mit Ausnahme von Biscara) ganz dieselbe, wie ich sie bei den Arabern des Tell angegeben; eine auffallende Uebereinstimmung bei der gänzlich verschiedenen Lebensweise und Abstammung! Auch sind viele Burnusse nicht weniger schmutzig und zerlumpt, als bei den Arabern. Das Gesicht ist durchgängig ziemlich braun, Augen und Bart schwarz, letzterer wird nirgends geschoren, ist aber nicht stark. Es mußte uns nicht wenig auffallen, daß

wir in ganz Mfila keine Frauen zu Gesicht bekamen; die doch in den maurischen und selbst in den übrigen Dafen-Städten sich stets auf den Straßen zeigen. Sind die Männer von Mfila so ganz besonders eifersüchtig, oder gilt es nur für unstatthaft, wenn der Herr Kaid die Straßen durchzieht?

Als wir wieder an den Fluß, diesen Nil Mfila's, gelangten, war nicht einmal ein Pferd in der Nähe, uns hinüber zu tragen. Was beginnen? Zwei stämmige Kerle aus dem Gefolge des Raids nahmen je einen von uns auf die Schulter, und wateten mit aufgehobenem Burnus durch die Furt: es war ein sehr komischer Anblick, wie die langen Beine der Europäer sich ängstlich in die Höhe streckten, um das kalte Fußbad zu vermeiden. Den menschlichen Saunthieren schien übrigens die beträchtliche Last nicht die geringste Beschwerde zu machen. So waren uns denn für heute alle möglichen Arten und Sonderbarkeiten der Ortsbewegung vorbehalten: ein wahrer Parade-Zug durch die Straßen, ein Durchkriechen und Ueberklettern von Mauern, und zuletzt ein Flußübergang auf Menschenrücken! Aber das Schlimmste und Sonderbarste der Art sollte noch im Laufe des Nachmittags kommen! — Auf dem andern Ufer durchwanderten wir noch die einzige Straße, die es dort gab, und kehrten dann über den großen, wüsten Raum nach der Wohnung des Kaid zurück, ganz befriedigt und voll von all den merkwürdigen Eindrücken. Es läßt sich denken, daß wir nicht verfehlten, dem Kaid durch den höflichen Ali unsern verbindlichsten Dank für seine Begleitung ausdrücken zu lassen; worauf er ebenso verbindlich erwiderte, wenigstens klang es so von den Lippen Ali's, dieses Wilden, dem „Europens übertünchte Höflichkeit“ durchaus nicht fremd geblieben!

Um auch ein französisches Urtheil über Mfila zu vernehmen, und die angekauften Pferde zu besichtigen, begab ich mich allein nach der einzigen französischen Niederlassung hier am Orte, nach

dem Remonte-Hof, der, wie ich schon bemerkt, dicht an das Raïdhaus anstieß. Ich traf den Officier, einen Herrn von etwas mürrischem Aussehen, in einem sehr kleinen und schlechten Zimmer, dem sogar die Stühle fehlten. Aber was der Franzose schwerer entbehrt, als selbst Tisch und Stuhl, das ist das liebende Weib, und so traf ich denn auch den Herrn Lieutenant, wie er an der Seite eines nicht gerade schönen Mädchens auf einer gemeinsamen Kiste saß, beschäftigt mit dem Verzehren eines bescheidenen Frühstück's. Für mich ward eine schmälere Kiste bereit gemacht, und ich begann ein kurzes Gespräch, das mir aber sehr wenig Ausbeute gab. Der Ghum des Raïd von Misla sei 160 Reiter stark; seine Einnahmen betragen wenigstens 20,000 Fr. jährlich, theils Gehalt von der französischen Regierung, theils Antheil an den Abgaben und Strafen der Bewohner. — Ist diese Nachricht nicht übertrieben, so steht sich also der Vorgesetzte einer kleinen Dase fast so gut, wie ein preussischer Minister; oder vielmehr, er steht sich bei weitem besser: denn der Werth des Geldes ist in den Dajen außerordentlich hoch, und die Bedürfnisse außerordentlich gering. Der Basch-Aga der Medschana, der nächste Vorgesetzte unseres Raïd, soll sogar jährlich 80,000 Fr. von seiner Würde allein ziehen, wovon 60,000 Fr. als direkten Gehalt von Seiten der französischen Regierung. Doch möchte ich diese Zahlen nicht verbürgen. Sedenfalls sind die Einkünfte der einheimischen Befehlshaber sehr beträchtlich; und müssen es wohl sein, um sie, an deren Treue und Ergebenheit so viel gelegen, bei gutem Willen zu erhalten. Es ist leicht möglich, daß in den westlichen Provinzen, wo das Ansehen und die Macht der weltlichen Häuptlinge lange nicht so bedeutend ist, wie im Osten, die Gehälter viel knapper zugemessen werden.

Als ich aus dem Remonte-Hofe heraustrat, erblickte ich einen einzelnen Reiter in europäischer, jagdmäßiger Kleidung, der eben anzukommen schien. Ich fragte ihn, ob er vielleicht

einem Trupp Maulthiere mit einem Spahi begegnet sei; und meine Freude war nicht gering, als er erwiderte, sie seien ganz in der Nähe. Ich lief sogleich zu meinen Gefährten, um ihnen die frohe Botschaft zu verkünden; und es dauerte wirklich nicht lange, so hielten die Maulthiere und ihre Begleiter wohlbehalten vor unserer Thüre. Unser voriger Tagemarsch, hieß es, sei zu weit und anstrengend gewesen, sie hätten daher in Bordsch-Med-sched übernachtet müssen; auch hätte sie der dortige Häuptling, der ja für ihre Sicherheit verantwortlich sei, bei anbrechender Dunkelheit nicht weiter ziehen lassen. Trotzdem war ich überzeugt, daß das Zurückbleiben der Bagage wieder ein Streich des alten, einäugigen Spahis sei, um unsere Reise und ihre Bezahlung zu verlängern; denn die vorige Tagereise war nicht übermäßig gewesen, und die Thiere hatten zuvor in Bordsch einen halben Tag geruht. Nun wollte der hartnäckige Kerl nicht einmal weiter; er hätte gar zu gern in Misila geschlafen; aber das war doch selbst meinen geduldigen Gefährten zu arg, und es wurde einmüthig beschloffen, die Bagage habe, nach Einnahme des Frühstück's und einstündiger Rast, zugleich mit uns aufzubrechen, und fernerhin gleichen Schritt mit uns zu halten. Jener Reiter, der gleichfalls nach Bu-Sada reiste, versprach sich uns anzuschließen, worüber ich, in Hoffnung auf interessante und lehrreiche Gespräche, sehr vergnügt war.

Auch der bis dahin so finstere Kaid zeigte sich zu guter Letzt in freundlicherem Lichte. Er trat, einen kleinen Knaben auf dem Arm, in das Gastzimmer, wo wir versammelt waren; nachdem er mit ihm geplaudert, und ihn an's Herz gedrückt, setzte er ihn auf den Boden, und fuhr noch lange fort, sich ausschließlich mit ihm zu beschäftigen. Vaterstolz und Vaterliebe leuchteten jetzt aus den Augen, die mir anfänglich so kalt, so gefühllos, so grausam erschienen. Dieser Zug allein dürfte übrigens nicht hinreichen, ihn seines despotischen Charakters zu ent-

fleiden; weiß ja doch Jedermann aus der Geschichte und dem täglichen Leben, daß gerade die härtesten und wildesten Männer oft die zärtlichsten Väter sind. Das Bedürfniß der Liebe ist ein so unvergänglicher Grundzug jedes menschlichen Herzens, daß es, an den meisten Stellen zurückgedrängt, an einer einzigen um so gewaltiger hervorbricht, und durch sein Uebermaß oft ebenso schrecklich ist, wie sein Gegentheil. Am natürlichsten wirkt es sich gerade auf die Kinder, so lange sie noch unerwachsen sind, weil die Kinder so lange nur das andere Selbst des Vaters, und zumal im Orient seinen größten Stolz ausmachen; Liebe ist hier von Egoismus kaum zu unterscheiden. — Der Knabe des Kaid mochte drei bis vier Jahre alt sein, und trug die für Kinder so allerliebste maurische Tracht: rothen Fez mit Troddel, blaues oder gelbes Fäckchen, rothe Pumphöschchen, weiße Strümpfchen und gelbe Schühchen. Wir bewunderten natürlich den Kaid-Prinzen nach allen Regeln der Höflichkeit, und eroberten dadurch ein Lächeln des Dankes und der Genugthuung vom Herrn Vater. — Das Frühstück ward wieder im Gastzimmer eingenommen, und gleich darauf bestiegen wir unsere Pferde, um noch den Abend Bu-Sjada zu erreichen.

Ehe wir von dem so interessanten Misila scheiden, noch einige Worte über seine neueste Geschichte.

„Abd-el-Kader hatte den Einfluß, der ihm noch in der Gegend von Misila blieb, benutzt, um an diesem Orte seinen Chalifen (Stellvertreter) Hadsch-Mohammed einzusetzen. Von dort, als dem Mittelpunkte, schickte er seine Agenten in die Provinz (Constantine, wo sein Einfluß von jeher der geringste gewesen), um den Heiligen Krieg zu predigen und die Stämme aufzuwiegeln. Hadsch-Mohammed war es gelungen, einen solchen Schrecken unter der Bevölkerung der Medschana zu verbreiten, daß sie sich insgesammt in die Gebirge geflüchtet hatten, und daß diese einst so lachende, so fruchtbare Ebene nur noch als

eine große Wüste erschien. Den 29. Mai (1841) brach der General-Lieutenant Régrier, Befehlshaber der Provinz, zur Abhülfe dieser Lage, an der Spitze einer starken Colonne von Constantine auf, und begab sich nach Mſila. Bei seiner Annäherung erklärte eine große Anzahl Stämme ihre Unterwerfung; er vertrieb den Chalifen Abd-el-Kader's aus dem Sitze seiner Hänke, und ergriff Maßregeln, um neue Umtriebe zu verhindern.* *)

In diesem Berichte erscheint die Unterwerfung Mſila's als eine ebenso leichte, als unbedeutende Maßregel; dieselbe gewinnt aber sehr an Wichtigkeit, wenn es sich herausstellt, daß sie den ersten Schritt der Franzosen in die sogenannte Sahara bildet. Freilich wurde dieser Schritt sogleich wieder zurückgethan; es scheint nicht, daß Mſila besetzt blieb, und erst acht Jahre später, 1849, erfolgte die Besetzung des so nahen und wichtigen Busfada; die viel entlegnere Dase Biscara wurde schon drei Jahre nach der Unterwerfung Mſila's occupirt, und war das erste bleibende Standquartier der Franzosen in der Sahara. Hieraus ergiebt sich, daß auch die Leichtigkeit der Expedition nach Mſila die Regierung nicht von der falschen Ansicht zurückgebracht hatte, als ob die algerische Sahara weit schwieriger zu unterwerfen sei, als das Tell; die großen Entfernungen, der Mangel an Wasser und Borräthen, die Flüchtigkeit der nomadischen Bevölkerung mußten in der Idee allerdings als große Hindernisse erscheinen. Allein in der Wirklichkeit verhielt es sich gerade umgekehrt. Einerseits handelt es sich wesentlich um die Besetzung der wenigen und nahe gelegenen Punkte, wo die Saharier im Frühling durchpassiren müssen, um mit ihren Heerden die Weiden des Tell zu gewinnen; und andererseits ist die algerische Sahara fast nirgends so arm an Wasser und Nahrung, um den Durchzug einer Heerabtheilung ernstlich zu gefährden. Dagegen fehlen ihr die vielen

*) L. Galibert, *L'Algérie ancienne et moderne*, Paris 1846.

Engpässe, das coupirte Terrain und die winterlichen Regengüsse, durch welche der Boden des Tell den französischen Truppen weit verderblicher geworden ist, als die Kugeln seiner Bewohner. Endlich ist die Nomaden-Bevölkerung der Sahara zu dünn, um einem etwas starken und consequenten Angriff zu widerstehen; die Dasen-Bewohner sind isolirt, größtentheils unkriegerisch, und können aus ihren Ortschaften nur als Bettler flüchten; zudem hassen sich die Nomaden und die Dasen-Leute gegenseitig, so daß eine Vereinigung beider zu gemeinsamer Abwehr nur schwer zu Stande kommt.

Die Erfahrung hat seitdem die Richtigkeit dieser Sätze vollkommen bestätigt, und die vermeintlichen Schrecken der Wüste als umgekehrte Fata Morgana dargethan. Das ganze Sah, Bu-Sfada, El-Aghuat, ja selbst die Dasen von Tuggurt, Tema-cin, Wed-Suf und Beni-Mjab, sämmtlich an der Grenze der großen Wüste, sind fast ohne Schwertstreich, fast ohne Verlust an Mannschaft in die Gewalt der Franzosen gekommen und darin verblieben. Man kann sagen, daß je weiter in die Wüste hinein, desto geringer die Schwierigkeiten, desto schwächer der Widerstand. Zur Zeit meiner Reise war die Kabylie, dicht an der Küste und nur drei Tage-Märsche von der Hauptstadt, noch ununterworfen; dagegen machten schwache französische Truppen-corps förmliche Promenaden von einem Ende der Sahara zum andern, und eine Korporalschaft Spahis oder Turcos reichte aus, um das „Sultanat“ Tuggurt in Gehorsam zu erhalten. — Das einzige Beispiel eines kräftigen Widerstandes in der Sahara hat im Jahre 1849 die Dasen-Stadt Saatscha geliefert; aber lag das in ihrer besonderen Ablegenheit und Unzugänglichkeit? Waren wasserlose Einöden wochenlang zu durchziehen, und ausgedehnte Sümpfe und Wälder zu überschreiten? Keineswegs, denn Saatscha gehört zu den Sibân, einem wahren Haufen von Dasen, deren Hauptort Biscara seit Jahren eine französische Citadelle

geworden, und nur eine Tagereise vom Tell entfernt liegt. Nur die fanatische Tapferkeit seiner Bewohner vermochte den ersten Angriff glänzend abzuschlagen, und den zweiten zu einer mehrmonatlichen Belagerung nach allen Regeln der Kriegskunst auszudehnen, deren weit überlegenen Kräften das heldenmüthige Häuflein endlich unterliegen mußte.

Diese neuesten Erfahrungen werfen auch ein interessantes, kritisches Licht auf die Expeditionen eines anderen Volkes, das vor 2000 Jahren die Berberei zu erobern hatte. Nach dem Zeugnisse Sallust's flößte nichts den Feinden mehr Schrecken, den eigenen Soldaten mehr Enthusiasmus, und den Bürgern mehr Bewunderung ein, als zwei Züge in die Wüste, der erste des Metellus gegen Thala, der zweite und berühmtere des Marius gegen Capja. Es heißt im 76. Capitel des *Bellum Jugurthinum*, nach der Erreichung von Thala: „Aber der König (Jugurtha), der nichts mehr unausführbar für den Metellus glaubte, da er ja Alles: Waffen, Geschosse, Dertlichkeiten, Zeiten, zuletzt die Natur selbst, welche alles Uebrige beherrscht, durch seine Energie überwunden — flüchtete sich mit seinen Kindern und einem großen Theile seines Geldes bei Nacht aus der Stadt (Thala).“ — Und im 92. Capitel, nach der Eroberung von Capja, heißt es: „Nachdem Marius eine so große That ohne irgend einen Nachtheil der Seinigen vollbracht hatte, stieg sein Ansehen und Ruhm, die vorher schon hoch gewesen, zu noch größerer Höhe. Alles Unüberlegte wurde ihm als Tapferkeit angerechnet. Die Soldaten, milde behandelt und zugleich bereichert, hoben ihn bis zum Himmel; die Numidier fürchteten ihn mehr als einen Sterblichen; endlich glaubten Alle, Freunde wie Feinde, entweder besitze er göttlichen Geist, oder auf der Götter Wink werde ihm Alles dargebracht.“ — Die französischen Officiere, die jetzt jährlich wochenlang die Wüste durchziehen, und ganze Dasen unterwerfen, von denen bisher kaum die Namen

bekannt waren, können wirklich in Versuchung kommen, sich für lauter Mariusse zu halten; wenn sie nicht vielmehr einsehen, daß der Kriegsrühm sich leicht durch den Zauber des Abenteuerlichen blenden läßt. Napoleon's Feldzug nach Aegypten war gewiß der leichteste, ja der fehlerhafteste, den er gemacht; und dennoch hat vielleicht keiner seinen Ruhm so erhöht. Der Ruhm ist ein Sohn der Phantasie; sehr begreiflich daher, wenn das Phantastische fremder, unbekannter Länder und Welttheile sein Urtheil besticht. —

Das heitere, warme Wetter von gestern verschönerte auch den ganzen heutigen Tag, und die Gesellschaft des freundlichen Franzosen, vereint mit der Menge neuer Gegenstände, machte den heutigen Ritt zu einem sehr angenehmen. Nicht wenig trug auch zu meiner Befriedigung bei, daß die gute und gänzlich ebene Beschaffenheit des Weges, und die weite Entfernung unseres Reiseziels meine Gefährten zu manchem scharfen Trabe und tausenden Galopp veranlaßte. Ja, es ritt sich ganz anders durch die ausgedehnte Fläche, über die glatten, breiten Rasenwege, als gestern auf dem scharfen Gestein der Bergschluchten! Wir befanden uns in der Hochebene El-Hodna, die in der Form eines fast regelmäßigen Dreiecks hier die ganze Breite der Steppen-Region einnimmt, da sie durch einen südöstlich streichenden Bergzug von der Ebene Medschana, durch einen nordöstlich laufenden aber von dem Sahara-Bezirk El-Utaja geschieden wird. Wo diese beiden Gebirge zusammenlaufen, ist die östliche Spitze des Dreiecks; ein dritter, aber niedrigerer und unterbrochener Höhenzug trennt das Hodna von der westlichen, größeren Hochfläche der Uled-Nail, und bildet die Basis des gleichschenkligen Triangels. Diese mag etwa 15 Meilen lang sein; die beiden Schenkel je 20.

Das Hodna ist ein wahrer Mikrokosmos des Steppenlandes: auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, enthält es

in der Mitte einen großen Salzsee, gleichsam sein Centralmeer, dem alle Wasserläufe von den Bergen zufließen. Aus dem Tell findet sich der einzige Wed-Ksob ein; aber aus der Hochebene der Uled-Nail kommen zwei Flüsse, der eine von Nord-Westen, der zweite und größere von Süd-Westen; endlich entspringt noch ein ziemlich bedeutender Fluß ganz im Osten, in der äußersten Spitze des Dreiecks. Die übrigen sind nur unbedeutende Bäche, und ihre Zahl mag nicht über sechs steigen. Besonders wasserarm ist die Südseite des Hodna, wo niedrige, steinige Berge es durchziehen, denen nach der Seite des Sees ein breiter Gürtel des reinsten Sandes vorgelagert ist. Daher der schneidendste Gegensatz zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Fläche; der erstere grün und fruchtbar, wie es eine Steppe nur sein kann; der letztere kaum von einigen Wüstenpflanzen bewachsen.

Der Salzsee des Hodna, Sebcha-el-Schott, oder, gewiß richtiger, Schott-es-Saïda genannt (denn jener Name würde auf deutsch: Salzsee des Salzsees heißen), ist der größte Algeriens, wahrscheinlich der ganzen Berberei; bei etwa 13 Meilen Länge (von Westen nach Osten) und 3 Meilen Breite, bildet er ein sehr längliches Viereck mit abgerundeten Ecken. Wie alle übrigen „Schotts“ trocknet er im Sommer gänzlich aus, indem er eine dicke Salzkruste zurückläßt; auch im Winter ist er sehr seicht, und mehr einem Sumpfe, als einem See ähnlich. Er führt seinen Namen von dem Dertchen Saïda, fast 2 Meilen südlich von Mfila, wo der Wed-Ksob in ihn einmündet. — Von diesem großen See berichte ich jedoch nicht als Augenzeuge, sondern nach mündlichen Nachrichten und den besten Karten; denn sonderbarerweise, obgleich wir die ganze westliche und südliche Seite des Sees, von Mfila bis Mdukal, meist in der Entfernung von einer halben bis ganzen Meile entlang zogen, und häufig nach ihm umfahen, erblickten wir ihn doch kein einziges Mal deut-

lich. Als ich diesen See auf der Karte sich so nahe bei uns ausbreiten sah, und doch drei Tage lang keine Spur von ihm entdeckte, gemahnte es mich lebhaft an das Märchen in Tausend und Eine Nacht, wo auf den Zauberspruch der betrogenen Königin der See der Schwarzen Inseln plötzlich verschwindet!

Die Straße nach Bu-Sjada, der Hauptstadt des Hodna, führte uns süd-süd-westlich, abwechselnd durch sprossende Kornfelder, durch kurzgrasige Aenger, oder durch ödes Erdreich. Der Boden ist fruchtbar, wo das Wasser des Wed-Ksob ihn befruchtet, an dessen rechtem Ufer wir eine Zeit lang hinzogen, jedoch stets in einiger Entfernung. Linker Hand erblickten wir mehrere Haufen schwärzlicher Kegel; das waren die Zeltlager der Beduinen! Ihre Zahl war überraschend groß; gewiß beherbergten sie einen ganzen Stamm, der gerade zu dieser Zeit hier seine Heerden weidete, und vielleicht auch das Korn-Land bestellte: eine Arbeit, der sich die Dasen-Leute nicht gern unterziehen. Als bald begegneten uns auch lange Büge von Kameelen, die beladen gen Norden zogen. Erst durch das massenhafte Erscheinen dieser seltsamen Thiere fühlte ich mich vollständig in das Nomaden-Land versetzt; daher begrüßte ich sie mit frohem Sauchzen. Mit den Kameelen verhielt es sich gerade, wie mit den Dattelpalmen; beide hatten wir seit Algier nirgends angetroffen, und in Algier sind beide so selten, daß sie kaum minder als Curiositäten erscheinen, denn in unseren Gewächshäusern und Thiergärten. Pflanzen und Thiere muß man auf ihrem heimischen Boden und in Massen sehen, um ihren wahren Charakter zu erkennen, ihren wahren Eindruck zu empfinden. Wie erst ein Hain von Palmen die zauberhafte Schönheit dieser Pflanzengattung darthut, so vermag auch nur eine Heerde von Kameelen die ganze Häßlichkeit und lächerliche Abnormität dieser Thiere vorzustellen.

Ich glaube, die Melancholie selber müßte laut auflachen, wenn sie zum ersten Male einen Zug Kameele erblickte. Diese

langen, dummen, phlegmatischen Köpfe, mit der weit vorstehenden und herabhängenden Unterlippe, vollkommen wagerecht von dem herabgekrümmten Halse getragen, das gänzlich Formlose des Rumpfes, der mißgestaltete Höcker, die eingeschrumpften Weichen, die schwieligen Beine, von denen die hinteren dünner erscheinen, als die vorderen, der träge, absonderliche Gang, der immer von einer Seite zur andern schwankt — ist das alles schon bei einem einzelnen Individuum auffallend und komisch genug, wie erst, wenn es sich ohne den geringsten Unterschied bei funfzig, bei hunderten hinter einander wiederholt! Am meisten Spaß machte mir immer die vollkommen wagerechte Haltung des Kopfes, welche meines Wissens bei keiner anderen Art von Thieren vorkommt, mit Ausnahme etwa der Lamas, die ja nichts weiter sind, als kleinere Kameele. Allein das Lachen verwandelt sich in Bewunderung, sobald man über den Zweck dieses eigenthümlichen Kopftragens nachdenkt; welcher ohne Zweifel der ist, die Schnauze so viel als möglich von dem glühenden, beweglichen Wüstenboden zu entfernen, und ihr zugleich die Richtung in die Ferne zu geben, damit sie die Spur schädlicher Winde oder feindlicher Thiere möglichst früh entdecke. Denn wenn der Bau und die Organisation irgend eines Geschöpfes sich vollständig aus seiner Bestimmung, aus dem Zweckbegriff, ableiten läßt, so ist es sicherlich die des Kameels.

Wer übrigens diesem nützlichen Thiere den so viel gebrauchten Namen „das Schiff der Wüste“ gegeben, hat sicherlich mehr als billig den Zweck, und weniger als billig die Beschaffenheit im Auge gehabt. Wie kann es einen größeren Abstand geben, als zwischen dem Schiff, das mastentragend und segelblühend die Wogen pfeilschnell durchschneidet, ein herrliches Bild der Kühnheit und Anmuth — und dem Kameel, das mißgestaltet und träge, ein Päckchen auf dem Höcker-Monstrum, schwankenden Ganges über den Wüstenand hinschleppt! Das Kameel ist

gewiß eine unentbehrliche Wohlthat für die Ein- und Anwohner der Wüsten und Steppen; aber darüber vergesse man nicht den außerordentlichen Vorsprung, den Schiff und Wasserstraße vor Kameel und Wüstenpfad naturgemäß behauptet. Das Schiff ist fast beliebig groß zu machen, und beinahe sein ganzer Umfang besitzt Tragkraft; das Kameel hat eine festbestimmte Größe, und seine Tragfähigkeit ist ausnehmend gering selbst im Verhältniß zu dieser. Während ein gutes Maulthier fast 3 Centner (Pfundgewicht) trägt, darf das um so viel größere Kameel auf weitere Entfernungen nur mit 4 Centnern belastet werden. Zum Transport Einer größeren Schiffsladung gehören danach tausend Kameele! Ein Handel, wie der englische, wäre mit Kameelen geradezu undenkbar. —

Kaum waren die ersten Beduinen-Zelte uns erschienen, die ersten Karawanen an uns vorübergezogen, so überraschte unser Auge ein drittes Schauspiel, als sei es darauf abgesehen, uns auf einmal und gleich beim Eintritt ein vollständiges Bild der Wüstenreise vorzuführen. Es mochte etwa 4 Uhr Nachmittags sein, als gerade vor uns, gegen Süd-Süd-Westen, mitten auf der kahlen Fläche, in Entfernung von einer Meile ungefähr, eine Baumgruppe mit kleinem Wasserspiegel auftauchte. „Eine Fata Morgana!“ erklang es freudig überrascht von mehreren Lippen; einige von uns aber schüttelten ungläubig die Köpfe, sie sahen noch nichts. Als wir anderen aber die Stelle mit dem Finger ganz übereinstimmend bezeichneten, erblickten auch sie Bäume und Wasser, und riefen, wie wir: „Eine Fata Morgana!“ Es blieb nur noch ein Zweifel: waren es nicht wirkliche Bäume, nicht wirkliches Wasser? Aber unser französischer Begleiter hatte die Reise zwischen Misla und Bu-Sada wohl zwanzigmal zurückgelegt, und versicherte uns vom Gegentheil; doch erinnere ich mich nicht, ob er die Fata an dieser Stelle, oder überhaupt in dieser Gegend, schon öfter bemerkt hatte. In dieser Jahreszeit hatte

die Erscheinung etwas Auffallendes; in Bezug auf die Ortsbeschaffenheit aber nicht; denn da, wo sie scheinbar stattfand, war schon wahrer Wüstenboden. Wir behielten die Fata eine geraume Zeit lang beständig im Auge, gewiß eine halbe Stunde. Der Himmel war durchaus klar, die Witterung ruhig und warm. Auf unserer ganzen Reise durch das Hodna und die Sahara ist uns übrigens die wunderbare Fee Morgane nicht wieder erschienen.

Undankbar wäre es von mir, wollte ich noch länger unsern gesprächigen Begleiter im Dunkel lassen, welchem er auch im größten Interesse des Lesers entrisen zu werden verdient. Seine Verhältnisse bieten in der That einen treffenden Abriss der französischen Colonisation in den Dase. Wie er so schmuck und stramm in einer Art Jagdkleidung auf seinem muntern Kößlein saß, hätte ihn jedermann für einen wohlhabenden Gutsbesitzer halten müssen, der eben vom Woll- oder Korn-Verkauf heimkehrte. Nach einiger Zeit aber gab er sich als Kaufmann zu erkennen, ansässig zu Bu-Sada, wo er zugleich als Lieferant für die Garnison funktionierte. Jetzt etwa 40 Jahre alt, war er Unterofficier bei einem Regiment in Afrika gewesen, hatte aber, wie er sagte, die gewisse Aussicht auf baldiges Avancement aufgegeben, um als Kaufmann ein ruhigeres, freieres und einträglicheres Leben zu führen. Es kam jetzt von seiner gewöhnlichen Geschäftsreise nach Setif zurück, wo er stets die europäischen Waaren einkaufte; seine Waaren folgten ihm auf einer großen Zahl Maulthiere; um seine Familie zu beruhigen, war er vorausgeritten. Er kannte den Commandanten und die Officiere von Bu-Sada, und versprach uns freundliche Aufnahme von ihrer Seite; erbot sich aber selbst, uns bei sich zu bewirthen, und zu den Merkwürdigkeiten der Dase als Führer zu dienen: was wir indessen, unter Hinweis auf unsere hohen Empfehlungen, dankend ablehnten. Die Folge wird lehren, daß

er dennoch seinen Willen behielt, freilich auf eine Art, an die wir nicht hatten denken können.

Der Mann hatte etwas gar Offenes und Zutrauliches in seinem Wesen: was, mit passender Bescheidenheit gepaart, ihn sehr vortheilhaft von der großen Masse seiner Landsleute unterschied, und einen äußerst angenehmen Reisegefährten abgab. Ich wich daher selten von seiner Seite, und suchte eine so seltene Gelegenheit gehörig auszubenten, um meine Kenntnisse vom Lande und dessen Bewohnern zu bereichern. Durch seinen langen Aufenthalt und lebhaften Verkehr mit den Eingeborenen wußte er Manches; doch fehlte es ihm an der tieferen Bildung und der lebendigen Theilnahme, um ein vollständiges und treffendes Bild entwerfen zu können. Was ich von ihm Wissenswerthes erfahren, werde ich in gehörigem Zusammenhange anführen. — Herr Péche, so hieß der Kaufmann von Bu-Sada, war nicht wenig stolz auf seinen Braunen, dessen glattes, wohlgenährtes Aeußere allerdings gegen unsere mageren Frohngäule vortheilhaft abstach; in der Schnelligkeit aber war der Vorzug eher auf Seite der letzteren.

Gegen 5 Uhr etwa sollte der bis dahin so schlanke, so lebhaftige Ritt auf eine höchst eigenthümliche Weise unterbrochen werden. Ungefähr drei Meilen von Mäla fließt der nördliche der beiden Flüsse, die aus dem Gebiete der Ued-Nail in das Hodna eintreten, unter dem Namen Wed-el-Scheläl in ost-süd-östlicher Richtung quer durch unseren Weg. Da wir auf dieser Reise schon so viele Gewässer ohne Beschwerde durchritten, so fürchteten wir uns auch nicht im mindesten vor diesem Flüsschen, zumal bei der andauernden Trockenheit der letzten Woche; wir spotteten fast der Warnungen des Herrn Péche. Allein als wir das Ufer erreichten, und statt des grauen Wassers auf Sand- oder Kieselgrund, wie bisher immer, nur eine breite, schwarze, schlammige Masse vor uns sahen, da wurden wir des Unter-

schiedes und der Gefährdung inne. Als einziges Mittel des Durchkommens erschien es, die Pferde mit aller Gewalt anzutreiben, damit sie nicht Zeit hätten, im Schlamm stecken zu bleiben. Der Franzose setzte zuerst hinein, und kam glücklich durch, ebenso der Engländer; Herr v. D., ein trefflicher Reiter, hatte schon mehr Mühe; ich selbst blieb mit dem Pferde stecken, brachte es aber mit Aufopferung meines Pfeifenrohrs, das ich auf ihm zerschlug, noch glücklich heraus; aber Herr v. C., der schwerste von uns allen, wurde mitten im Schlamm von seinem Renner abgesetzt, versank bis weit über's Knie, und entwand sich nur langsam und mühevoll den Umarmungen dieser zudringlichen Schlamm-Najaden.

Und welcher Aufzug, als er am Ufer wieder festen Boden gefaßt! Wir anderen hatten die Stiefel und den Rand der Beinkleider beschmutzt, ihm aber war von dem allzu freundlichen Flußgotte Scheläl ein neues Paar Beinkleider übergezogen worden, welche er nicht anders entfernen konnte, als durch Ausziehen der alten, an die sich jene fast unzertrennbar angeschlossen hatten. Nun ging es an ein Krazen und Wischen und Putzen; und da die Ufergewächse nicht gerade die tauglichsten Bürsten sind, so wollte das Reinigungsgeschäft gar nicht enden. Dabei durfte der Beschädigte auch für Spott nicht sorgen, unter dem ich ebenfalls mitzuleiden hatte; denn es hieß, meine Figur beim Zerschlagen des Weichselrohrs sei nicht wenig ergötzlich gewesen. Noch war übrigens die Gefahr durchaus nicht beseitigt: hatten wir auf unseren kräftigen Pferden schon solche Noth gehabt, was sollte aus den schwächtigen Maulthieren mit ihren gewichtigen Lasten werden, die sich eben dem verrätherischen Flusse näherten! Allein zu unserem Erstaunen kamen sie weit besser hindurch, als wir; ein neuer Beweis für die ausgezeichnete Behendigkeit dieser unscheinbaren Thiere!

Ueberhaupt konnten wir mit dem Erfolge unseres Ueber-

gangs noch wohl zufrieden sein; der Scheläl hätte unsere Bereſina werden können, wenn wir auch nur eine Stunde ſpäter ihn erreicht hätten; denn ſchon lagerte ſich die Dämmerung über die wüſte Fläche. Obgleich daher keins von unſeren Thieren einen Schaden genommen, ſo mußten wir doch jeden Gedanken aufgeben, in Bu-Eſada noch heute einzutreffen. Alſo galt es, den Patriarchen gleich in der Wüſte unſere Zelte aufzuſchlagen, und zum erſten Male unter dem beweglichen Leinen-Dach zu übernachten? O nein, denn in erreichbarer Entfernung, und nicht gar weit von dem direkten Wege, lag ein gaſtliches Karavanſerai, wohin wir ſogleich nach dem Flußübergang einen Maghſen von Miſla vorausgeſandt hatten. Wir wußten die ungefähre Richtung, und ritten eilends darauf zu; aber es ward immer dunkler und dunkler, und zuletzt zogen wir auf's Gerathewohl weiter. In ſolchen Fällen, ward uns geſagt, iſt es gebräuchlich, daß der gaſtliche Ort ein Reißigfeuer anzündet, um den Reiſenden die Richtung anzuzeigen. Aber nirgends war, zu unſerer Beſorgniß, ein ſolcher Leuchthurm auf dem unterſchiedsloſen Meere der Steppe zu erblicken.

Endlich ſtammte es gerade vor uns auf! Wie oft, wenn ich in dem ragenden Gebirge der Pyrenäen mit meinem engliſchen Gefährten, zu Fuß oder zu Pferde, tief in die ambroſiſche Nacht hinein meine Wanderung verlängert, und das dumpfe Brauſen der Waldbäche, das unheimliche Rauſchen der rieſigen Baumwipfel ein leiſes Bangen in uns hervorriefen, — wie oft hatte da nach ſtundenlangem Umherirren unter ſternenloſem Himmel, oder bei Regengüſſen und fernem Gewitter-Donner, endlich das Auftauchen eines freundlichen Lichtes unſer Auge erquickt, unſere Bruſt beſchwichtigt, als Botſchaft eines nahen Obdachs! So erfreute mich auch jetzt der Anblick der Feuersäule gen Süden. Der bedächtige Schritt ward in lebhaftem Trab verwandelt, und bald ſtanden wir auf einer geringen Anhöhe, wo das flackernde Feuer die

Mauern eines einzelnen Hofes und Hauses erhellten. Die Pferde und die bald nachkommenden Maulthiere mit dem Gepäck blieben draußen, während wir Europäer von dem graubärtigen Scheich und dessen Knaben in ein enges, kahles, aber geschütztes Gemach geführt wurden, auf dessen Boden wir es uns durch unsere Decken und Burnusse so bequem und warm als möglich machten. Die eingeborenen Begleiter nahmen in der anstoßenden Scheuer ihr Quartier.

So war denn für das Unterkommen leidlich gesorgt; aber wie stand es, bei der erschreckenden Leere unseres Magens, mit dem Unterhalt? Der Scheich erklärte, er habe durchaus Nichts im Hause; und da ihm unsere Ankunft kaum eine halbe Stunde zuvor bekannt geworden, so konnten wir ihm nichts anhaben. Denn dies Karavanserai, Banjun genannt, stand gänzlich vereinzelt, erst von den Franzosen zur Aufnahme der Reisenden zwischen Setif und Bu-Sfada erbaut; und der Leser wird wissen, daß die orientalischen Gasthäuser weder *table d'hôte* noch *à la carte* serviren, sondern die Verpflegung ganz den Schnappfäcken der Herren Reisenden überlassen. Bekanntlich sind die europäischen Hotelbesitzer so aufopfernd, daß sie das Essen unter'm Kostenpreise liefern, und sich nur am Getränke schadlos halten, was sie freilich nicht hindert, sehr reiche Leute zu werden. Da nun der Orientale keinen Wein trinkt, so ist diese Entschädigung unmöglich, und daher serviren die Herren Karavanserai-Wirthe lieber gar nicht. Wie oft habe ich auf meinen europäischen Reisen gewünscht, daß es auch bei uns so sein möchte; man könnte dann für die Hälfte Geld reisen, und verdärbe sich nicht so oft den Magen! Allein da es hier beim Hôtel Banjun keine Restaurationen, ja nicht einmal Bäcker und Fleischer gab, so erschien uns die lebensmittellose Einrichtung in weniger günstigem Lichte.

Indeß zu verhungern brauchten wir nicht; waren ja doch

unsere Vorräthe noch wenig angegriffen; und besonders galt dies von der Chokolade, die, Dank ihrer Festigkeit, der Auflösung in unseren Hängeförben entgangen war. Es wurde daher einmüthig beschlossen, heute Abend dies mexikanische Getränk zu bereiten; nur fehlte es uns dazu an folgenden Hülfsmitteln: Holz, Milch und Eier. Der Scheich versprach sein Möglichstes zu thun; verschiedene Boten wurden ausgesandt, wahrscheinlich die Gegend im Umkreis gebrandschaft, und siehe da, nach einer Stunde stand der Reisekessel des Franzosen auf dem flackernden Feuer des Kamins, indeß wir andächtig umherkauerten, mit dem Verzehren von Lhoner Wurst unsere Ungeduld beschwichtigend. Herr v. C., dessen angeborenes Kochtalent die Uebung preussischer Bibouacs in den Marken zu nicht gewöhnlicher Höhe entwickelt hatte, schürte und rührte mit wahren Berufseifer, der Knabe des Scheich brachte von Zeit zu Zeit neues Stroh und neues Reisig, gerade, wenn das alte eben im Verglimmen war; das fertige Getränk wurde in unsere Blechbecher vertheilt, und als wir diese an die Lippen gesetzt, erscholl ein allgemeines: Ah! der Bewunderung und des Entzückens.

Wir erwarteten unter den obwaltenden Umständen ein kaum genießbares Gebräue; und ich kann versichern, daß ich in meinem Leben keine herrlichere Chokolade getrunken, noch je zu trinken verlange. Bis auf den letzten Tropfen wurde der Labetrunk geschlürft, und aus vier Mündern und in drei Sprachen, der Shakespeare's, der Racine's und der Goethe's, erklang das Lob unseres unübertrefflichen Leibkochs. Denn zu dieser bedeutsamen Würde ward Herr v. C. durch Akklamation für ewige Zeiten erkoren; und ich muß hier schon bemerken, daß das direkte und allgemeine Stimmrecht in dieser Wahl seine Trefflichkeit glänzend bewährt hat: während der ganzen, folgenden Reise erhob sich nie auch nur der leiseste Tadel gegen den Erwählten dreier Nationen. Für mich aber hatte die heutige Chokolade noch eine

ganz besondere Bedeutung: nun war es gewiß, daß höhere Mächte an meinem Geburtstage Antheil nahmen, da er selbst in der afrikanischen Wüste, wie so oft im lieben Elternhause, mit dem Getränk des duftigen Cacaos gefeiert wurde! Wie ich unter dergleichen Betrachtungen und mit dem Gedanken an die fernern Meinigen entschlummerte, schildere ich mit den Worten eines Größeren:

Nuovo pensier dentro da me si mise,
 Del qual più altri nacquero e diversi:
 E tanto d'uno in altro vaneggiai,
 Che gli occhi per vaghezza ricopersi,
 E il pensiero in sogno trasmutai.

(Dante, Purgat. XVIII.)

Am letzten Tage des Jahres n. Chr. 1855, in welchem Sebastopol gefallen, und der freißende Berg des Orientalischen Krieges eine Maus geboren hatte — erhoben wir uns schon nach 4 Uhr von unserem Lager, frischten unsere Lebensgeister durch schwarzen Kaffee von der Hand des Herrn v. C. auf, und verließen, zugleich mit dem Gepäck, um 5 Uhr das Karavanferai (Serail, d. h. Haus der Karavanen) von Banjun. Es ist stets etwas wunderbar Ergreifendes um eine Wanderung am frühen Morgen, wenn noch die Nacht ihre dunkeln Fittiche über die Erde breitet, und doch der Wanderer, vom Schlummer erquickt, mit morgendlicher Frische dem nahenden Tage entgegenharrt. Der vorausgegangene Schlaf hat wie ein Lethestrom die Erinnerung an das Erlebte abgespült, und es ist dann, als trete man zum ersten Male in's Leben; Alles erscheint so neu, so jung, so unmittelbar, Weltgeist und Menscheng Geist berühren sich so innig! — Um wie viel feierlicher und gewaltiger mußte der heutige Eindruck sein, wo die Fremdheit der Umgebungen und der Verhältnisse die Seele noch mehr aus dem Alltagsgeleise emporhob!

Der bleiche Mond erhellte spärlich unseren Weg durch die öde Fläche, die nur niedriges, dünnes Gestrüpp bedeckte. Als es vollends Tag geworden, etwa drei Stunden nach unserem Aufbruche, sahen wir vor uns einen etwas erhöhten, wellenförmigen Streifen weißen Sandes, der in großer Länge zu beiden Seiten sich hinzog. Wir mußten ihn quer überschreiten, und fanden seine Breite viel bedeutender, als sie uns anfangs geschienen; der Durchzug mochte wenigstens dreiviertel Stunden dauern, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß die Pferde fast bei jedem Schritt in dem tiefen, lockeren Sande einsanken, und wir daher höchst langsam vorwärts kamen. Es wird bei den allgemein verbreiteten Ansichten über die Beschaffenheit der Sahara nicht wenig überraschen, wenn ich berichte, daß dies während der ganzen Reise die einzige wahrhafte Sandstrecke war, die wir überschritten; man wird mir wohl nicht übel nehmen, wenn ich hinzusetze: glücklicherweise: denn die etwaige Genugthuung, sich auf echtem Wüstenboden zu befinden (die man sich übrigens in Norddeutschland unschwer verschaffen kann), wird mehr als aufgewogen durch das langsame und mühevollen Fortkommen.

Wie schon bemerkt, war die Sandstrecke wellenförmig; sie war auch keineswegs gänzlich von Vegetation entblößt, sondern das Galfa (Schilfgras) stand an manchen Stellen sogar ziemlich dicht. Hier im Sande war der Weg durch unzählige Fußstapfen von Menschen, Einhufern und Kameelen breit und deutlich bezeichnet; doch suchten wir gern etwas seitwärts festeren Sandboden. Schon ehe wir dies Terrain erreicht, war es sehr warm geworden; auf dem Sande mußte ich den leichten Burnus ablegen, und benutzte den tunesischen Shawl, den ich um den Leib trug, statt des zer Schlagenen Pfeifenrohres als Reitpeitsche. — Nun erblickten wir ein hohes, weißliches Fort auf kahlem Bergvorsprung, und gegen 9 Uhr befanden wir uns am Ufer

eines hellen Flusses, umgeben von unzähligen, schlanken, grünwipfligen Palmen; seitwärts ein Hause von Lehmhäusern. Das war Bu-Sfada; und der herrliche, üppige Anblick, gehoben durch den vollen Glanz der Morgensonne am azurblauen Himmel, entsprach diesmal vollkommen der Vorstellung einer Dase inmitten der Wüste, und dem Namen des Ortes, der da bedeutet: Vater der Glückseligkeit!

Angeichts der Palmengärten, die mit hohen, weißen Mauern umgeben waren, durchritten wir ohne Mühe das Kieselbette des seichten, aber klaren Flüsschens, zogen rechts an den Gärten vorbei, kamen durch ein unscheinbares Thor in eine enge Gasse, und befanden uns endlich auf einem sehr großen Platze, dessen Regelmäßigkeit und Sauberkeit ausnehmend gegen die Straßen abstach. Derselbe bildete ein sehr längliches, rechtwinkliges Viereck, wovon zwei Seiten durch große, zweistöckige und weißbetünchte Gebäude eingenommen wurden; die vierte, schmale Seite war offen, und ließ die Aussicht auf eine öde Fläche, hinter der sich sehr schnell die nackten Berge erhoben; zur Seite einige Palmen. Wir hielten vor dem Hause, das die andere schmale Seite einnahm, und durch einen ziemlich großen Waarenladen nach europäischer Art, sowie durch eine kleine Veranda sich von den übrigen unterschied. Eine Frau mit einem Knaben, und mehrere Diensthoten drängten sich aus der Thür, und begrüßten unseren französischen Begleiter. „Das ist mein Haus,“ rief Herr Pêche sehr vergnügt, und bat uns, vor unserem Besuche auf dem Fort ein wenig bei ihm auszuruhen, und ein kleines Frühstück anzunehmen. Obgleich wir uns nicht gern von einem fremden Menschen verpflichtet ließen, so wurde die Bitte so freundlich vorgebracht, daß wir sie nicht ausschlagen konnten; auch hatte ja unser jehiger Wirth das gestrige Abendbrod mit uns getheilt.

Wir traten also in ein geräumiges Zimmer zu ebener Erde,

die Fenster nach dem Plaze zu; seit Annale war es die erste europäisch-behåbige Wohnung, die wir betraten. Die Möbel, die Gardinen und Rouleaux, die schlechten Lithographien an den Wänden, die Blumentöpfe, die Kissen von Frauenhand gestickt, und tausend Kleinigkeiten versetzten vollkommen in das Wohnzimmer eines Krmers in einer französischen Provinzialstadt. Herr Pche stellte uns seiner weder schönen, noch ansprechenden Frau vor. Weit mehr interessirte uns ein kleines braunes Mädchen mit herrlichen schwarzen Augen, und in arabischer Tracht. Sie kam mit dem dicken Knaben des Wirths in's Zimmer, und war nicht gar schüchtern gegen uns, so daß wir ein wenig französisch mit ihr plauderten. Die Kleine mochte 7 bis 8 Jahre zählen, und war das Kind eines eingeborenen Nachbars; Herr Pche berichtete uns, sie sei die unzertrennliche Gespielin seines Shnchens, und fast beständig in seinem Hause. Aber sehr bald müſste das Verhältniß aufhören; denn zu 10 Jahren würden die Mädchen hier reif, und gewöhnlich schon in diesem Alter verheirathet; die Zurückhaltung im Hause beginne aber noch früher. So sollte denn das liebliche Wesen, das so frei und unbefangen, mit seinem sanften Gesichtschen, um uns herumspielte, in kurzer Zeit der Verdampfung einer orientalischen Häuslichkeit anheimfallen, und wenn ihr jeziger Gespieler noch mit Kreisel, Peitsche und Bilderbuch sich die Zeit vertriebe, sollte sie schon Kinder gebären, stillen und abwarten!

Die unbedingten Bewunderer der sogenannten allweisen Weltordnung mögen mir erklären, zu welchem höheren Gute die Frühreise des weiblichen Körpers im Sünden dienen soll: ich kann bei reislicher Ueberlegung in diesem ungeheuren Zwiespalt des Leibes und der Seele nur Widerspruch und Verderben finden. Ja, ich erkenne darin eine Hauptquelle der südlichen Entartung, durch welche die herrlichsten Zonen der Erde zu Wohnsen elender Knechte geworden. Heeren bezeichnet die Polygamie als die

Ursache des orientalischen Despotismus; dies ist schon deshalb unmöglich, weil nach den neueren Erfahrungen die fast gleiche Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts beim Menschen ein unverbrüchliches Naturgesetz ist: die Polygamie also, was auch die gründliche Forschung lehrt, immer nur als Ausnahme auftreten kann. Aber indem Heeren die Grundlage des Despotismus in den abnormen Verhältnissen des weiblichen Geschlechts suchte, war er jedenfalls auf der richtigen Fährte; nur hätte er statt der Vielehe die Frühehe anklagen sollen.

Bei dem schnellen Verblühen und dem heißen Blute der südlichen Weiber ist es geboten, sie im Augenblicke der erlangten Körperreife zu verheirathen. Aber der Geist hat nicht gleichen Schritt mit dem Körper gehalten: daher muß erstens die Liebe eine fast ausschließlich sinnliche sein; zweitens das Ehebündniß ohne Wahl der jungen Leute, nur durch den Willen ihrer Eltern geschlossen werden; drittens die Erziehung ihrer Kinder höchst unvollkommen geschehen; viertens das Weib vom Manne verachtet und geknechtet werden — denn so lange jenes schön ist, fehlt ihm der Verstand; und sobald es Verstand erlangt hat (natürlich auch dann nur in geringerem Grade), ist Schönheit und Anmuth verloren! In der ersten Zeit ist strengste Bewachung nöthig, da keine sittliche Liebe, kein gereiftes Bewußtsein das junge Weib von der Sünde zurückhält; und in der späteren Zeit wird das einmal Bestehende beibehalten; auch ist alsdann zu fürchten, daß die Frau, nicht mehr vom Gatten geliebt, bei Anderen Entschädigung sucht. Daher Vereinzeln der Familien, Verhinderung der wahren Geselligkeit, welche beide Geschlechter durch einander erhebt und veredelt!

Doch es würde mich viel zu weit führen, wollte ich die ganze Reihe der Folgen herzählen mit denen der einzige Umstand der Frühreife die südliche Gesellschaft verderbt. Sie fallen zunächst auf das Weib, diese holde Krone der Schöpfung, die

sie zum Fußschemel herabwürdigen. Aber zu eng und allseitig ist ja die Solidarität zwischen den beiden Geschlechtern, als daß nicht die Entwürdigung des einen die des andern unvermeidlich nach sich zöge. Mißhandelt und knechtet der Mann das Weib, so wird er dadurch nicht etwa, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, trohiger, selbstständiger, muthiger: nein, er läßt sich um so leichter vom Fürsten, vom Priester, vom Fremden unterjochen, und auf's äußerste tyrannisiren. Er ist ja nicht allein der Mann und Gebieter des Weibes, er ist auch ihr Sohn und Zögling, und überkommt so die leiblichen, geistigen und sittlichen Gebrechen der entarteten Mutter. Und andererseits, selbst als Eheherr gewöhnt er sich durch sein blindes, willkürliches Gebieten an das jedes Andern, den er für stärker erkennt, als sich selbst. So führt also die Frühreise des Weibes, wenn auch indirekt, doch unvermeidlich zur allgemeinen Knechtschaft.

Und wer mit Montesquien und Heeren der Polygamie einen großartig-verderblichen Einfluß zuschreibt (den ich nicht leugne, sondern nur abschwäche), der bedenke, daß die Polygamie selbst wesentlich eine Frucht der Frühreise und des Frühverblühens ist. Da bei solcher die Liebe nur sinnlich, und der herrschende Mann weit länger seine Triebe, als das dienende Weib seine Reize, behält, so ist es natürlich, daß jener ein zweites, jüngeres Weib dazu nimmt, und so fort, so lange, als Kraft und Vermögen ausreichen. Es steht fest, daß ein Privatmann im Orient selten oder nie zwei Weiber zu gleicher Zeit heirathet; und selbst die Zahl Vier, die Mohammed seinen Anhängern gestattet, scheint auf jenen Umstand gegründet zu sein.

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Der hervorragendste Charakterzug des Orients ist in jeglicher Sphäre des Lebens das Beharren beim Alten. Er ist ihm mit der vernunftlosen Natur gemeinsam, deren Erscheinungen sich heute wiederholen, wie vor vielen tausend Jahren. Der unreife Geist ist auch der

unfreie, der den gleichbleibenden Naturgesetzen fast ebenso unbedingt gehorcht, wie die Thierseele. Werden daher die Menschen noch in ihrer geistigen Kindheit geschlechtlich selbstständig, Familienväter und Mütter, so ist es leicht begreiflich, daß sie beim Alten, d. h. beim rein Natürlichen, beharren; denn mit der Gründung einer Familie pflegt die Entwicklung im Ganzen stille zu stehen. Die Orientalen haben kein Jünglings- und Jungfrauen-Alter, das ist ihr Unglück; vom Knaben werden sie gleich zum Manne, vom Mädchen zum Weibe. Damit entgeht ihnen die unschätzbare Zeit des Ideals, des Ausloderns, der wirklichen Freiheit zwischen zwei Knechtschaften, der Kindheit und der Elternschaft. Das ist die Zeit der Saat für alles Edle und Große, der Saat für das immer neue Blühen und Fruchttragen des occidentalischen Völkerlebens. Darum überhebe sich der Europäer nicht seiner Freiheit, seiner Energie, seiner Bildung; er ist nur der Günstling der Natur, die ihn, wie eine einsichtsvolle Mutter, durch richtige Mischung von Milde und Strenge zum tüchtigen Menschen erzogen. Und dergestalt entscheiden einige Jahre der menschlichen Körperentwicklung über das ewige Schicksal der Nationen, über Sittlichkeit, Freiheit und Bildung! —

Nach dem Frühstück begaben wir uns, nur ein wenig gebürstet und gekämmt, hinauf auf das Fort, zum Bureau arabe. Der Ausgang war steil, doch nicht sehr hoch; der einzige Zutritt ging über eine Zugbrücke durch ein wohlverwahrtes Thor, das in den schmalen Hofraum führte. Das Fort von Bu. Esada ist an den nackten, steilen Felsenvorsprung rechts hinter der Stadt gleichsam angeklebt; es ist daher sehr schmal, aber die Mauern von ausnehmender Höhe. Es wurde 1852—53 in achtzehn Monaten von den Franzosen erbaut. Da fast die ganze Besatzung zur Expedition nach Tuggurt ausgezogen war, und erst am 2. Januar zurück erwartet wurde, so fanden wir nur einen

einzigem Officier, einen Unter-Lieutenant vom Bureau arabe, mit dem wir denn auch unsere Angelegenheiten verhandelten.

Die Pferde und Maulthiere, nebst deren Treibern, mußten von hier nach Numale zurückgesandt werden; es galt, uns neue zu verschaffen. Dies, meinte der Lieutenant, würde im jetzigen Augenblicke schwer halten, da der Heerzug nach Tuggurt so viele Lastthiere in Anspruch genommen; wir möchten daher jedenfalls die Rückkehr der Colonne erwarten. Ich für meine Person wäre herzlich gern auf diesen Vorschlag eingegangen: man hatte uns von der glänzenden „Fantasia“ *) erzählt, die beim Einzug von sämtlichen Häuptlingen des Bezirks und deren Gefolge ausgeführt werden würde; was konnte glänzender, was merkwürdiger sein, als mit dem Anblicke eines solchen Schauspiels das neue Jahr einzuweihen? Von den Zurückkehrenden hätte ich außerdem viele Nachrichten über die ferne Sahara und die südlichsten Oasen, die noch so unbekannt sind, erhalten; und die Zeit bis zur Ankunft wäre mir in dem interessanten Bu-ESada nicht zu lang geworden. Allein meine Gefährten, deren Grund zur Eile ich schon angeführt, ertrugen den nothwendigen Aufenthalt von Einem Tage schon schwer genug; in längeren Verzug wollten sie durchaus nicht willigen. So ward die Abreise auf den folgenden Mittag festgesetzt.

Noch eins muß ich nachholen. Wir hatten in Numale den Zug nach Tuggurt erfahren, und sogleich war die Lust in uns entbrannt, wo möglich bis an diesen äußersten Punkt Algeriens vorzudringen. Man hatte dies als möglich dargestellt, wenn

*) Diesen Ausdruck haben die Araber dem Spanischen entnommen, und bezeichnen damit ihre eigenthümlichen Volksfeste, die den mittelalterlichen Turnieren sehr ähnlich sind. Ueberhaupt muß jedem Reisenden von Bildung die außerordentliche Uebereinstimmung der algerischen Sitten und Zustände mit denen unseres Mittelalters auffallen.

wir es so glücklich träfen, daß von Bu-Sfada eine Proviant-Colonne zur Expedition abginge. So waren wir also bis hierher in der sehr unbestimmten, aber doch spannenden Aussicht auf eine große Erweiterung unserer Wüstenfahrt geritten; die fünfzehn Tagereisen durch beständige Einöde machten uns wohl bedenklich, vermochten aber die Lust nicht ganz zu unterdrücken. Hier nun ergab sich die reine Unmöglichkeit unseres ausschweifenden Planes; denn an eine Reise nach Tuggurt ohne militärische Gelegenheit war schon mit Rücksicht auf die französische Erlaubniß nicht zu denken. Uebrigens grämte sich keiner von uns ernstlich, hatten wir ja auch so noch eine weite und seltene Reise vor uns. Und was mich betrifft, so entstand schon jetzt der Gedanke in mir, meine Gefährten in Biscara zu verlassen, und so weit nach Süden vorzudringen, als irgend möglich wäre.

Nach geschehener Verabredung führte uns der Lieutenant im Fort umher. Auch hier standen etwa sechs Beschäler zum Gebrauch der umwohnenden Stämme. Der Lieutenant selbst behauptete, fünf eigene Pferde im Stalle zu haben, was uns jedoch kaum glaublich erschien. Ueber eine steile Felsstreppe, an der mit Schießscharten versehenen Mauer entlang, kamen wir auf die obere Terrasse, wo sich eine weite und herrliche Aussicht auf die Stadt, die Dase und das ganze Hodna eröffnete. — Beim Hinabsteigen theilte unser Führer uns mit, daß nur ein einziges Wirthshaus im Orte wäre, mit dessen geringer Bequemlichkeit wir fürlieb nehmen möchten: es stehe am großen Plage, und gehöre einem Herrn Pêche, der zugleich Kaufmann sei. Komisch überrascht sahen wir uns an: wir mußten über unsere Verlegenheit, das einfache Frühstück anzunehmen, über unsere verbindlichen Danksayungen lächeln. — Nachdem wir dann Herrn Pêche die Anordnung des -Bureaus gemeldet, führte er uns über den schmutzigen Hof eine äußere Holzstreppe hinauf zu einer Gallerie

des Seitengebäudes, wo zwei geräumige, aber kahle Zimmer uns aufnahmen.

Als wir uns zum ersten Mal wieder in einen Spiegel sahen, glaubten wir fremde, wilde Gesichter zu erblicken, so schwarz und struppig hatte uns der Mangel an Waschwasser und Seife, und sonstiger Toilette gemacht. Welcher Hochgenuß, als die Waschbecken kamen, die reine Wäsche und die geputzten Kleider und Schuhe angelegt wurden! Einige von uns ließen sich auch den Bart scheeren und das Haar schneiden; beides besorgte ein nicht mehr junger Soldat, der als Garnison-Friseur fungirte. — Ehli!, der brave Ehli!, strengte sich über die Maßen an, um all die Handthierungen zu vollbringen, die ihm als Hausknecht, Kammerdiener, Gepäckverwalter und Gentleman oblagen. Ja, er fühlte sich auch als „Gentleman“, der gute Ehli!; nachdem er vier Paar Stiefel, Beinkleider, Röcke u. s. w. für seine Herren gründlich gereinigt (eine Arbeit, des Herakles nicht unwürdig), erschien er plötzlich in sauberem maurischen Anzug, den großen Kopf frisch geschoren, das grobe Gesicht so rein gewaschen, wie nur möglich, und mit einem Ausdruck des Selbstbehagens, der wirklich beneidenswerth war. Ohne Zweifel gedachte er, der feine Mann aus der Hauptstadt, die Töchter der abgelegenen Dase im Sturm zu erobern. Auch der galante Achmed erschien, und Beide baten um Geld, sich zu erlustigen, das wir ihnen auch gern gewährten.

Uns selbst holte Nachmittags der Lieutenant zum Befehen der Dase ab. Jenseit des großen Platzes ging es linker Hand in eine Vertiefung hinab, wo unter einzelnen Palmen Zelte von französischen Husaren und Beduinen aufgeschlagen standen; die letzteren waren schon zum Empfang der Colonne, zur Fantasia, herbeigekommen. Es herrschte ein buntes Treiben. Nicht weit davon zeigte sich die Kubba des Sidi Ibrahim, die einzige von Bu-Sjada, von dunkelgelber Farbe, und ganz in der Größe und

Bauart der Kubbas von Mjila. Wie freute ich mich, als unser Führer bemerkte, wir könnten hineintreten; aber wir sahen nichts, als einen schmalen Gang und eine kleine Wölbung, deren Boden ein Teppich bedeckte. In einer katholischen Kapelle wird doch wahrlich den Sinnen des Andächtigen, wie des Neugierigen, weit mehr geboten!

Von hier wurden wir in einen Palmen-Garten geführt; diesmal aber nicht so unbequem, wie in Mjila, sondern durch eine vollständige Oeffnung in der niedrigen Lehm-Mauer, die auch bei Bu-Sjada jeden Garten umgiebt. Die Dattelpalmen standen hier unvergleichlich häufiger, als in der ersten Oase; sie bilden gewöhnlich einen Ring um den Garten, und lassen die Mitte für die anderen Fruchtbäume und für die Gemüse frei. Der ganze Boden ist mit größeren und kleineren Rinne durchzogen; häufig bilden die Gemüsebeete ein wahres Netzwerk winziger Rinnechen, wodurch das Wasser jeden Zollbreit Land befeuchtet, ohne doch die ganze Oberfläche zu überschwemmen. Auch hier ist ein Fluß der große Befruchter der Oase, derselbe kommt aber nicht aus dem Tell, sondern von den südwestlichen Steppenhöhen. Sein Wasser wird oberhalb in Canäle abgeleitet, die sich nach den einzelnen Gärten verzweigen. Natürlich ist die Bewässerung keine beständige; weder würde die geringe Wassermenge des Fließchens dazu ausreichen, noch auch vermöchte die Vegetation die fortwährende Feuchtigkeit zu vertragen. Vielmehr erfolgt nach altem Recht und Herkommen zu gewissen Zeiten der Einlaß des Wassers in die Gärten, für jeden eine bestimmte Anzahl von Stunden; und es läßt sich denken, wie eifersüchtig die Eigenthümer über die Vertheilung dieses Lebensbedürfnisses wachen.

Bei der Verschiedenheit der Wassermenge in den verschiedenen Jahren kann übrigens kein Fixum, sondern nur eine annähernd gleichmäßige Proportion für jeden Garten bestehen, und an

Streitigkeiten mag es daher nicht fehlen. Es sind sicherlich Vertrauenspersonen, die das wichtigste öffentliche Geschäft der Dase besorgen. Bekanntlich besitzt die großartigste künstliche Bewässerung aus einem Flusse das Königreich Valencia, der Garten von Spanien; und hier entscheiden noch heute drei Männer, von und aus den sämtlichen Grundbesitzern gewählt, die in Volkstracht auf offenem Markte sitzen, alle Streitigkeiten über die Wasservertheilung, mündlich und ohne Appellation. Wahrscheinlich ist dies noch eine Gewohnheit aus der blühenden Araberzeit, da ganz Spanien einem wohlbewässerten Garten gleich!

In dem Palmengarten Bu-Sjada's verabschiedete sich der Lieutenant von uns, mit der Einladung zum Diner in unserm Hotel; bis dahin möchten wir nach Wohlgefallen die Dase durchstreifen. Wir kamen alsbald an das Ufer des Flüsschens, und traten mitten in sein halbtrockenes Kieselbette. Hier wurden wir durch einen Anblick überrascht, dessen Neuheit und wunderbare Schönheit uns tief ergriffen. Zu beiden Seiten des Flußbettes erheben sich, so weit das Auge reicht, in dichten Gruppen die wunderschönsten Palmen, große von unbeschreiblicher Schlankheit, theils sanft geneigt, theils kerzengrade in die blaue Luft ragend, — und kleine mit dichten, gelben Dattelnbüscheln, und vielkranzligem Stamme. Der Grund, aus dem sie hervorstachen, besteht aus frischgrünen Gemüsebeeten, sorgsam durch hundert kleine Canäle bewässert. Das leicht gewundene Flußbett, und die üppigen Ufer an beiden Seiten beleben einige bräunliche Kameele, badende Dase-Knaben, und waschende Mädchen und Frauen, die ihr einziges, schmutziges Gewand mit silbernen Agraffen an der Schulter zusammenhalten. Dort trinken zwei blaugekleidete, rothbemühte Turcos; hier verrichtet am Fuße einer Palmengruppe ein Eingeborener mit weitem Burnus sein Gebet, in tiefen Verbeugungen und brünstigem Niederfallen. — Während unser drei sich auf großen Steinblöcken inmitten des Flußbettes

niedersehten, und den wundervollen Anblick der Palmen mit dem Bleistift festzuhalten suchten (was dem Engländer entschieden am besten gelang), schlenderte Herr v. C. ziemlich gleichgültig umher, und bemerkte die große Ähnlichkeit zwischen der Form einer Palme und der eines umgedrehten Reisbeseus. So verschiedenen Eindruck vermag derselbe Gegenstand hervorzubringen!

Wir gingen, meist von einem Stein zum andern springend, den Fluß aufwärts, und ergöhten uns an den immer neuen Gestaltungen der Baumgruppen und der ganzen Landschaft. Es war gut, daß die elenden Lehmhütten vollständig verdeckt waren, und daß selbst die unschöne Regelmäßigkeit und Vegetation der Gärten kaum hervortrat. So befanden wir uns in einem wahren Haine von Palmen, und die kahlen, schroffen Berge, die im Hintergrunde hervorragten, ließen uns die liebliche Ueppigkeit des Palmenthales um so stärker empfinden. Allmählig aber verengte sich Thal und Garten immer mehr, und zuletzt trat ein schroffer, sandiger Abhang unmittelbar bis an das linke Ufer des Flusses. Nachdem ich zum Andenken nicht ohne Mühe eine ganz kleine Dattelpflanze, deren tiefe Wurzel ich bewunderte, aus dem Sande gezogen und in mein Löschpapier-Büchlein gelegt hatte, erklimmte ich mit Herrn v. C. den steilen Abhang. Dieser ging alsbald nach der Stadt zurück, und überließ mich allein dem prachtvollen Anblick der über Stadt und Dase untergehenden Sonne.

Von meinem erhöhten Standpunkte beobachtete ich, daß die Stadt, aus lauter viereckigen Lehmhäusern bestehend, theils einen sanften Hügel hinaufgebaut ist, theils im Grunde liegt. Auch verfolgte ich ungehindert die Richtung des üppigen Gartenthals; in der Ebene angekommen, biegt es nach zwei Seiten auseinander, und der grüne Streifen seiner Palmen bildet einen herrlichen Gegensatz zu der gelben und grauen Wüstenebene, die sich von hier viele Meilen weit bis an die lichtblaue Bergkette erstreckt, durch deren Paß wir in die Sahara eintraten. Der

Rücken dieses Gebirges vermischte sich mit den rosa-glühenden Wolken über ihm; ein röthlicher Glanz spielte strichweis über die weite Fläche. — Hinter der Stadt erhebt sich ein Felsenberg ganz isolirt in abgerundeter Gestalt, und von dunkelbräunlicher Farbe. Aehnlich erscheinen auch die schroffen, nackten Bergzüge zur Linken, mit geradlinigem Kamm und stumpfwinkligem Absturz. An einem Vorhügel von ihnen liegt das stattliche Fort. —

Alles Fremdartige reizt; wenn es sich aber mit dem Heimischen und Gewohnten zu einer seltsamen Mischung verbindet, so werden beide gleich mächtige Seiten der Menschennatur befriedigt: die Sucht nach Neuem und der Hang zum Alten. So war es besonders frappant mit dem heutigen Sylvesterabend in der Wüste. Ueber 300 Meilen von der Heimath, in einem Lande ohne Winter, ohne Heilige, und dessen Neujahr, mit der Flucht des Propheten von Mekka nach Medina, in den Sommer fällt — sollte es uns dennoch an Glückwünschen, an Schmaus, an geistigem Getränk, an lustiger Unterhaltung, ja selbst an Musik und Tanz sollte es uns nicht fehlen! — Die wenigen anwesenden Officiere, mit Einschluß des Garnison-Arztes, bewirtheten uns in der großen Stube des Gasthauses. Das Essen auf europäische Art ließ Manches zu wünschen übrig; es gab, wie gewöhnlich, schlechten Rothwein dazu; als aber zum Schluß der Tafel ein Paar dickbäuchige Champagner-Flaschen ihre Aufwartung machten, konnten wir den guten Willen unserer Wirthe nicht verkennen. Mit dem schäumenden Getränk stießen Franzosen, Deutsche und Engländer auf ein allerseits glückliches Neujahr an, und bezeichneten dadurch den engen Zusammenhang des christlichen Occidents. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft; der Bericht unseres Flußüberganges erregte viel Lachen, und die Stimmung war so sylvestermäßig, als sie unter Fremden, ohne Feuer im Kamine oder Ofen, und ohne dampfenden Punsch nur sein konnte.

Nach aufgehobener Tafel überraschten uns die Militärs mit dem Vorschlag, in ihrer Gesellschaft das Café Maure am anderen Ende des Großen Platzes zu besuchen. Ich hatte dort schon am Tage eine Tasse Kaffee getrunken, und nichts besonders Merkwürdiges darin entdeckt. Jetzt wurden wir an der Seite eine Treppe hinaufgeführt, und traten auf einen geräumigen Balkon, roh von Holz erbaut, und mit Stühlen versehen. Von hier überblickten wir bequem den ganzen Raum des großen Saales; oder vielmehr, wir hätten ihn überblickt, wenn nicht die dicke Tabaksqualm-Atmosphäre einen wahren Nebelvorhang über ihn ausgebreitet, und zugleich unsere Augen förmlich gebeizt hätte. Trotz der geringen Höhe und meiner scharfen Brille erkannte ich keine Gestalt deutlich; ich erkannte nur, daß viel zu sehen war, ging daher in's Wirthshaus zurück, und holte die Operngucker.

Nun machte sich's besser. Die Decke des viereckigen Saales wurde von mehreren sehr dicken Pfeilern getragen; der Anstrich des Ganzen war weiß, der Boden von Gyps, die Beleuchtung spärlich. Hunderte von Eingeborenen in weißlichen Burnus kauerten die Wände entlang und um die Pfeiler in stummen Gruppen, ihr schwarzes Lieblingsgetränk in kleinen Tassen schlürfend. Noch in keiner Stadt Algeriens, selbst nicht in der volkreichen Hauptstadt, hatte ich auch nur annähernd einen so mächtigen Saal, eine so gedrängte Versammlung gesehen. Bu-*Esada* zählt etwa 3000 Seelen; selbst die Fremden eingerechnet, konnten von der waffenfähigen Mannschaft des Orts nicht viele abwesend sein. Und noch immer drangen neue Gestalten herein, die Diener des Café's waren in fieberhafter Thätigkeit. Sollte es wirklich nur das schwarze Getränk sein, das die ganze männliche Bevölkerung hier versammelte?

Plötzlich erschallt, aus der dunkeln Ecke uns schräg gegenüber, eine grelle, seltsame Musik von Tambourin und Pfeifen,

und zwei geschminkte Tänzerinnen, in weiten, gestreiften Gewändern, Arme und Beine mit dreifachen, silbernen Spangen belastet, silberne Dolche im Gürtel und schwere silberne Ketten um die Brust, bewegen sich schwebend und gemessen vorwärts, und beginnen eine seltsame, fremdartige Pantomime, mit Tücherwinden und Armeschwenken, mit Niederbeugen und im Kreise Drehen. Ihnen folgt eine Solotänzerin in weißem Gewande, dann wieder zwei, und so fort, und die Musik betäubt mit dem ewigen Einerlei ihrer grellen, melodiösen Klänge. Die Tänzerinnen saßen alle auf einer Erhöhung der uns gegenüberstehenden Wand; zum Tanzen hatten sie aber nicht etwa eine Art Bühne, oder wenigstens einen abgesonderten Platz des Saales, sondern sie bewegten sich tanzend in dem ganzen Raume, zwischen den kauenden Männern herum, die also den Genuß hatten, die üppigen Formen und wollüstigen Bewegungen ganz in der Nähe zu studiren. Uebrigens ließ sich aus der großen Versammlung kein Ruf, kein Klatschen des Beifalls hören, ja man bemerkte kaum eine gesteigerte Aufmerksamkeit. Wir fragten natürlich unsere Begleiter, was es für eine Bewandniß mit diesen Auführungen habe. Man berichtete uns ohne Zögern, wie folgt.

Der Commandant von Bu-Sfada, Oberst P., ein lebenslustiger Herr, hatte den Aufenthalt in der einförmigen Dase doch gar zu trist gefunden, und daher auf ein Mittel gedacht, sich die Genüsse der heimischen Hauptstädte so weit als möglich auch hier zu verschaffen. Was er ersann, ist entschieden ein Meisterstück administrativer und finanzieller Geschicklichkeit. Er veranlaßte nämlich den Bau dieses großartigen Cafés, und ließ denselben einige vierzig Freudenmädchen attachiren, deren eine bedeutende Zahl zugleich Tänzerinnen sind. Natürlich hat der Herr Oberst, außer dem Schauspieler eines zahlreichen Ballets, auch die Vorhand für andere Genüsse, und unter Vierzigen finden sich doch gewiß ein Paar, die den kühnsten Ansprüchen genügen.

Aber dafür subventionirt doch dieser französische Pascha wenigstens das Etablissement, wie die Fürsten Europas ihre Hof-Theater? Keineswegs, der Oberst genießt fürstlich — auf Kosten seiner französischen und afrikanischen Untergebenen.

Das Café gehört einem Sohne des Raids von Bu-Sfada, der es für 200 Francs monatlich an einen Juden verpachtet; und der Jude macht monatlich noch wenigstens 200 Francs reinen Gewinn, obgleich die Tasse Kaffee nur 2 Sous (etwa 10 Pf.) kostet; so stark ist der Zudrang. Die Tänzerinnen aber braucht das Etablissement gar nicht zu bezahlen, eher empfängt es von ihnen Abgaben, denn der Tanz ist ja nur das Klappern des eigentlichen Handwerks. Man wird nach dieser Beschreibung mit mir den staatsmännischen Scharfsinn des Obersten höchlich bewundern; die schwere Aufgabe, Steuern zu erheben, die der Bürger aus freiem Willen, ja als eine Wohlthat bezahlt, hat er unter den schwierigsten Verhältnissen und auf die originellste Weise gelöst. Er hat Stadt und Dase Bu-Sfada mit einer großen Merkwürdigkeit geschmückt, und darin, in zeitgemäßer Modifikation, die Amphitheater seiner römischen Vorgänger nachgeahmt. Er hat auf echt nationale Weise selbst das Vergnügen, selbst die Ausschweifung centralisirt, und überwacht es persönlich mit einer Schaar Officiere von der Höhe des Balkons, und erspart dadurch ein Paar Polizisten. Er hat sich als toleranter Beschützer aller Glaubensbekenntnisse und Nationalitäten bewährt, denn selbst zufrieden mit dem Rahme des Genusses, hat er die Milch des materiellen Gewinns den Muhammedanern und den Juden großmüthig überlassen. Es lebe der Oberst P.! —

„Aber bis jetzt haben Sie noch gar nichts gesehen,“ sagte uns einer der Officiere, „diese Tänzerinnen sind nur Stümper; aber eine Jüdin ist darunter, das schönste Weib, und eine vollendete Künstlerin. Wir haben sie neulich auf meiner Stube

ihren Tanz aufführen lassen, und waren entzückt. Sie werden sie sehen, meine Herren, und selbst urtheilen. — Doch nein, ich besinne mich, das arme Mädchen ist krank geworden, und wird nicht auftreten. Es ist wirklich jammerschade!“ Wir stimmten natürlich in choro in das freundliche Bedauern ein. Plötzlich rief unser Begleiter: „Ah, da ist sie ja doch; sehen Sie nur diese wundervollen Bewegungen!“ Diese Bewegungen bestanden hauptsächlich im tollsten Verdrehen der Hüftengegend; meine Laien-Augen erblickten darin nur Widriges: man muß auch in solchen Dingen Habitué sein, um die Reize des Haut-goût zu schätzen. Die Gesichtszüge der entarteten Tochter Israel's vermochte ich durch den immer dichter werdenden Tabaksqualm nicht zu erkennen; die algerischen Südinnen (wie auch die marokkanischen und tunesischen) gelten allgemein für sehr schön; ein Urtheil, das ich als vielfacher Augenzeuge leider nicht bestätigen kann. Wohl aber werden sie durchschnittlich pikanter sein, als die muhammedanischen Weiber.

In der Stadt Algier, wo eine übermäßige Judenzahl lebt, daher viele im größten Elend, sollen sich zahlreiche Prostituirte unter den Südinnen finden (weit mehr aber noch unter den Maurinnen); hier, in den Dafen, bilden jüdische Dirnen eine seltene Ausnahme. Fast sämtliche größere Dafenstädte, Biscara, Tuggurt, Gardaja u. s. w. enthalten nämlich förmliche Quartiere von Buhldirnen; an allen lebhaften Handelsplätzen häuft ja auch die feile weibliche Waare sich auf! Die meisten aber stammen nicht aus der Dase, sondern sind die Töchter und Frauen einiger Kabylen- und Araberstämme (die letzteren Saharier), unter denen der große und mächtige, aber arme Stamm der Ued-Nail voransteht. Gerade wie ihre Kameele, so vermietthen die biedereren Söhne der Wüste auch ihre Weiber gegen guten Lohn an die fremden Kaufleute. Ihre Quartiere sind gewöhnlich außerhalb der Stadt, wo sie ganz für sich wohnen.

Nach einigen Jahren, sobald die gewünschte Summe zusammengekommen, kehren sie zu ihrem Duar zurück, und werden dort nun womöglich höher geschätzt, als früher; sie gehen wieder zu ihrem Manne, oder treten nun erst in die Ehe.

Dr. Guyon *) stellt die Sache, hauptsächlich nach Daumas, etwas anders da. Die Mehrzahl der kabyllischen und arabischen Stämme des Innern verkaufen die Keuschheit ihrer Frauen an die Durchreisenden, Kaufleute, Soldaten, Pilger; worüber schon im Jahre 1709 ein frommer Reisender, Mula-Ahmed, seinen Tadel ausdrückte. Die von mir erwähnten Quartiere bei den Dasenstädten würden aber, ohne Veranlassung der Männer, freiwillig von den Weibern aufgesucht: dieselben lebten dort gemeinschaftlich und pflanzten sich sogar auf Amazonenart fort, indem sie nur die weiblichen Kinder bei sich aufzögen, die männlichen aber zu ihren heimischen Stämmen schickten. Guyon findet die Ursache der algerischen Prostitution in der großen Armuth, die bei den meisten Stämmen herrscht.

„Man berichtet,“ schreibt ein französischer Arzt, „daß Abd-el-Kader beim Antritt seiner Herrschaft diese Gewohnheit abschaffen wollte, und daß sie auch während eines Jahres aufhörte. Leider fiel aber in dieses Jahr eine große Theuerung. Die Uled-Nail glaubten darin die Hand Gottes zu sehen, der sie für das Verlassen ihres alten Verfahrens strafte, und begaben sich zum Emir, um von ihm die Aufhebung des Verbots zu erbitten. Die Gewohnheit, sagten sie ihm, sei im Interesse Aller, der Reisenden und ihrer selbst, da sie durch den daraus gezogenen Gewinn ihre schlechten Jahre auszugleichen vermöchten.“ Welcher traurige Beleg für das Malthusische Gesetz, daß in einem so ergiebigen und dünn bewohnten Lande die Bevölkerung dermaßen „gegen die Grenze des Unterhalts

*) Voyage d'Alger aux Ziban en 1847. (Alger 1852.)

andrängt“, daß die schmäzlichste, allgemeinste Unzucht als Aus-
hülfe dienen muß? — In Biscara und Bu-Sfada übrigens gab es
vor Ankunft der christlich-germanischen Eroberer keine Bordelle;
außer den Forts sind sie das Einzige, was dieselben hier er-
richtet haben!

Die Tanzvorstellung im Café schien noch lange fort dauern
zu sollen, aber wir hatten bald genug, da sich immer dasselbe
wiederholte. Gegen 10 Uhr verließen wir unseren Balkon, und
traten aus dem verpesteten Raume entzückt in die klare, linde
Nacht hinaus. Unseren Begleitern für den eigenthümlichen Syl-
vesterball dankend, begaben wir uns sogleich in das Wirthshaus.
An Betten war auch hier nicht zu denken; unsere Feldmatrassen
wurden ausgebreitet, und bald lagen meine Gefährten in tiefem
Schlummer. Mich selbst hielt eine liebe, heilige Pflicht noch
wach: ich schrieb an meine Eltern, denen ich mit begeisterten
Worten ein Bild des merkwürdigen Landes zu geben wünschte,
das ich durch ihre Güte bereiste. Und ein gar inniges, feier-
liches Gefühl war es mir, als ich um Mitternacht das Fenster
öffnete, und mein Herz die Wünsche für meiner Lieben Wohl-
ergehen zu dem sternenhellen Himmel hinaussandte; und schallte
nicht aus weiter, weiter Ferne ein Klang zusammenstoßender
Gläser, womit man in der Heimath auch meiner gedachte?

~~~~~

Der erste Morgen des Jahres 1856 begrüßte mich in die-  
sem glücklichen Klima als ein schöner, lächelnder Knabe; glän-  
zende Sonnenstrahlen seine Locken, seine Augen die Bläue des  
Himmels, die grünen Palmenwipfel sein Gewand! So schaute  
ich ihn lange mit Entzücken von einem Felsenvorsprung seit-  
wärts des Forts, zu dem ich sogleich nach dem Aufstehen ein-  
sam hinaufgestiegen. — Den Eingebornen aber schien er zu einem  
ganz anderen Behufe zu dienen, als zum Ueberblicken ihrer lieb-

lichen Dase; die vielen Spuren, die ich glücklicherweise erst beim Hinabgehen bemerkte, ließen keinen Zweifel darüber. Man braucht übrigens nicht bis in die Sahara zu reisen, um diese ekelhafte Wahrnehmung zu machen; schon in Süd-Frankreich verschändet das gefühllose Volk auf gleiche Weise seine schönsten Aussichtspunkte, die Altäre der natürlichen Gottesverehrung!

Bei meiner Rückkehr bot der wüste Platz zwischen den Bergen und dem großen Markte ein sehr belebtes Schauspiel. Eine Menge Kameele knieten auf ihren Schwielen, mit zusammengebundenen Beinen; eine Stellung, deren nur dies geduldigste aller Geschöpfe fähig ist, und die anfangs eine höchst komische und mitleidige Stimmung hervorrufft. Dieselbe ist offenbar zum Auf- und Abladen höchst geeignet; nicht minder zum Einzelverkauf, wobei dann der Rücken des Lastthieres zugleich als Waarenständer dient. Der eigentliche Markt fand auf dem viereckigen Platze Statt, der unsern Marktplätzen an Verkaufstagen nicht unähnlich war. Die Gebäude, zumal an der nördlichen Langseite, dem großen Café gegenüber, enthielten kleine Kramläden, in denen einheimische und europäische Manufakturen von geringem Werth feil lagen. Ich erinnere mich besonders der bunten, vorwiegend rothen, Baumwollentücher. Auf dem Platze selbst wurden Eschwaaren feilgeboten, hauptsächlich Datteln, und zwar meist als ein bräunliches Conglomerat, dessen Bindemittel der klebrige Saft bildete, und das weder appetitlich ausah, noch besonders schmeckte. Es besteht dasselbe aus der schlechtesten Sorte Datteln, und dient natürlich nur dem armen Volke. Sämmtliche Verkäufer waren Muhammedaner; der Verkehr keineswegs lebhaft.

Der Laden unseres Wirthes trat wie ein König unter dem übrigen Gefindel hervor; er war ganz auf europäische Weise eingerichtet, unterschied sich aber wesentlich von den heimischen Geschäften durch die erstaunliche Mannichfaltigkeit, ich möchte

sagen Allumfassendheit seiner Waaren. Was der nach Bu-Sfada verschlagene Europäer bei Herrn Pêche nicht findet, das ist ihm gewiß überflüssig oder schädlich. Herr Pêche ist im Stande, die mächtigste Censur gegen den Luxus auszuüben, die es überhaupt giebt: die Censur der Unmöglichkeit. Er bildet den alleinigen Canal, durch welchen alle europäischen oder über Europa kommenden Erzeugnisse in die Dase einmünden. Der strebsame Mann hat übrigens nicht nur die Soldaten und Fremden, sondern auch die Eingeborenen zu Kunden erworben; und wie sehr er das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden weiß, das zeigte die Laub-Beranda vor seinem Hause, in deren Schatten wir unsere Notizen niederschrieben.

Die Straßen Bu-Sfada's fanden wir eng, unregelmäßig, holprig und uneben, und insofern hinter denen Mjila's zurückstehend. Dagegen zeigten sie mehr Verkehr, mehr Gewerbe und Handel. Die Werkstätten sind im Orient bekanntlich zugleich Läden; die wir hier sahen, waren sehr klein und dürftig. Meine Gefährten trafen auch auf eine Kornmühle, die durch ein oder mehrere Maulthiere getrieben wurde. Nach Daumas (Sahara p. 94) sind auch nicht wenige Juden hier ansässig, die sich außer mit den ihnen gebräuchlichen Handwerken (Wollkrämpeln, Schneidern, Goldschmieden, Färben) besonders auch mit der Vermittlung der Handelsgeschäfte befassen. Doch ist wohl die Nachricht in dem von ihm gegebenen Wortlaut übertrieben: sie seien nämlich „die nothwendigen Zwischenpersonen bei allen Handelsbeziehungen.“ Bei keiner anderen Dase wird auch nur erwähnt, daß die Juden Kaufleute sind; es wäre daher sehr überraschend, wenn sie in dieser einzigen den ganzen Zwischenhandel an sich gerissen hätten. Daumas meldet ferner, daß sie hier ein eigenes Quartier bewohnen; leider kannte ich damals diese Angabe nicht, sonst hätte ich mich nach diesem Dasen-Ghetto umgesehen; so aber sah und hörte ich keine Spur davon.

Die ersten französischen Autoritäten, Daumas und Carette, zumal der letztere, legen Bu-Sfada als Handels- und Kriegs-Platz eine außerordentliche Wichtigkeit bei. Nach Carette ist diese Stadt nicht nur einer der drei Hauptmärkte von ganz Algerien, sondern auch der wahre Mittelpunkt des Landes. Beides scheint mir eine starke Uebertreibung zu enthalten. Die Hauptmärkte, diejenigen, wo die Saharier ihre Erzeugnisse gegen die des Tell vertauschen, finden alle auf freiem Felde statt, und zwar innerhalb des Tell. Die drei hauptsächlichsten sind, nach Carette's eigener Angabe: Loha, nahe bei Taret, im Westen; El-Atmânia, 9 Lieues westsüdwestlich von Constantine, im Osten; und Abèia, ganz nahe westlich bei Numale, in der Mitte. Hier aber fügt Carette bei: eigentlich nicht dieses, sondern die Stadt Bu-Sfada; was ich, zumal bei der großen Entfernung der beiden Orte, und bei der Lage Bu-Sfada's in der Sahara, nicht recht verstehe.

Der Handel der Stadt mag relativ bedeutend sein, obgleich in jeder deutschen Kreisstadt an Markttagen mehr Verkehr herrscht, als wir in Bu-Sfada fanden; allein die drei Hauptstädte der Provinzen, sowie die größeren Städte der Küste und der Oasen (besonders Tuggurt) gehen sicherlich voran. Jedenfalls kann der Handel Bu-Sfada's wesentlich nur ein periodischer sein; was schon aus der geringen Einwohnerzahl (3000 nach meiner mündlichen, 6000 nach Carette's Angabe, welche letztere ich als Augenzeuge für falsch halte) hervorgeht. Und selbst diese sind nicht vornehmlich auf den Handel angewiesen; alle Familien, mit sehr geringer Ausnahme, besitzen einen Garten; die Oase zählt 5000 Palmenbäume, und Gewerbe werden auch einige betrieben.

Was aber die Lage im Mittelpunkte Algeriens betrifft, so ist geometrisch nichts dagegen einzuwenden, desto mehr aber politisch. Die Küste und das Tell haben in jeder Beziehung eine

weit intensivere Bedeutung, als die Sahara; um also die politische Mitte zu finden, muß die letztere gleichsam um  $\frac{2}{3}$  verkürzt werden; und selbst dann ist das Ergebniß noch unerheblich, weil unter den Verhältnissen der letzten drei bis vier Jahrhunderte die Lage am Meere den Ausschlag geben muß. Da nun Algier ziemlich in der Mitte der Küstenlänge liegt, und unter gleichem Meridian mit Marseille und Toulon; da es in nächster Zeit einen geräumigen und sicheren Hafen besitzen wird; da seine Lage von unangreifbarer Festigkeit, sein Klima gesund und möglichst gemäpigt, seine Umgegend schön und fruchtbar ist; da es endlich seit langer Zeit Hauptstadt, Residenz und größte Stadt geworden, und dem ganzen Lande seinen Namen gegeben — so ist kein Grund vorhanden, den Sitz der Regierung von Algier zu entfernen.

Die günstige Lage Bu-Sfada's kann aber wohl dazu auffordern, es auf alle Weise zu behaupten; wozu, außer dem Fort und der starken Besatzung, vor allen Dingen gute Verbindungsstraßen und eine Colonie von Nutzen wären. Die letztere halte ich freilich auf Grund des Ackerbaues für unmöglich; denn die Dase hat kaum eine Stunde im Umkreis, und das Land umher ist überall vollkommen wüst, so daß selbst artesische Brunnen, wenn solche gegraben werden könnten, schwerlich etwas ausrichten würden. In dieser Beziehung ist das benachbarte Mсила, durch die Fruchtbarkeit einer weiten Umgegend, viel günstiger gestellt; und selbst, so viel einem Laien hierüber zu urtheilen ziemt, erscheint mir seine militärische Lage vorzüglicher, seine commercielle ebenso vortheilhaft, wie die von Bu-Sfada.

Bu-Sfada steht unter einem Kaid, einem graubärtigen Alten; sein Sohn, wahrscheinlich derselbe, dem das große Café gehört, kam während des Frühstück's einen Augenblick zu uns; er zählte sechzehn Jahre, und machte den Eindruck eines unmündigen Jünglings. Dennoch war er schon seit zwei Jahren

verheirathet, und hatte Kinder. Nach Aussage eines Officiers vom Bureau arabe des Orts bekommt der Kaid jährlich 5 Fr. von jedem Hause oder Zelte, und der Scheich  $2\frac{1}{2}$  Fr. desgleichen, so daß jede Familie allein an diese eingeborenen Beamten jährlich  $7\frac{1}{2}$  Fr. entrichtet. Dies gilt nicht bloß von Bu-Sfada, sondern von allen Bezirken, wenigstens in diesem Landestheil. Die Abgaben an die französische Regierung werden an hiesigem Orte von den Häusern und Gärten entrichtet; von den Gärten nach der Anzahl der Palmen darin, gewiß, weil diese auf ihre Größe schließen läßt. Die Palmen selbst können hier wohl kaum als Steuerobject gelten, denn, wie überhaupt in der Steppen-Region, reifen ihre Früchte nur unvollkommen.

Herr Pêche berichtete mir, daß während der Ernte der Tagelohn 30 Sous betrage; dies sei übrigens die einzige Gelegenheit, wo Tagelöhner beschäftigt würden. Kurz vor unserem Aufbruch unterhielt ich mich mit einem Mauren aus Buffarik (nahe bei Algier), den der Handel oft hierher geführt; er bestimmte den hiesigen Tagelohn auf 15—20 Sous, bestätigte das seltene Vorkommen desselben, und betonte die Billigkeit der Lebensmittel in dieser Gegend, im Vergleich mit der Gegend von Algier. Dort steht nämlich der Tagelohn von Landarbeitern  $1\frac{1}{2}$ —2 Fr. In den übrigen Dasen soll aber nach Carette der Tagelöhner nur 5 Sous (2 Sgr.) verdienen; so daß hiergegen der Lohn von Bu-Sfada schon ein äußerst hoher wäre. Zum Vergleich führe ich noch folgende Preise an: nach Herrn Pêche kostete damals in Bu-Sfada ein Hammel 15—20 Fr.; dagegen bei den angrenzenden Uled-Nail nach Daumas nur 5—6 Fr.; bei Beni-Manssur, nach mündlicher Auskunft, 15 Fr. Die zweite Angabe wird durch das ältere Datum erklärlich.

## VI.

### Das südöstliche Godna.

Nun laßet nach der Mühsal der Wandrung  
uns die Last,  
Die Zeltpfähl eingeschlagen wie werden sie  
in Haß!  
Und froh beim Trunk und Schmause ver-  
gessen wir der Last.

Gegen 1 Uhr entstand großes Leben auf dem Platze vor unserm Hotel, die neuen Pferde und Maulthiere wurden unter Volkszulauf herbeigeführt. Die Pferde sahen schlechter aus, als unsere bisherigen; besonders das mir zufallende hatte einen so schmalen Rücken, wie ich ihn noch bei keinem Pferde gesehen; mir war bange, das Thier würde unter mir zusammenbrechen. Ich saß mit meinen Gefährten zugleich auf; aber, als wir uns eben in Marsch setzten, vermißte ich mein kostbares Notizbuch, mußte also wieder absteigen, und es im Laden und im Hause suchen. Es fand sich zuletzt, wie gewöhnlich, in einer meiner vielen und großen Taschen. — Aber kaum saß ich wieder im Sattel, als die Mähre wie toll davonstürmte; mit allem Anziehen der Zügel war sie nicht zu halten, und mein Sitz auf dem

spitzen Rücken war nicht gerade der sicherste. Mit Windeschnelle ward ich durch eine steil abschüssige, enge, überaus holprige Gasse hinabgetragen; ich stemmte mich mit aller Gewalt in die Steigbügel, und fürchtete jeden Augenblick mit dem Thiere zu stürzen — da, knacks! riß der linke Steigriemen, und ich wurde zu Boden geschleudert.

Der freundliche Leser erinnert sich vielleicht, daß mein Sattel ein alter russischer, und in der Krimm erbeutet war; die verhängnißvollen Regengüsse und Schneefälle hatten die Riemen angegriffen, und dadurch, mit so vielen tausend tapfern Kriegern, leicht auch mir, dem friedliebenden, neutralen Preußen, das Leben gekostet. Der Sturz war ganz von der Art der halsbrechenden; da ich jedoch schon im Knabenalter die wichtige Kunst des Bomben-Pferde-Fallens in ausgedehntestem Maße geübt, so bewahrte mich dies wahrscheinlich vor einem Grabhügel unter Palmen. Nur Stirn und Backen, Hände und Beine waren von den scharfen Steinen übel mitgenommen, und der Rücken schmerzte nicht wenig. Glücklicherweise befand sich ein Soldat in der Nähe, der mir freundlich wieder auf's Pferd half, und den Weg anzeigte. Nachdem ich den Fluß überschritten, traf ich wieder mit den Gefährten zusammen; sie waren nicht wenig über mein blutiges Aussehen erschrocken, und ließen es an Beileid nicht fehlen. Da wir, nach der Anweisung des Bureau arabe, heute nur einen Marsch von etwa 2 Lieues zurückzulegen hatten, so konnte auch aus Rücksicht auf meinen Zustand und den fehlenden Steigbügel im Schritt geritten werden.

Unsere Richtung, an diesem und den beiden folgenden Tagen, war fast ganz östlich, den Südrand des Schott-es-Saida entlang. Die Tagereisen waren uns vom Bureau arabe genau vorgezeichnet, und zwar mit Rücksicht auf ein Nachtlager in einem Quar oder einer Dase, jedenfalls an einem Orte mit Wasser. Die Reise bis Biscara war uns demgemäß auf  $3\frac{1}{2}$  Tagereisen

festgestellt; ich habe aber allen Grund, an der Richtigkeit der Eintheilung zu zweifeln; denn während wir am ersten Tage mit frischen Pferden nicht viel über eine Meile zurücklegten, mußten wir am zweiten, besonders aber am vierten Tage übertriebene Entfernungen durchmessen. Dabei war uns noch das Wetter vollkommen günstig, und kein Unfall hemmte uns; sonst wäre es gar unmöglich gewesen, Biscara am vierten Tage zu erreichen. Also auch hier wieder französische Unkenntniß selbst der nächstliegenden Gegenstände! Ich erinnere übrigens daran, daß wir uns bis zum Mittag des vierten Tages stets im Hodna befanden.

Senseit des Wed-Bu-Sjada ritten wir eine kurze Strecke durch grünende Kornfelder, wenn sie Felder zu nennen waren; denn sie ähnelten vielmehr den Gartenbeeten, so klein und so mit Rinnen durchfurcht waren sie. Dann ward es wieder ganz wüßt, und bis zum Nachmittage des dritten Tages sahen wir kein bebautes Land, auch nicht von der Größe eines Fisches. Der Boden bis dahin war durchgängig uneben, theils wellenförmig, theils hügelig, theils bergig; abwechselnd sandig (doch niemals mit lockerem, beweglichem Sande) und steinig, letzteres wohl vorwiegend; doch nirgends lag das Gestein so dicht und ununterbrochen, wie in dem Thale des Wed-Rsob. Wasserläufe hätten wir nach meiner Karte bis etwa zur Mitte des zweiten Tages drei zu überschreiten gehabt, zwei ganz kleine und einen größeren; von da bis Mdukal keinen einzigen: dies ist falsch, wie der specielle Reisebericht ergeben wird. Daß die Gewässer sämmtlich in dem Schott-es-Sajida münden, bedarf kaum einer Erwähnung.

Aber so wenig bis Mdukal das Geringste angebaut war, ebenso wenig war irgend eine Stelle ganz ohne Vegetation. Freilich meistens eine höchst spärliche und einförmige Vegetation, so daß die Gegenden in einiger Entfernung vollkommen wüßt

erschieden. Sträucher nur an den Wasserläufen, Bäume nur an einem größern; sonst nur niedriges Gestrüpp, vorwiegend Salsa und eine Art Thymian; zuweilen kärgliches Gras, und ein blühendes Sträuchlein, dessen Anblick das Auge sehr erfreute. Das Land an sich konnte also kaum unerquicklicher und uninteressanter sein. Dennoch habe ich niemals großartigere und poetischere Eindrücke auf einer Reise empfangen, als hier in der Wüstenei am Südrande des Hodna. —

Nach etwa zweistündigem, langsamen Ritt durch ein eiförmiges, wasserloses Wellenland gelangten wir an einen Bach mit niedrigem, buschigem Ufer, den Bed-er-Numana; und jenseit, auf der Höhe eines Abhanges, an ein einzelnes Beduinenzelt, von wo wir, etwa einen Büchschuß entfernt, zwischen zwei Hügeln die Spitzen einiger andern Zelte erblickten. Das war der Duar Er-Numana, unser heutiges Nachtquartier. Das einzelne Zelt war das Gastzelt; jene in der Entfernung der Duar selbst, von dem wir eben wenig sehen konnten, auch nicht erfahren, aus wie viel Zelten er bestand. Mit hohem Interesse und großer Freude betrachtete ich den Ort, die Zelte, die härtigen Männer, die uns begrüßend entgegenkamen; war es doch das erste Beduinen-Lager, das ich betrat; mußten nicht die ehrwürdigen Gestalten der Erzbäter vor mich treten, die vor vier Jahrtausenden ihre Zelte in den Gefilden Canaans, in den Flächen Aegyptens und in der Wüste des Horeb aufgeschlagen? Doch, sei es eine Folge des Sturzes, sei es der Einfluß der noch zu frischen Eindrücke von Bu-Sfada, oder sei es die Beschaffenheit des Ortes, der zwar wüßt, aber nicht großartig dalag, und seine Zelte ängstlich versteckte — genug, an diesem Tage ergriff mich die feierliche Stimmung nur wenig; der Neujahrstag wurde bei den Beduinen in ähnlicher Lustigkeit verbracht, wie daheim im gemüthlichen Deutschland.

Schon während der ganzen Reise hatten wir uns das Ver-

gnügen einer afrikanischen Jagd ausgemalt, waren aber durch allerlei Umstände nie dazu gekommen. Heute hatten wir endlich mehrere helle Stunden vor uns, und nichts Merkwürdiges zu besehen; dabei hieß es, die Umgegend berge einige Hasen und Wasservögel. Es ward also einmüthig beschlossen, den heutigen Nachmittag dem edlen Waidwerk zu widmen. Wie klopfte mir das Herz, als die Vorbereitungen zu einer Lustbarkeit getroffen wurden, von der ich schon so viel des Schönen gehört, und die ich heute zum ersten Male selbst mitmachen sollte. Das Pulver wurde in die Hörner vertheilt, das Schroot in die Beutel, einige Bündhütchen in die Taschen; und beide Läufe unserer Doppelflinten wurden geladen. Ein Araber des Duars begleitete uns. In einiger Entfernung von einander bildeten wir eine Linie, und schritten spähend den breiten Abhang hinunter. So kamen wir an die grünen Ufer des Baches, ohne einen Hasen gesehen zu haben. Jetzt sollten wenigstens die Bewohner des seltenen Wassers daran glauben. Wir vertheilten uns auf beide Ufer, und gingen abwärts; die Ermahnungen an mich, statt der Schnepfen nicht etwa einen der Jäger zu treffen, wurden eindringlich wiederholt. Bald flog auch ein Vogel auf, Herr v. C. schoß danach, und glaubte getroffen zu haben; wir fanden aber nichts trotz eifrigsten Suchens.

Nun marschirten wir wieder aufwärts; und um es nicht lang zu machen, in Zeit von anderthalb bis zwei Stunden wurde eine Art Schnepfe und zwei Lerchen von uns erbeutet. Ich brauche wohl kaum beizufügen, daß Schreiber dieses sich nur mehrerer Mordversuche schuldig machte, indem er, mit merkwürdiger Vorsicht heranschleichend, auf einen ganzen Haufen kleiner Vögel zielte, abschoß, und die Freude hatte, sämtliche Thierchen wohlbehalten davonsiegen zu sehen; nicht ein Federchen brachte ihn in den Verdacht grausamer Verletzung. — Die einbrechende Dämmerung führte uns zu den gastlichen Zelten zurück;

und brachten wir auch keine Hasen und Nebhühner, so schmeckte uns der wohlgebratene Hammel und der buttrige Kuskussu um so besser. Den Leser aber, der über eine so nüchterne afrikanische Jagdgeschichte spottet, bitte ich einen Augenblick nachzudenken. Was wäre für mich leichter gewesen, als folgendermaßen zu erzählen:

„Kaum hatten wir den ersten Quar schweifender Beduinen betreten, als rechter Hand, ganz in der Nähe, ein schreckliches Gebrüll sich erhob. Unsere Pferde bäumten sich, und suchten zu fliehen, mit allen Anzeichen des heftigsten Schreckens; die Söhne der Wüste aber, die uns freundlich entgegengekommen, fuhren bestürzt zusammen, und hatten kaum die Kraft, sich auf den Beinen zu erhalten. *Ra hena!* Er ist es! riefen ihre bleichen Lippen; „Er“, das ist der Löwe. Jetzt galt es, den europäischen Heldenmuth, der alle Welttheile unterworfen, diesen Wüstenföhnen gegenüber zu bewähren. Ohne ein Wort zu verlieren, luden wir sämmtlich die Doppelläufe unserer Büchsen, und begaben uns eilends nach der Richtung, von wo das Gebrüll ertönt. Nach einem Marsche von zehn Minuten, dessen freudige Sicherheit keine Spur von Furcht verrieth, gelangten wir an das buschige Ufer eines Baches; und als wir unsere Augen spähend umhersandten, brüllte es abermals, dicht vor uns, mit einer Gewalt, daß die Erde dröhnte und der Himmel erzitterte. Diesem Schrei des Königs der Thiere ist kein Donner des Gewitters, kein Heulen des Sturmes, kein Brausen des Wasserfalles an die Seite zu stellen.“

„In demselben Augenblicke sprang ein ungeheurer schwarzer Löwe, mit dichter Mähne und glühenden Augen, in Einem fürchterlichen Sage aus dem Gebüsch hervor, und blieb zehn Schritte vor uns liegen. Wehe uns, hätten wir in diesem äußersten Momente auch nur eine Sekunde gezagt! denn der nächste Sprung hätte zwei von uns erreicht, niedergeworfen, zerfleischt. Aber

kaum lag der Löwe da, als vier Büchsen auf ihn zielten, vier Schüsse knallten, und vier Kugeln ihn durchbohrten. Mit einem dumpfen Gebrüll sank das Thier zusammen; aber im Nu richtete es sich wieder auf, und trabte hinkend in das nahe Gebüsch: eine Lache von Blut bezeichnete die verhängnißvolle Stelle“ . . .

Nun kommen die Beduinen jubelnd herbeigeeilt; sie wollen den todten Löwen sehen; trotz unserer Warnungen folgen ihm einige in das Gestrüpp; ein herzerreißendes Geschrei verkündet, daß ein Araber der Lache des vermeintlichen Todten verfallen ist; dann nähern wir uns behutsam; noch einmal stellt sich der Löwe zum Sprunge: aber in demselben Augenblicke stürzt er lautlos zusammen, meine Kugel, von sicherer Hand entsendet, hat ihn gerade in's Herz getroffen! Der königliche Leichnam wird auf einer Bahre in den Quar geschleppt, dort von den Weibern und Kindern mit Schmähungen überhäuft, während an der Spitze der Männer der greise Scheich uns dankend beglückwünscht, unsern Heldennuth preist, der seinen Stamm von einem so mörderischen Feinde erlöste, und vor Allen mich als den Löwentödter ausruft. Das prachtvolle Fell nehme ich als wohlverdiente Trophäe mit mir, und auf ihm sitze ich, indem ich diese Zeilen niederschreibe . . .

Wie ganz anders hätte ein solcher Jagdbericht sich angenommen, wie hätte er die Seelen gespannt, in welcher Glorie hätte er den Reisenden erscheinen lassen, und für alle seine Erlebnisse und Betrachtungen doppelt interessant! Und gewiß, lieber Leser, würdest Du nicht expreß nach Afrika gereist sein, um zu erfahren, ob Dein Autor wirklich den schwarzen Löwen erlegte. Für die Richtigkeit des ganzen Hergangs hätte mir aber kein Geringerer gebürgt, als Jules Gérard, der große Löwentödter, der seine Jagden ebenso muthig auszuführen, als drastisch zu schildern weiß. Uebrigens hätte ich das Löwen-Abenteuer gleich in den ersten Tagen meiner Reise sich ereignen lassen; theils

weil doch schon einige meiner Leser wissen konnten, daß es in der Sahara keine Löwen giebt; theils um von vornherein das romantische Bedürfniß zu befriedigen, und dadurch zum aufmerksamen Weiterlesen anzuapornen. Eine Razzia gegen die Kabylen des Dschurdjura, ein Ueberfall von Wegelagerern in den Engpässen des Wed-Ksob, eine Hinrichtung in Mfila, eine große Gazellenjagd, die Hochzeitfeier eines reichen Raïd und eine Schlacht zwischen zwei feindlichen Stämmen in der Sahara würden die gespannteste Theilnahme erhalten haben. Welch eine strenge Gebieterin ist doch die Wahrheit, daß sie ihrem Verehrer gerade die Schilderungen verbietet, welche mit der geringsten Anstrengung den größten Effekt hervorbringen!

Die verfehlte Jagd auf abwesende Hasen hatte wenigstens das Gute, uns während des Mahls und bis zum Schlafengehen in die heiterste Stimmung zu versetzen. Wir speisten heute zum ersten Male unter unserm Reisezelte, das sich als geräumig, sicher und warm erwies; das arabische Gastzelt überließen wir unseren Begleitern. Von den gewöhnlichen Speisen vermiften wir die Eier und das Geflügel, wie fortan jedesmal, wenn wir unter Zelten lagerten; das Huhn ist ein festhaftes Thier, trotz seiner Flügel, und begleitet den Beduinen nicht auf seinen Wanderungen. So mußten wir uns auch den Kaffee selbst liefern, denn dies vermeintliche Attribut des Orientalen, wie nicht minder das andere, der Tabak, ist den Bewohnern des Hodna nur ein seltener Luxusartikel. Schon im Tell mußten wir, selbst bei den Fürsten, auf hundert Dinge verzichten, die bei uns jeder Krämer und Handwerker als Bedürfniße betrachtet; hier verengte sich der Kreis der gewohnten Genüsse noch um ein Bedeutendes, und ging wenigstens bei den Armen bis an die Grenze des Nothwendigsten. Dort ließ vorzüglich die Wohnung und alles was dazu gehört, Möbel, Feuerung, Erleuchtung, zu wünschen übrig: hier ergriff der Mangel auch Speise und Trank.

Der Speisezettel eines Pariser Restaurateurs füllt ein ganzes Buch; der Speisezettel eines Beduinen würde für's ganze Jahr noch keine Viertelseite einnehmen. Unsere Vorräthe erlaubten uns jedoch, auch diesen ersten Abend des Neuen Jahres durch einen Gaumenkitzel zu feiern. Herr v. E. braute vortrefflichen Punsch, und es fehlte nicht an heiteren Gesprächen. Um 9 Uhr etwa wurden die Matrasen ausgebreitet, und meine Gefährten legten sich nieder; indeß ich, meine Beobachtung am Thermometer zu machen, noch einmal in's Freie hinausstrat.

Die stille Feier der sternenhellen Nacht unterbrach nicht weit von mir eine laute, eintönige Erzählung; und als ich hinzutrat, sah ich in dem offenen arabischen Gastzelte, erhellt durch ein Keisigfeuer, unsere eingeborenen Begleiter und einige Beduinen am Boden kauern. Ein Greis mit weißem Barte führte das Wort; seine Erzählung floß wie ein Bach der Ebene; ich lauschte wohl eine Viertelstunde, und ohne Unterbrechung tönte dieselbe Stimme. Ich verstand nichts, als das Wort *Er-Rumana*, das häufig wiederkehrte; der Name des Flüsschens und des Quars, bei dem wir uns aufhielten. War es die Geschichte seines Stammes und Lagers, die der Alte den Fremden ruhmredig erzählte? — So trat mir denn hier die eigenthümliche Unterhaltungsform des Orients recht bezeichnend entgegen. Menschen mit viel Phantasie und wenig Nachdenken, Menschen ohne Berufsverschiedenheit und mannichfache Erfahrung, Menschen des Glaubens, und nicht des Zweifels, müssen nothwendig in der Erzählung, statt im Zwiegespräch, ihre Befriedigung finden. Auch in einem maurischen Café zu Algier beobachtete ich, wie ein junger Bursche den anwesenden Gästen eine lange Erzählung vortrug, wie es schien, schlüpfrigen Inhalts, und am Schluß mit reichlichem Beifall belohnt wurde. Diese Gesprächsweise hat die epische Form zum Typus der ganzen orientalischen Literatur gestempelt, und das Drama, das poetische, höhere Zwiegespräch, vom Ganges

bis zum Guadalquivir niemals aufkommen lassen. Eine Person, die lange Geschichten erzählt, gilt bei uns als der schlimmste Gesellschafter; denn bei uns begnügen sich Wenige mit dem bloßen Zuhören, Jeder will sein Lichtchen leuchten lassen. Daher ist in unserer Gesellschaft nicht derjenige der beliebteste, der selbst am besten spricht, sondern der die Anderen am besten sprechen macht. Ganz anders im Orient, wo für die Meisten das Gespräch nicht eine Sache des Ehrgeizes, sondern der Erholung ist. — Als ich gegen 10 Uhr noch einmal aus dem Zelte trat, sprach der Alte noch immer; und das einzelne erleuchtete, tönende Zelt inmitten der unendlichen Dunkelheit und Stille ergriff mich nicht wenig. Wie gern hätte ich die Erzählung verstanden!



Da wir am nächsten Tage eine beträchtliche Reise vor uns hatten, um das Lager der Ued-Sliman zu erreichen, so brachen wir schon um 5 Uhr in der Frühe auf. Die Gegend war anfangs flach, ein wenig ansteigend; der Boden sandig, und, wie ich bei anbrechender Morgendämmerung bemerkte, mit Gestrüpp verschiedener Art bewachsen. Etwa um  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr machten wir Halt, um Kaffee zu kochen; die Stelle war wüst und steinig. Nach einer halben Stunde saßen wir wieder auf, und genossen bald danach einen prachtvollen Sonnenaufgang; zu unserer Linken ein weites Nebelmeer, und jenseits desselben ein Bergzug, der röthlich glühte. Unter jenem Nebel befand sich wahrscheinlich der Salzsee, der uns auf diese Weise verborgen blieb. Denn von nun an nahm uns ein wüstes Thal auf, das zwischen zwei nackten und wilden Bergrücken von Westen nach Osten zog. Die Berge zur Linken waren steiler und zerklüfteter, und zogen den Blick weit mehr auf sich, als die zur Rechten; das Thal war breit und ziemlich eben.

Hatte schon bisher der Ritt durch die Wüste mein Gemüth

in eine erhobene Stimmung versetzt, meinen Geist mit ganz neuen Vorstellungen bereichert, so versenkte mich das Thal von Homanije in ein so tiefes, anschauendes Nachdenken, wie es mir selten zu Theil geworden. Hinter den Gefährten zurückbleibend, ritt ich stundenlang in einer Art stillen Ekstase einher. Religionen und Staaten entstanden gleichsam vor meinen Augen. Jener schroffe Berg ward zum Sinai, an dem der große Schafhirt Moses die Grundlagen einer neuen Humanität zuerst erfann, und alsdann seinem staunenden Volke offenbarte. Ich sah die Propheten, und den größten unter ihnen, Christus, in der Wüste über den Verfall der Sittlichkeit nachdenken, in der Wüste große Schaaren befehren. In jener Schlucht endlich schaute ich Mohammed, den letzten Religionsstifter, wie er die feurigen Suren seines Koran erdachte; und in der Ferne, auf flüchtigen Kameelen, sah ich ihn mit seinen Anhängern von dannen eilen. So drängte sich mir denn hier eine Beobachtung auf, die ich, trotz ihrer Bedeutsamkeit, noch in keinem Werke gefunden: daß nämlich die drei großen Religionen des Westens sämmtlich aus der Wüste hervorgegangen sind.

Mag der Mythos den Ursprung der mosaischen und christlichen Lehre noch so sehr verschleiern, so daß auf keine einzige der betreffenden Thatsachen ein sicherer Verlaß ist: der langdauernde Wüsten-Aufenthalt der Gründer wird am letzten bestritten werden. Und sollte er es doch, so ist der Umstand in der Sage kaum weniger bedeutsam, als in der Wirklichkeit. Warum läßt die jüdische Sage ihren Moses zehn Jahre die Schafe Jethro's in der Wüste hüten, warum ihm Jehovah im feurigen Dornbusch der Wüste erschienen, warum läßt sie in der Wüste die ganze Offenbarung vor sich gehen, warum das Volk Israel, das neu unterrichtete, vierzig Jahre lang die Wüste durchirren? Woher die Beharrlichkeit, mit welcher der Mythos den Elias, den Johannes, und vor allem Christus in die Wüste ver-

setzt? Und endlich, warum muß der Engel Allahs den Mohammed in der Wüste heimsuchen, wo dieser, der reiche Kaufmann von Mecca, Jahre der tiefsten Beschaulichkeit verlebt? War es nicht Wirklichkeit, so lag es jedenfalls im tiefsten Bewußtsein der semitischen Völker, daß zwischen der Wüste und der Einheits-Religion eine innige Verwandtschaft stattfinde.

Es bedarf in der That keiner großen Ueberlegung, um diesen Zusammenhang nachzufühlen. Der Begriff der Natur-Einheit kann Niemandem so leicht entgegnetreten, als dem Bewohner der Wüste, wo in Raum und Zeit die Verschiedenheit fast verschwindet. Der Himmel ein beständiges, wolkenloses Blau; die Erde eine Oberfläche von Stein und Sand, die hier und da kaum sichtbar einige Pflänzchen trägt; beide einander ähnlich eben durch ihre Einförmigkeit: war es da schwer zu glauben: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde, und die Erde war wüst und leer?“ — Die Gesamtnamen der großen Gebirge sind alle bei den Bewohnern der Niederung gebildet worden und in Gebrauch; die Berg-Bewohner kennen und nennen nur die einzelnen Höhen und Thäler. So vermochte der Grieche in der ungeheuren Mannichfaltigkeit seiner Natur, in diesem Wechsel von Insel und Festland, von Fluß und Meer, von Wiese und Wald, von zahllosen Pflanzen und Thieren, von Wetter und Jahreszeit, nur die Kräfte, aber nicht die Kraft, nur die Götter, aber nicht den Gott zu erkennen.

Den Semiten aber führte zum Einigen Gotte nicht allein die Beschaffenheit seines Wohnsitzes, der Wüste, sondern ebenso sehr seine einförmige, beschauliche Lebensweise als Hirte. Das Hirtenthum ist unter den Beschäftigungen, was die Wüste unter den Gegenden: öde, trüb und wechsellös, aber erhaben. Kein wirthschaftlicher Zustand ist so geeignet für die Vertiefung der Reflexion, und wenn zu der sinnenden Lebensweise noch die äußerste Einfachheit des Landes tritt, so kann begabten Geistern

die Prophetie kaum ausbleiben. Dem Hirten der Wüste erscheint die Natur einfach; sie erscheint ihm aber auch ohnmächtig und leblos; das wahrhaft Lebendige und Wirkende tritt ihm in seinem eigenen Geiste entgegen. Das wunderbar mächtige Sprießen und Blühen des Frühlings, das wohlthätige Reifen des Sommers, die Stürme und Regengüsse des Herbstes, das verderbliche Schneien und Frieren des Winters — dazu der Flüsse Strömung und Ueberschwemmung, des Meeres Branden und Sturmfluthen, des Himmels Donnern und Blitzen, der wilden Thiere Wüthen und Zerreißen — alle diese Erscheinungen, die dem Landmann des Gefildes die Naturkräfte in ihrer Lebendigkeit und Macht täglich vor Augen führen, existiren nicht oder höchst selten für den Wüstenbewohner.

Während jener daher die materiellen Gegenstände und Kräfte liebt oder fürchtet, und göttlich verehrt, so wird es dem Beduinen leicht, die ganze Natur einem geistigen Schöpfer und Regierer unterzuordnen. Wie er selbst sein Zelt aus geringer Wolle webt und ausspannt, so erscheint es ihm, daß Gott den Himmel herstellt und ausbreitet, und die Erde unter ihm. Der Wüstenhirte ist ein geborener Monist, Idealist und Personalist. Da keine Dürre oder Kälte seine Ernte zerstört, kein Erdbeben oder Feuer sein Haus vernichtet, da er nur von sich selbst oder anderen Menschen abhängt, so kennt er keine dunkle Macht, kein Fatum, sondern bindet alles an die Entschlüsse einer höchsten Persönlichkeit. Die Israeliten waren ein Hirtenvolk; und wenn es wahr ist, daß Moses nach seiner Offenbarung sie vierzig Jahre lang in der Wüste zurückhielt, so hat er dadurch der Erhaltung seiner abstrakten Religion den wesentlichsten Dienst geleistet.

In der Wüste, die so wenig Güter hervorbringt, erkannte ich also die Geburtsstätte des höchsten Gutes, einer geläuterten Religion, einer einheitlichen Weltanschauung, einer reineren Sitt-

lichkeit. Von jetzt an sah ich in dem nackten Gestein, in dem baaren Sande nicht mehr ein Bild der Verwüstung und des Todes, sondern die Grundlage der Erhabenheit und der Erkenntniß. Wo viele Andere nur Langeweile empfanden, da überströmte es mich von Feierlichkeit. Ich begriff vollkommen, daß der Beduine sich nur in der Weite der Wüste wohl fühlt, und daß sein Leben, trotz der Kargheit und Monotonie, ein Leben voll Poesie sein kann. Was den Eindrücken an Reichthum und Mannichfaltigkeit abgeht, das ersetzen sie durch ihre Großartigkeit und Tiefe. Die Religion, der Krieg, das Pferd und die Liebe — daraus besteht das Leben, daraus besteht die Dichtung dieser Menschen. Aber so wenig die Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts arm zu nennen ist, weil sie nur heilige Stoffe darstellte, so wenig die Poesie der Wüstenvölker. Ja, die Erfahrung aller Zeiten und Völker scheint dafür zu sprechen, daß die Beschränktheit des Stoffes der wahren Kunst höchst förderlich ist, indem sie dieselbe verinnerlicht und vertieft.

Was mich aber während des heutigen Mitts am meisten beschäftigte, das war der Wüstenzug der Israeliten vor mehr als 3000 Jahren, diese große Wanderschaft, mit der ein ganzes Volk seine Lehrjahre beendigte. Seit meinem Knabenalter der biblischen Geschichte entfremdet, fand ich dennoch die Hauptmomente noch frisch in meinem Gedächtniß, und ließ sie in langer Reihe auf dem blassen Grunde des Wüstenthals an mir vorüberziehen.

Der Boden hatte kaum Platz für die zahllosen Schaaren der Männer, Weiber und Kinder, wie sie nach Stämmen und Stammzweigen abgetheilt einherzogen; dazu die unabsehbaren Heerden der Rinder und Schafe und Lastthiere. Welch Getöse beim Aufbruch in der Frühe, welch Dröhnen während des Marsches, welch Gewirre beim Lagern des Abends! Sechshunderttausend waffenfähige Männer und wohl viermal so viel der Weiber und Kinder, im Ganzen drei Millionen Menschen,

in Einer Bewegung, in Einer Ruhe! Wie verschwindet dagegen das gewaltige Heer des Ferges, das Aufgebot von halb Asien, wie die große Armee Napoleon's, die Kriegsmannschaft des halben Europa's! Und diese ganze, unermessliche Menge einherziehend in der feierlichen Stille, in der erhabenen Verlassenheit der Wüste; ein Lager dreimal so bevölkert als die Riesenstadt Paris, inmitten eines Landes, das kaum tausend Seelen zu ernähren vermag! Welch eine Größe, Welch ein Gegensatz, Welch ein Wunder der Wunder! Welch Jauchzen, wenn diese Millionen sich freuen, Welch Murren, wenn sie unzufrieden sind, Welch Wehklagen, wenn sie trauern, Welch eine Schlacht, wenn sie kämpfen! Man gebe zu, daß keine Nation der Erde ein so großartiges, so ergreifendes Heldengedicht erfunden hat, wie der kleine Stamm der verachteten Juden.

Ich sprach bisher nur von der Größe der Scenerie, aber diese wird noch weit überboten von der Höhe, dem Reichthum und der Spannung der Charaktere und Handlungen. So lange ich mich mit dem Pentateuch beschäftigte, war ich Knabe und gläubig; ich las die Vorgänge als Geschichte, und prägte sie mir so früh und pedantisch ein, daß ein poetischer Eindruck kaum je zum Bewußtsein kam. Hier, in der westlichen Fortsetzung jener arabischen Wüste, erschien mir der Exodus zum ersten Male in seinem wahren Lichte, als die gewaltige Heldensage, als die Iliade des Volkes Israel. Es war mir gegangen, wie den Meisten meiner Generation: weil ich nicht mehr glaubte, ignorirte ich; über der Unwahrheit der Thatsachen vergaß ich die ewige Wahrheit, die herrliche Größe der Dichtung! Ich lächelte über die Spaltung des Schilfmeers, und übersah, daß alle Wunder der Ilias, selbst der Gorgo-Schild der Athene, nur Kinderspiel sind gegen diese Errettung eines ganzen Volks, und gänzliche Vernichtung eines gewaltigen Heeres. Ich bekämpfte die Offenbarung Gottes vom Berge Sinai, als unwürdig eines

höheren Gottesbegriffs, und es entging mir die hochpoetische Vereinigung des Geistig- und Körperlich-Erhabenen, dieses einsame, gewaltige Schneegebirge inmitten glühender Wüste, hingestellt als der Thron, von dem herab, unter zuckendem Blitz und rollendem Donner, Jehovah sich selbst und seine ewigen Gebote dem erwählten Volke offenbaret. Was ist der griechische Olymp, der vielbesungene, mit seinem Prachtsaal schmausender Götter, mit seinen geflügelten Boten und Vögelgespannen, was Zeus' Eichenhain zu Dodona, was sind sie gegen Sinai und Horeb?

Kurz, der Auszug Israel's aus Aegypten steht als National-Epos so hoch über dem Zuge der Achäer gegen Ilion, wie die Befreiung, Constituirung, Irrfahrt und schließliche Landbesetzung eines ganzen Volkes über dem Kriegszuge eines Heeres zur Belagerung einer feindlichen Stadt. Hiermit fällt mir nicht ein, leugnen zu wollen, wie weit die Ilias als wirkliches Kunstwerk, in der durchgängigen poetischen Behandlung und Schönheit der Form und der einzelnen Züge, über dem Exodus steht. Statt all der vielgestaltigen Helden der Achäer und Troer preist ja der Exodus fast nur den einzigen Moses; der Wettstreit und Conflict der Persönlichkeiten, welche den Hauptinhalt der Ilias bilden, erscheinen im Exodus nur matt an wenigen Stellen. Zwar vergleicht Châteaubriand sehr sinnig einige Scenen Homer's mit den ähnlichen der Bibel; so die Erkennung zwischen Odysseus und Telemachos mit der Erkennung Joseph's und seiner Brüder — und giebt den letzteren auch poetisch den Vorzug: allein das sind doch unerhebliche Ausnahmen. Der Jude steht an Formsinn und dramatischem Schaffen weit hinter dem Griechen zurück; aber er übertrifft ihn ebenso weit an Erhabenheit und Tiefe des Inhalts. Die Bibel haben Priester verfaßt, die Ilias und Odyssee aber Dichter; und so waren überhaupt die Juden ein religiöses, die Griechen ein poetisches Volk. —

Während ich unter solchen Bildern und Gedanken dahinritt, kehrte der freundliche Herr v. E. zu mir um, und erkundigte sich theilnehmend, ob Unwohlsein oder Verstimmung mein beständiges Zurückbleiben verschuldete. Ich machte ihn mit dem wahren Grunde bekannt, und versuchte zugleich eine ähnliche Anschauung in ihm zu erwecken. Aber ich merkte bald, daß der heitere Lieutenant keine Lust hatte, sich mit solchen Grillen zu befassen. Sprach ich von der Feierlichkeit dieser Einöde, und wie ich sie als einen ungeheuren Tempel betrachtete, so versetzte er mich gleich mit einer komischen Wendung in ein Manöver-Bivouac auf dem Sande der Marken. Herr v. D. unterhielt sich fleißig mit dem Engländer, der nur mit ihm verkehrte; und die Spahis erlustigten sich und uns durch eine windschnelle Fantasia. Es schien, als wäre ich der Einzige, dem der Genius der Wüste zu erscheinen geruhte!

Das Wetter war nicht mehr so warm und heiter, wie die vorigen Tage, doch noch immer günstig genug. In dem oben-erwähnten Thale erhoben wir uns allmählig, und überschritten einen Bach mit eingeschnittenen, buschbewachsenen Ufern, der die Richtung unseres Zuges gerade durchkreuzte. Um 11 Uhr etwa erreichten wir wieder einen Duar, Homanijje genannt, mitten in einem sehr weiten, öden Thalkessel. Beim Gastzelte, das einige hundert Schritte vom Duar entfernt stand, stiegen wir ab, und erwarteten sehnsüchtig das Frühstück. Empfang und Unterhaltung von Seiten der Araber waren dieselben, wie in Er-Numana. Da der Kuskuffu gar lange auf sich warten ließ, so konnte ich meine Neugierde, den Duar in der Nähe zu sehen, nicht beschwichtigen. Ich ging ganz allein darauf zu, und fand wohl ein Duzend Zelte in einem weiten und ziemlich regelmäßigen Kreise aufgeschlagen. Ihre offene Seite sah nach innen; der Kreis war übrigens leer, auch zeichnete sich keins der Zelte besonders aus. Ich erblickte einige unverhüllte Frauen und

Kinder, zog mich aber, um nicht zudringlich zu erscheinen, sehr schnell wieder zurück.

Nun wurde auch die Holzschüssel mit dem Kuskuffu aus dem Duar herbeigeschleppt, die Sauce folgte, und wir aßen im Freien. Was wir übrig ließen, und das war fast die ganze Schüssel, ward augenblicklich von etwa fünf Beduinen, die sich neben uns im Kreise niederließen, mit den Händen verschlungen. Der Appetit und die Fingersfertigkeit dieser Naturmenschen erschien uns gleich außerordentlich, denn der gehäufte Kuskuffuberg verschwand unter ihren Händen wie durch Zauber. Ob sie mit derselben Behendigkeit arbeiten, ist mir sehr fraglich; sie folgen darin wahrscheinlich den bewährten Grundsätzen des „G'sellen, den a Schlosser g'habt.“

Nach 12 Uhr brachen wir auf, und zogen in der bisherigen Richtung und auf einem ähnlichen Terrain weiter. Wir erreichten nach einiger Zeit eine reichliche Quelle, aus der wir uns selbst und unsere durstigen Thiere tränkten. Darauf bogen wir etwas rechts ab, also gegen Süd-Osten, und kamen auf eine weite Fläche, in der Ferne von niedrigen und vereinzelt Felsenhöhen begrenzt. Hier ward uns das erste und einzige Mal während unserer Reise der interessante Anblick einer weidenden Kameelheerde. Die nützlichen Thiere waren über einen großen Raum zerstreut, und suchten die kärglichen Kräuter unter dem Gestein hervor. Sie thaten nicht sehr scheu, obgleich wir mitten hindurchzogen; als ich aber zum Spaß auf einige Losritt, flohen sie eilends von dannen. Kein Hirt war weit und breit zu sehen.

Später erblickten wir gerade vor uns mehrere sehr große Vögel, die ich in freudiger Ueberraschung für Strauße hielt. Ich rief dem einen unserer Führer zu, mir zu folgen, und sprengte mit geladener Flinte in der Richtung der Vögel über die Steppe. Als ich so nahe war, daß ich glaubte, bald zum Schuß zu kommen, flogen die vermeintlichen Strauße auf und davon, zwar

nicht mit Straußensehern, die bekanntlich nicht fliegen, wohl aber mit all meinen Hoffnungen auf eine Trophäe selbsterbeuteter „Marabuts“. Was es für Vögel waren, konnte ich nicht erfahren: Strauße aber kommen, so viel ich jetzt weiß, in der Steppenregion noch gar nicht vor, sondern zeigen sich erst in der eigentlichen, wärmeren Sahara. — Auf diese Weise hatte ich mich den Felshöhen genähert, und stieß bald auf eine große Schafheerde, die in sehr gestreckter, fast gerader Linie weidete. Sobald ich mich wieder mit den Uebrigen vereinigt hatte, erbot ich mich, des ewigen Schrittreitens müde und auf neue Gegenstände begierig, mit zweien von den Eingeborenen voranzureiten, und das Lager der Beni-Sliman zu erspähen.

Gesagt, gethan. Wir verließen die weidereiche Fläche, trabten über steinige Abhänge, und befanden uns plötzlich am Ufer eines breiten und vollen Flüsschens, dessen geradliniger Lauf sich weithin verfolgen ließ. Das Thal (im engern Sinne), wie alle, die ich in der Steppenregion gesehen, war schmal und bedeutend eingesenkt, die Ufer bei diesem Wasserstande flach; was aber dieses Thal vor allen anderen auszeichnete, war die dichte Reihe kräftiger, frischgrüner Bäume, die sich darin entlang zog. Oberhalb der feuchten Einsenkung, zu beiden Seiten, war die Vegetation wieder ganz kümmerlich. Jetzt zeigte sich der eine Führer, der noch schneller vorausgeritten, auf der jenseitigen Höhe, und machte Zeichen, daß er keinen Quar gefunden. Ich setzte durch den Bach, ritt den steilen Abhang hinauf, und überschaute ein unregelmäßiges, hügeliges Terrain, rechter Hand in der Ferne von einem beträchtlichen Berge begrenzt, nur hie und da mit Büschen bewachsen, und ohne jede Spur von Mensch oder Thier.

Da die Abenddämmerung nahte, so war dieser Anblick nicht gerade tröstlich; zudem vermochte ich mich mit dem Araber durchaus nicht zu verständigen. Es blieb mir nichts übrig, als die Ankunft meiner Gefährten abzuwarten, die sich meiner Un-

geduld gegenüber sehr verzögerte. Endlich waren sie da, und Ehil verdolmetschte die Aussage des Führers: daß hier bestimmt der Ort sei, der ihnen als Lagerstätte der Beni-Sliman bezeichnet worden; sie müßten also erst in den letzten Tagen weiter gewandert sein; wohin, das wisse er nicht, wahrscheinlich doch aber nicht in zu große Entfernung. Hierauf schickten wir zwei Reiter aus, um womöglich einen Hirten zu treffen, der Auskunft über das Verbleiben unserer vorausbestimmten Wirths geben könnte. Wir selbst ritten den Abhang vollends hinauf, und noch eine Strecke weiter, und sahen uns, wie das Volk sagt, die Augen aus, um eine tröstliche Spur zu entdecken. Nichts zeigte sich; unsere Boten kehrten gleichfalls unverrichteter Sache zurück. Es ward dämmerig, und wir hatten uns schon darin ergeben, die Nacht allein in unseren Zelten, ohne Kuskuffu und ohne Hammel, zuzubringen. Unter uns vertiefte sich ein schmales Thal (nicht dasjenige, das ich oben beschrieben, aber wahrscheinlich ein Nebenthal desselben), so daß es uns an etwas Wasser und Holz zur Feuerung nicht fehlen durfte; auch blieben uns noch Lebensmittel genug, um nicht mit ganz leerem Magen auf unsere Matrasen zu kriechen.

Indem wir hierüber berathschlagten, trabte unser Ali heran, und meldete, daß er in ziemlicher Ferne einen arabischen Reiter in unserer Richtung kommen gesehen. Wir bewegten uns vorwärts, und trafen bald mit dem eilenden Reiter zusammen. Er berichtete, der Raïd der Beni-Sliman habe ihn uns entgegen gesandt, um uns zu der neuen Lagerstätte zu geleiten. Wie gewöhnlich, war nämlich ein berittener Bote für uns vorausgeschickt worden, hatte aber wegen des Aufbruchs erst nach langem Suchen das neue Lager entdeckt. So waren wir denn aus der Verlegenheit, und folgten frohen Sinns dem Beduinen; es hieß, in einer halben Stunde hätten wir den Duar erreicht. Unser Weg führte einen sanften Abhang hinab auf ein drittes Thal

zu, das dem ersten parallel zu laufen schien; die Gegend war nicht so wüst, wie die des heutigen Morgens, sondern zeigte ziemlich viel Büsche. An dem großen Berge hinter uns brannten einige Feuer, und bei zunehmender Dunkelheit glitzerten hie und da Sterne auf.

Wir folgten lange dem Laufe des Baches; der beginnende Regen vermehrte die Dunkelheit, und damit die Unsicherheit des Mittes, so daß Jeder sich dicht an seinen Vordermann halten mußte. Die halbe Stunde war längst vorüber, und noch zeigte sich keine Spur des Quar; die Haut fröstelte und der Wagen bellte: es war eine unbehagliche Cavalcade. Mit nur zwei kurzen Unterbrechungen saßen wir seit 5 Uhr zu Pferde, und obgleich nunmehr an's Reiten gewöhnt, fast wie die Sunnen, sehnten wir uns doch nach einer etwas wagerechten Stellung und nach freiem Raum zwischen den Beinen. Es half nicht einmal, nach der Entfernung zu fragen, denn die schwerfällig übermittelten Antworten lauteten ganz unbestimmt. So ging es wohl zwei Stunden fort, und schon hatte es den Anschein, als ob wir uns gänzlich verirrt, oder die Beni-Sliman noch einmal ihr Lager gewechselt hätten.

Da traf plötzlich, in der tiefen, gänzlichen Dunkelheit, ein wahrer Lichtstrom unsere Augen, oder vielmehr eine Feuer-Brandung, denn in fußhohen Wellen leuchtete das Element, und ward immer mächtiger und ausgedehnter, je näher wir kamen. Es schien, als stände ein ganzer Hügelrücken in Brand, und in der That verhielt es sich nicht viel anders. Als wir einen gelinden Abhang hinaufgeritten, erkannten wir, daß oben wohl zwanzig Scheiterhaufen loderten, gebildet durch die großen, trockenen Salsabüsch, wie sie auf kleinen, kegelförmigen Erhöhungen des sandigen Bodens gewachsen. Mitten dazwischen standen einige Zelte, und bewegten sich geschäftige Beduinen. Es war das neue Lager des Beni-Sliman, und die Büsche waren absichtlich

von ihnen angesteckt. Diese Nomaden hatten ihre neue, ephemere Ansiedlung noch nicht beendigt, und wahrscheinlich dienten die brennenden Sträucher zur Beleuchtung ihrer Arbeiten; vielleicht auch dazu, die Umgebung des Quars zu klären.

An diese praktisch-egoistischen Zwecke dachte ich indeß gegenwärtig nicht im mindesten: sondern glaubte, ein wenig auf Don Quixote's Art, die gastfreundlichen Beduinen hätten uns zu Ehren eine große Illumination veranstaltet. Die Ursprünglichkeit und einfache Größe der vermeintlichen Feier imponirten mir sehr, indem ich sie mit den Talglichtern, Fetztlämpchen und sogar mit den glänzenden Gasflammen verglich. Daß ein Volk seinen Boden selbst anzündet, den nahenden Gastfreund zu ehren, und daß Scheiterhaufen, welche die Natur allein gebildet, von der Erde zum Himmel aufzlackern, bis sie durch die Verzehrung des Stoffes erlöschen, das erschien mir solenner und würdiger, als tausend Transparente und Feuerwerke, das erschien mir ganz dem hehren Charakter der Wüste gemäß! Wir fanden übrigens kaum eine Stelle wieder, wo das Wüstengras so hoch, dicht und stark wuchs, wie gerade hier; die einzelnen Büsche hatten wohl 4 Fuß Höhe und 3 Fuß Durchmesser, so daß es mehrere Minuten dauerte, bis die Flamme wieder zusammensank. Sobald eine Anzahl Büsche erloschen, wurden ebensoviel wieder angezündet, und so währte es den ganzen Abend fort. Kleine Knaben besorgten das Geschäft, und häuften zuweilen auch wirkliche Scheiterhaufen.

Der Regen hatte aufgehört, und die Feuchtigkeit dauert auf diesem Boden nicht länger, als der Niederschlag. Daher machten wir es unseren ermatteten Gliedern unter freiem Himmel etwas bequem, und betrachteten in Muße das bunte, wirre Treiben des Bivouacs. Mitten zwischen den Flammen wurden die Pferde und Maulthiere angebunden und entladen, die Zelte aufgerichtet, wobei wir selbst mithalfen, die Holzpflöcke in den

Boden zu schlagen. Nun brachten die Spahis Stroh und Gerste für die Thiere; man wird begreifen, daß sie es nöthig hatten nach dem vierzehnstündigen Marsche, und wie sie es sich schmecken ließen. Nicht so glücklich waren wir zweibeinigen Reisenden. Die Beduinen entschuldigten sich, sie hätten nichts vorbereiten können, da sie erst vor Kurzem hier angekommen; jezt wollten sie aber so schnell machen, wie nur möglich. Nach solchem Mitt um 9 Uhr Abends noch Aussicht auf anderthalbstündiges Warten, das war ein wenig stark; doch was half es? wir konnten unser Futter nicht roh verzehren, wie unsere besser situirten Genossen. Auch das Wasser war kaum für Pferde genießbar: eine schlammige Flüssigkeit in einem uralten schmutzigen Thonkrüge; und doch wurde der Ekel vom Durst überwunden.

Als ich kurz darauf dem neuen Duar zuschritt, von dem wir auch hier eine Strecke entfernt waren, hörte ich zankendes Geschrei; es war zwischen den Spahis und einem Scheich: die Krieger verlangten zwei Hammel zur Mahlzeit, und der Scheich erwiderte, der Duar sei arm, und könne nur ein Zicklein schlachten. Wir ließen ihm bedeuten, daß wir auf den zweiten Hammel verzichteten, aber von Ziegenbraten nichts wissen wollten; vor allen Dingen solle er sich beeilen, wenn er nicht unangenehme Folgen herbeiführen wolle. So trieben wir denn heute die Vornehmheit so weit, erst zwischen 10 und 11 Uhr des Nachts zu diniren; aber dann dauerte es auch nicht lange, bis die letzten Galfasflammen nur noch die Knochen des Hammelviehes grell beleuchteten, und bald darauf überließen wir uns dem wohlverdienten Schlummer.

---

Trotz der Anstrengung und späten Ruhe des gestrigen Tages brachen wir, nach Genuß von Kaffee und Brod, auch heute am

frühen Morgen, zwischen 5 und 6 Uhr, auf, da wir eine sehr große Entfernung bis El-Utaja zurückzulegen hatten. Die veränderte Lagerstätte der Beni-Sliman mußte uns bedeutend vom direkten Wege abgebracht haben, denn wir verließen den Quar im spitzen Winkel zu unserm gestrigen Wege, und die Entfernung bis Mdukal stellte sich später als sehr viel größer heraus, als in unserem Plane berechnet worden. Der Boden wurde bald wieder steinig; der Weg ging ziemlich eben und der Morgen war so trübe und unfreundlich, wie es der vorige Abend gewesen. Herr v. D. hielt mir während dieses düsteren Mittes einen langen Vortrag über den klaren Sinn und Zusammenhang des Zweiten Theils von Goethe's Faust. Ich hörte aufmerksam zu, aber die Klarheit der Dichtung drang so wenig in mein Gehirn, wie die Klarheit des Morgens in meine Augen.

Als diese letztere doch endlich kam, fanden wir uns auf einer sehr öden, steinigen Fläche, ohne Aussicht auf Berge; dicht vor uns aber erhoben sich einige unbedeutende Felshöhen. Hier stieg ich vom Pferde, um den Boden genauer zu besichtigen; als ich aber wieder aufgesessen, erblickte ich meine Gefährten nicht mehr. Auch auf meinen lauten und wiederholten Ruf erfolgte keine Antwort; und so mußte ich auf's Gerathewohl ihnen nach-eilen. Ich hielt mich natürlich, so gut es gehen wollte, in der bisherigen Richtung, und hatte das Glück, nach einer etwas bangen Viertelstunde meine Karavane einzuholen. Nun ging es ohne irgend welche Abwechslung, sei es durch Gegend oder Menschen, einige Stunden lang weiter; der Regen, der eine Zeit lang nur sanft gefallen war, wurde gegen 11 Uhr sehr stark, und wir hatten Mühe, uns durch unsere Kapuzen vor Durchnässung zu schützen. Nach Aussage der Führer hatten wir bis zur Dase Mdukal noch über zwei Stunden Reitens, und keinen Quar anzutreffen, der das ersehnte Obdach und Frühstück gewährte. Mit dem schönen Wetter schien also auch die regel-

mäßige Beherbergung der früheren Tage aufzuhören, während wir ihrer gerade jetzt am meisten bedurften.

So schwer es uns auch ankam, wir Europäer hatten uns schon in Hunger und Nässe ergeben, denn das Wort der Führer war unser einziger Anhalt. Aber unser Spahi Ali ließ sich nicht so leicht abfinden; er sprengte, ohne ein Wort zu sagen, voran, und kam nach einiger Zeit in schräger Richtung zu uns zurück. Sein lachender Mund verkündete etwas Gutes; und richtig, der Schlaue hatte ganz in der Nähe ein Paar Beduinenzelte erspäht! Senkrecht gegen die Richtung unseres Weges lief eine schmale und flache Schlucht, in der wir drei Zelte nicht weit von einander erblickten. Dem Spahi, der vorausritt, sprangen aber mehrere Frauen mit Wehgeschrei und abwehrenden Bewegungen entgegen. Er berichtete: die Frauen wollten uns durchaus nicht aufnehmen, da kein Mann in den Zelten sei, sie auch weder zu essen noch zu trinken hätten; es sei aber nur Furcht vor den Ausgaben der Bewirthung. Wir ließen daher entgegennen, daß wir, als Abgesandte der Regierung, unbedingt Aufnahme verlangten; alle Auslagen würden wir reichlich vergüten.

Die Frauen fügten sich, und richteten ein Obdach für uns ein, indem sie das eine Zelt durch einen aufgehängten Teppich halbirten, und einen anderen Teppich zum Lager für uns ausbreiteten. Wie froh waren wir, bei dem starken und ungewohnten Regenguß, selbst eines so beschränkten und niedrigen Obdachs! Um hineinzukommen, mußten wir fast kriechen; einmal drinnen, war das Rührt Euch! von selbst verboten, nach außen durch den Regen, nach oben durch das triefende Zelt Dach, nach der Seite durch acht der längsten Beine, welche die Natur je gebildet. Ja, besagte, Beine fanden auch in der Ruhe nicht nebeneinander Platz, sondern nur über- und durcheinander; wenn Einer sich bewegte, so bewegten sich Alle; und wenn es mich juckte, so gerieth ich in Gefahr, das Bein eines Nebenmenschen zu krazen.

Trotz aller Subsidienverträge, Militärconventionen und Heirathsabschlüsse ist, glaube ich, eine so enge Verschlingung Englands, Preußens und Mecklenburgs noch niemals vorgekommen. Die eigenste Erfahrung lehrte mich aber auch, daß die zu innige Verbindung mit England Preußen mehr genirt, als fördert — denn das eine Britenbein lag gerade über dem meinen. Ja wenn es noch umgekehrt gewesen wäre!

Waren die europäischen Mächte einander nahe gerückt, so erschien die Scheidung derselben vom Orient um so schroffer. Hätte auch der Teppich keine geheiligte Schranke gebildet, so würden wir, durch die innige Verschlingung, uns schon selbst an dem Eingreifen in die orientalischen Angelegenheiten gehindert haben. Unsere Lage bot ein treffliches Bild des Verhaltens von Europa zum Orient in dem letzten Jahrhundert. Und doch war auch in unserem Falle der Gegenstand so lockend, so verführerisch! Ueber den schmalen Teppich hinweg beobachtete ich fortwährend und deutlich, wie die Weiber ein Gericht für uns bereiteten, und meine Blicke beunruhigten oder störten sie keineswegs. Da kauerten ihrer vier am Boden, eine alte und zwei mitteljunge Frauen, und, am nächsten zu mir, ein ganz junges Mädchen. Sie trugen sämmtlich Kleider von Wollenzeug, von weißer Farbe, aber sehr schmutzig; es war derselbe Stoff, wie ihn die Maurinnen haben. Der Schnitt war gänzlich von dem europäischen verschieden, indem das Rückenstück, das in Falten mitteltief nach hinten herabfiel, vorne zu beiden Seiten der Brust mit zwei großen, silbernen Agraffen an das Vorderstück befestigt war. Arme und Seiten blieben also entblößt und bei der geringsten Bewegung kam auch der Busen zum Vorschein. Von einem Hemd war keine Rede, ebenso wenig von Bein Kleidern, wie die Maurinnen tragen; so unwahrscheinlich es auch meinen deutschen Lesern klingen mag, ich versichere, daß der wollene Rock

das einzige Kleidungsstück bildete: und dies an einem naßkalten Januartage.

Nur um den Kopf trugen sie noch ein Tuch gewickelt; gewiß weniger zur Bekleidung, als zum Schmucke. Denn auch hier zeigte sich die gerade bei rohen Völkern so gewöhnliche Erscheinung, daß das Bedürfniß des Putzes dem der Kleidung weit vorangeht. Außer jenen zwei Agraffen trugen sämtliche Weiber zwei dicke silberne Ringe um die nackten Fuß-Knöchel, und wenigstens einige darunter eine große, platte Busennadel, gleichfalls von Silber. Die Fußringe (übrigens bei allen Algerierinnen in Gebrauch) waren glatt, die Agraffen und der Busenschmuck aber von nicht übler Modellirarbeit. Ich zeichnete sie in mein Notizbuch, was die Schönen bemerkten, ohne irgend abzuwehren. Sie zeigten keine Spur von Zurückhaltung, weder die Frauen, noch das Mädchen; sie saßen ganz unbefangen bei ihrer Kocharbeit, und erwiderten meine Blicke ohne Verlegenheit; ja sie lachten einigemal mit mir.

Ich kann nicht leugnen, daß ich das junge Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete. Nach unseren Begriffen hätte ich ihr 15 bis 16 Jahre gegeben; doch mochte sie bedeutend jünger sein. Ihr Teint war überall gelblich-braun, die Augen kohlschwarz, die Haare, von derselben Farbe, fielen in dicken, üppigen Flechten tief an den Wangen nieder, und faßten wie ein glänzender Rahmen das jugendliche Oval des Antlitzes ein. Die Züge waren ziemlich regelmäßig, von semitischem Schnitt, der Ausdruck gleichgültig, ohne Geist und besonderes Feuer. Den Teint und die Farbe und Tracht der Haare hatten die älteren Weiber mit dem jungen Mädchen gemein; aber mit dem Schmelz der Jugend fehlte ihnen auch alles Anziehende. Kaum minder interessant, als die Personen, war für mich ihre Thätigkeit. Ich sah hier zum ersten Male auf saharische, ja überhaupt auf afrikanische Weise kochen, nachdem ich mir das so Gekochte schon

oft hatte wohlschmecken lassen. Zumal die Hausfrauen unter meinen Lesern wird es ergözen, ihren beduinischen Colleginnen einmal in den Topf zu gucken; ja vielleicht wird mir das schönste Verdienst eines Reiseschriftstellers: die vaterländische Kochkunst um eine Speise zu bereichern!

Weizenmehl mit Wasser wurde auf einem Brette zu runden, flachen Fladen gerollt, diese mit Butter bestrichen, und einer über den andern gelegt. Das Rollen geschah natürlich mit bloßen Händen. Unterdeß quetschte mein braunes Wüstenmädchen Zwiebeln in einen hohen und engen Mörser aus Holz, wobei sie auffallend lange zubrachte. Ein anderes, noch jüngeres Mädchen und einige Kinder hatten gleichzeitig vor dem Zelte ein Reißigfeuer angemacht, auf welches nun die Fladen mit den Zwiebeln in irdenem Topfe gesetzt wurden. Als die Speise gar geworden, kam der Topf wieder in's Zelt, und eine oder ein Paar von den Frauen zerrissen die Fladen mit den Händen in kleine Stücke, und legten dieselben in das gewöhnliche Kuskuß-Gefäß. So entstand, unter Mitwirkung von etwa sechszehn Händen und Händchen, das leckere Frühstück, das nur mit großer Mühe zwischen unseren Beinen Platz fand. Einer unserer Franco-Araber nannte das uns noch nicht vorgekommene Gericht „Macaroni d'Afrique“; es schmeckte jedenfalls weit pikanter, als der ewige Kuskuß. Da wir aber inzwischen unseren nagenden Hunger mit Brod und Wurst beschwichtigt, so vermochten wir diesem Meisterstücke saharischer Kochkunst nicht viel Ehre zu erweisen; dafür sorgten um so eifriger unsere nimmersatten Begleiter. Auf Fleisch hatten wir natürlich wegen der Armuth unsererer Wirthe verzichtet.

Während des Essens kam auch der Herr des Zeldes zurück, und begrüßte uns freundlich: ein Mann von mittleren Jahren. Unter Ehli's Vermittelung erhielt ich von ihm folgende Auskunft. Der Name dieser Zelte sei Bukra (Dschemmâ Scheiba);

es gehörten dazu noch einige andere, die weiter abständen. Das Zelt, in dem wir aufgenommen, enthalte zehn Personen, alle zu Einer Familie gehörig; der Mann hatte demnach wenigstens zwei Frauen. Drei Kameele und 30 Schafe bildeten sein ganzes Besitztum. 25 Mal und mehr im Jahre wechselten sie die Lagerstätte, und seien bald bei Constantine, bald bei Tuggurt, einer der südlichsten Oasen Algeriens — eine Entfernung von wenigstens funfzehn Tagereisen. Seine beiden Nachbarn verweilten jetzt in Biscara, und trieben Handel; nur die Frauen waren in den Zelten. An Abgaben zahlten sie das Jahr: für ein Kameel 10 Francs, für ein Kind, sei es groß oder klein, 2 Francs, für ein Schaf 2 Sous, für eine Ziege 1 Sou. Bei der enormen Steuer von den Kameelen können unmöglich auch noch die Zelte belastet sein, wie in der Gegend von Bu-Sfada. Die Abgaben in Algerien sind überhaupt noch weit von irgend einer Gleichmäßigkeit entfernt, sowohl in Betreff des Objekts, als der Höhe. Alte Gewohnheiten, politische Rücksichten, Bestechungen und endlich die grundlose Willkür haben diesen echt barbarischen Zustand bis jetzt aufrecht erhalten. Gerade die Schwächsten und Armsten müssen natürlich auch hier das Meiste zahlen.

Herr v. D., unser Gemein-Cassirer, drückte dem Beduinen einen Fünf-Frankenthaler in die Hand, als wir nach völliger Sättigung wieder aufsaßen. Der Regen hatte gerade während unseres Verweilens unter dem Zelte nachgelassen; wie ein getreuer Reisegefährte brach er wieder los, sobald wir weiter ritten. Bald im Schritt, bald im Trab durchzogen wir eine weite Fläche, bis wir uns nach etwa anderthalb Stunden plötzlich am obern Rande eines steilen und langgestreckten Abhanges sahen. Unten zeigte sich in nicht zu großer Entfernung eine kleine, palmenbewachsene Oase; es war Mdukal. Jetzt wurde unter uns Rath gepflogen, ob wir heute noch bis zu dem vorgezeichneten Nacht-

quartier El-Utaja gelangen könnten und möchten; oder ob wir es vorzögen, in Mdukal zu übernachten, und lieber morgen in einem Zuge bis Biscara vorzudringen.

Die Spahis verlangten dringend das Letztere; es sei für unsere Thiere unmöglich, heute noch das an acht Stunden entfernte El-Utaja zu erreichen, da sie schon eine so weite Strecke zurückgelegt, und in einigen Stunden die Dunkelheit hereinbrechen würde. Diese neue Verzögerung erschien uns Europäern höchst unangenehm und nachtheilig; zumal wir nach früheren Vorgängen geneigt waren, den Spahis eigennützige Absichten zuzutrauen. Auch auf unsere Karten war durchaus kein Verlaß; nicht viel mehr auf die Bestimmungen des Bureau arabe. So beschloffen wir nach langem Disput, uns in Mdukal ohne Zuthun der Spahis nach der Entfernung und Wegebeschaffenheit bis El-Utaja zu erkundigen, und gleich weiter zu ziehen, wenn der Bescheid irgend die Möglichkeit dazu eröffnete. Auf sehr steilem Wege ritten wir den sandigen Abhang hinab, dessen Erhebung über der Dase mehrere hundert Fuß betragen mochte. Wir fanden unten einen Bach, welcher der Dase zusloß, und bald auch seine befruchtende Wirkung zeigte; seit Bu-Sada begrüßten wir zum ersten Male grünende Fruchtfelder, freilich nur vereinzelt und unregelmäßig.

So erreichten wir etwa um 3 Uhr Nachmittags Dase und Dorf Mdukal; eine breite, natürlich ungepflasterte Straße führte uns durch gut erhaltene Lehm-Mauern, welche die Gesamtheit der Gärten umgaben. Hier zogen wir durch Chlil die beabsichtigten Erkundigungen ein, und erfuhren, daß allerdings El-Utaja fast acht Stunden entfernt, und bis dahin kein einziger Quar, ja nicht einmal etwas Wasser anzutreffen sei; dagegen sei es möglich, von Mdukal in Einem Tage nach Biscara zu kommen. Nun hätten wir uns zwar äußersten Falles hier im Orte mit Lebensmitteln und Wasser versorgen, und wenigstens

bis zur gänzlichen Dunkelheit vordringen können. Aber der Wasservorrath für so viele Menschen und besonders Thiere wäre sehr lästig geworden, auch fehlten uns Schläuche oder sonstige Gefäße. Daher fiel der schließliche Entscheid für das bequemere Bleiben; der anhaltende, unleidliche Regen trug sicher sein Theil dazu bei.

Aus den Gärten gelangten wir in das kleine Dorf, und hielten auf einem freien Plage, wo man uns abzustiegen bedeutete. Man führte uns sodann durch eine Art langen Thorweg auf einen Hof, und von diesem eine hohe, auswändige Holztreppe hinauf in einen viereckigen Saal von solchen Dimensionen, wie wir sie im Innern Algeriens nicht weiter angetroffen. Aber außer einem Kamin fehlte auch hier jede Einrichtung; der Fußboden bestand aus Estrich, das Licht fiel durch die Thür und ein oder zwei glaslose Fenster. Dies war das Fremdenemach der Gemeinde; und alsbald erschien auch ein ehrwürdiger Greis, uns in Stellvertretung des nach Bu-Sfada abwesenden Kaida zu begrüßen. Wir erfuhren, daß er für unsere Bewirthung zu sorgen habe, während zwei andere Scheiche, gleichfalls alte Männer, über die Verpflegung der Dienerschaft und der Thiere gesetzt waren. Jener Greis ließ einen sehr großen und dicken Wollteppich für uns ausbreiten und Feuer anmachen; es kamen bald, wie gewöhnlich, mehrere Eingeborene, die theils an der Thür, theils am Feuer kauerten, und uns schweigende Gesellschaft leisteten. Ob zu dieser Sitte die Höflichkeit oder der Müßiggang führt, vermag ich nicht zu entscheiden, wahrscheinlich beides zusammen. Jedenfalls waren wir bald so daran gewöhnt, eine Anzahl bebürmter Delgößen bei uns zu sehen, daß wir sie wenig mehr beachteten.

Raum hatten wir etwas Toilette gemacht und uns auf dem Teppich niedergelassen, so erscholl von unten herauf ein heftiges, anhaltendes Gezänk, aus dem wir deutlich die Stimmen

unserer Spahis heraushörten. Herr v. D. und ich eilten die Treppe hinab, und erfuhren, daß die beiden Scheiche sich hartnäckig weigerten, unsere Pferde und Maulthiere mit Futter zu versehen, während die beiden Spahis ebenso hartnäckig darauf bestanden. Ein Haufe Eingeborener hatte sich auf dem freien Plage zum Gassen versammelt. Herr v. D. hieß den Spahis, nachzugeben, und das Futter auf unsere Kosten zu kaufen. Dagegen erhob ich aber entschiedenen Einspruch, nicht als ob mir's auf die paar Francs mehr angekommen wäre, als Herrn v. D., sondern weil ich unsere Spahis im vollsten Rechte wußte.

Die Verpflichtung der Eingeborenen, uns Futter zu liefern, war von den französischen Behörden unzweifelhaft festgestellt, und auf unserer ganzen bisherigen Reise ohne den geringsten Anstand, als selbstverständlich, befolgt worden. Warum sollte gerade Mdukal eine Ausnahme machen? Wie ich früher auseinandergesetzt, war überdies diese Lieferung nur ein Vorschuß, den die französische Regierung vergütete; so daß die Weigerung der Scheiche nicht einmal als Geiz, sondern als reine Böswilligkeit erschien. Endlich hielt ich es für unsere Pflicht, in gerechter Sache für unsere eigenen Leute Partei zu nehmen, nachdem diese sich einmal vor den Augen der ganzen Einwohnerschaft exponirt hatten. Nach heftigem Wortwechsel ging die Sache an den großen Rath, und die beiden anderen Herren entschieden für's Nachgeben; gewiß um etwaigen weiteren Skandal zu vermeiden, und uns als die Reicherer den Eingeborenen gegenüber großmüthig zu zeigen. Unter diesem Gesichtspunkte stimmte schließlich auch ich dem Entschlusse bei.

Beim Kaffeetrinken gesellte sich ein Mann aus Mdukal zu uns, von mittleren Jahren und einnehmendem Außern, und redete uns in sehr gebrochenem Französisch an. Dies war der erste Fall seit Bu-Sjada, daß ein Eingeborener auch nur ein Wort französisch konnte, und es setzte uns daher in keine geringe

Verwunderung. Aber der Mann hatte seine französischen Brocken nicht aus dem Dictionnaire, sondern aus dem mehrjährigen Dienst unter den Turcos. Er erwies uns viel Freundlichkeit, und zwar offenbar ohne die egoistischen Absichten des Matrosen zu Msila; so erbot er sich auch, uns in der Dase heranzuführen. Ich war der einzige, der mit Freuden seinen Vorschlag annahm; meine Gefährten waren nicht zum Mitgehen zu bewegen. Ich trug den Burnus, die Leibbinde, und heute ausnahmsweise auch die rothe Schaschia, statt des gewöhnlichen Filzhutes, so daß ich, wenn auch nicht in den Augen der Eingeborenen, doch in meinen eigenen einen Vollblut-Araber darstellte.

Bald nach unserm Fortgang aus dem Ehan (Gasthaus) schlossen sich mehrere Mdukaler an uns an, und wir hatten schnell die Gärten erreicht. Dieselben lagen etwas unter dem Niveau des Dorfes, und unterschieden sich von denen Msila's und Bu-Sfada's wesentlich dadurch, daß nicht die Canäle eines fließenden Wassers, sondern eigenthümliche Brunnen sie bewässerten, von denen ich mehrere besah. Sie schienen durch die Regelmäßigkeit und Größe ihrer Oeffnung Cisternen zu sein, wofür auch der Umstand sprach, daß das Wasser bis nahe an die Oberfläche stand, und also ohne Schöpfwerk, durch gewöhnliche Eimer geschöpft wurde. Allein es steht in meiner Erinnerung vollkommen fest, daß es vielmehr artesische Brunnen waren; mochte nun der Anblick, oder die Aussage meines Begleiters, oder beides zusammen mich überzeugt haben. In der That erinnere ich mich deutlich, daß die Wände ungemauert waren.

Man wende mir nicht ein, daß die Anlage artesischer Brunnen, zumal in größerer Zahl, bei den primitiven Zuständen dieser Dase höchst unwahrscheinlich sei, da sie ja selbst in unseren Ländern zu den neuesten und seltensten Werken gehöre. Durch schriftliche und mündliche Zeugnisse ist es über alle Anfechtung erhoben, daß viele der südlichen, größten und fruchtbarsten Dase Algeriens

ausschließlich durch artesische Brunnen bewässert werden, und zwar seit undenklichen Zeiten. Diese allgemeine und frühzeitige Einführung erklären auch zwei Umstände hinreichend: einerseits die drängende Nothwendigkeit, in Gegenden, die ohne Wasser keinen Anbau zulassen, und von Natur kein Wasser haben; andererseits die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Anlage, wozu es genügt, ein mäßig tiefes Loch in den lockern Boden zu graben, und dasselbe mit Holz auszulegen. Auf diesen Gegenstand komme ich später zurück. Der größte der Brunnen von Mdukal lag sehr tief, und außer den Gartenmauern; Stufen führten zu ihm hinab, und mehrere Frauen schöpften daraus; es war ohne Zweifel ein öffentlicher Brunnen.

Wir durchwanderten mehrere Gärten, welche die größte Aehnlichkeit mit denen Mjila's und Bu-Sfada's zeigten; die Dattelpalmen waren ebenso häufig, wie in letzterer Dase; Mdukal zählt ihrer, nach Aussage meines Begleiters, nicht weniger als 16,000. Wenn das wenigstens ebenso große Bu-Sfada nur 5000 besitzt, so ist jene Angabe offenbar höchst übertrieben, was auch schon der oberflächliche Anblick lehrte. Die zwei größten dieser Gärten gehörten einem jungen, unbedeutend aussehenden Mann, der sich uns angeschlossen, und von den Uebrigen wegen seines Geizes geneckt wurde. Der Ertrag der Gärten und wenigen Felder scheint das ganze Einkommen der Bewohner auszumachen, sowie deren Besorgung ihre einzige Beschäftigung; von Gewerben und Handelsverkehr sah ich keine Spur.

Wie still und unbedeutend der Ort sei, sah ich erst recht, als ich gleich nach der Rückkehr in den Chan mit dem graubärtigen Scheich durch die Gassen wanderte. Ich sah ihrer nur zwei oder drei, die nicht einmal ganz bebaut waren; die Häuser unterschieden sich in Nichts von denen der anderen Dasen. Wir kamen bald auf einen geräumigen, aber kothigen Platz, wo am Morgen ein Viehmarkt gehalten worden; dort stand das Haus

des Marabut, mit einer Kubba, die aber kaum zu bemerken war. Jenseit dieses Platzes öffnete sich ein anderer, ganz wüster, wo nur die Grundmauern eines großen Gebäudes standen, sei es nun, daß dieses zerfallen, oder gleich Anfangs liegen geblieben war; einige schlechte Gemüsegärten lagen umher. Wir kehrten alsbald auf demselben Wege zu dem Chan zurück; gewiß, weil es keinen andern gab; ich sah wenig Menschen und gar keine Verkaufsläden. Trotz des anhaltend trüben, regnerischen Wetters ging ich mit dem früheren Turco noch einmal bis zu dem wüsten Platze, ohne jedoch Neues zu beobachten. Ruinen aus der Römerzeit fand ich hier so wenig, wie zu Bu-Sfada.

Während ich meine drei Entdeckungsreisen machte, hatte Herr v. D. den deutschen Namen auf einem andern, dem medicinischen Felde Ehre erworben. Einer unserer Maulthiertreiber wurde bedeutend krank, worauf ihm Herr v. D. aus seiner kleinen Reise-Apotheke etwas eingab, was dem armen Menschen gut that. Kaum war das ärztliche Wirken des Franken ruckbar geworden, so baten ihn mehrere Eingeborene um Rath und Arznei; er suchte zu helfen, soweit es seine dilettantischen Kenntnisse und wenigen Mittel zuließen; so viel ich mich erinnere, gab er Allen ziemlich dasselbe. Auch unser Scheich consultirte wegen seiner Tochter; und ganz spät am Abend kamen noch zwei Knaben, die flehentlich Hülfe für ihre, von den schrecklichsten Schmerzen gepeinigten Mütter verlangten. Welch trauriges Zeichen für die Einsicht und Arzneikunst der Eingeborenen, daß sie sich ohne Weiteres an einen ihnen gänzlich unbekanntem Reisenden wenden! Denn der Erfolg der Behandlung des Maulthiertreibers stand ja noch nicht fest; überdies ist aus zahlreichen Reisebeschreibungen bekannt genug, daß die Orientalen im Allgemeinen jeden Europäer für einen Heilkünstler halten, und ihm gänzlich vertrauen.

Im Mittelalter stand es bekanntlich gerade umgekehrt; die Araber und Mauren waren und galten weitaus für die gelehr-

testen und tüchtigsten Aerzte, und wurden die Lehrmeister der Christen. Aber wie in allen übrigen Künsten und Wissenschaften, so sind sie auch in der Medicin zurückgeschritten; es giebt wahrscheinlich in ganz Afrika (mit Ausnahme von Aegypten) keine ärztliche Lehranstalt, selbst von der niedrigsten Art. Theologie und Jurisprudenz, auch ein wenig Philologie und Philosophie, werden doch noch in den Saujas und Moscheen-Schulen Algeriens eingepaukt, aber von einem Unterrichte in Naturkunde und Medicin ist nirgend die Rede; es müßte denn sein, daß man das Amulett-Schreiben der Talebs für Heilkunst hielte; wie denn allerdings zwischen ihren Amuletten und unsern Recepten oft kein wesentlicher Unterschied sein mag. Daß auch in Algerien, zumal auf dem Lande, viele Hausmittel und heilsame Kräuter bekannt und angewendet sind, bezweifle ich, obgleich mir nichts Positives darüber vorliegt, durchaus nicht; denn diese natürliche Arzneikunde besteht bei allen Völkern der Erde. Auffallend ist es jedenfalls, daß man in den vielen Werken über Algerien, die doch in Bezug auf Religion, Sitte, Recht, Poesie, und tausend gleichgültige Dinge sehr Ausführliches beibringen, die so wichtige Heilkunst gar nicht berücksichtigt findet; als ob es wissenschaftlicher wäre, wie die seltene Antilope gejagt, als wie den Menschen das unschätzbare Gut der Gesundheit wiedergegeben wird!

Gewiß rührt die so außerordentliche dünne Bevölkerung Algeriens und des ganzen fruchtbaren Nord-Afrikas zum Theil von dem elenden Zustande der Heilkunst her; es ist ja bekannt, daß wenigstens die neuere Chirurgie und Geburtshülfe des Abendlandes zahllosen Menschen das Leben rettet. Der beständige Kriegs- und Fehdezustand und die Bedrückung von oben würden für die vergangenen Zeiträume die dünne Bevölkerung wohl hinreichend erklären. Allein abgesehen davon, daß so manche Stämme durch ihre Stärke und günstige Lage von beiden Ursachen wenig litten, so beweisen die genauen Volkszählungen in den Städten,

seit der französischen Herrschaft, daß auch ohne Krieg und Druck die Zahl der Sterbefälle die der Geburten übertrifft. Dieses traurige Verhältniß, das bei den eingewanderten Europäern unstrittig meist auf dem ungewohnten Klima beruht, hat dagegen bei den Mauren vorwiegend moralische Gründe. Sittlich verfallende Volksstämme haben stets und überall auch ein Abnehmen der Zahl gezeigt; es ist, als ob mit der moralischen und intellektuellen Kraft auch die physische der Fortpflanzung versiechte. Dies tritt ganz besonders beim Zusammenwohnen mit kräftigeren Volksgenossen hervor, und so muß es sich auch in Betreff der Mauren verhalten: denn hätte die jetzige Abnahme auch nur seit zweihundert Jahren bestanden, so könnte kein Maure mehr in Algerien vorhanden sein.

Um jedoch nicht ungerecht gegen die Nachkommen der glorreichen Ommijaden zu sein, muß ich anerkennen, daß auch die Verkehrsverhältnisse seit der französischen Besitznahme sich ihnen höchst ungünstig gestaltet haben. Die Mauren der algerischen Städte, vorwiegend Verfertiger und Verkäufer von einheimischen Luxuswaaren, zogen ihre Nahrung von den herrschenden Türken und den Arabern des Landes. Die Türken wurden vertrieben, und die Land-Araber durch Kampf und Abneigung gegen die christlichen Franzosen, die Besitzer der maurischen Städte, von dem Verkehr mit letzteren abgehalten. Fanden die maurischen Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute nun für ihre verlorenen Kunden Ersatz in den französischen Truppen, Beamten und Colonisten? Daß diese mehr Fabrikate und ausländische Waaren consumirten, als die wenigen Türken und geizigen Araber zusammengenommen, ist wohl anzunehmen; aber was sie consumirten, war mit unerheblichen Ausnahmen europäische Einfuhr, ging also den Mauren verloren.

Aber die Mauren hätten doch wenigstens den Handel mit den europäischen Artikeln an sich ziehen können, wird man-

cher meiner Leser einwenden, wer hinderte sie daran? Ich erwidere: daran hinderte sie ebenso sehr das Vorurtheil, als die Unkenntniß der Sprache, der Bezugsquellen und des europäischen Geschäftes überhaupt, sowie auch gewiß das Verhalten der französischen Behörden, die Lieferungen u. dgl. am liebsten ihren Landsleuten zuwendeten. Die beweglicheren und vorurtheilslosen Juden haben trotz der auch für sie sehr ungünstigen Verhältnisse einen großen Theil des Handels mit den Truppen und Colonisten erobert; dagegen fand ich selbst in der Hauptstadt bei einmonatlichem Aufenthalt keinen Mauren, der mit europäischen Produkten handelte. Solche nationale Zurückhaltung ist Beweis eines beschränkten, aber doch stolzen und festen Charakters; sie führt jedenfalls eine zunehmende Verarmung, also eine abnehmende Bevölkerung herbei. Kommt nun zu diesen moralischen und ökonomischen Gründen noch eine mangelhafte Geburtshülfe und Heilkunst, und bleibt es auch in Zukunft dabei, so wird man in hundert Jahren unter den ausgestorbenen Nationen auch die Mauren nennen.

Die Araber des flachen Landes, welche ihre Erwerbsquellen durch die französische Herrschaft nicht in dem Maße eingebüßt haben, wie ihre städtischen Glaubensgenossen, haben dagegen in ihrer Lebensweise ein mächtiges und dauerndes Hinderniß der Volkszunahme. Ich meine die übermäßig schwere Arbeit der Frauen, und das beständige Umherziehen, zumal der Beduinen. Alle Berichte sind einstimmig in der Klage über das elende Loos der arabischen Frauen, wie sie alle, auch die unweiblichsten Arbeiten übernehmen müssen, und dabei auf die kärglichste, einförmigste Nahrung, auf die Ueberreste vom Essen der Männer angewiesen sind. Im geraden Gegensatz zu den europäischen Völkern ist das Weib bei den Arabern das vorwiegend arbeitende und erwerbende Geschlecht; der Mann das faulenzende und verzehrende. Man höre nur, was Dammas, der kundige und

keineswegs partheiische Schilderer der Sahara, hierüber mittheilt.\*)

„Wenn ein Saharier nur ein wenig im Wohlstand lebt, so thut er nicht das Geringsste; arbeiten ist eine Schande. Er begiebt sich zu den Zusammenkünften, zu den Versammlungen der Dschemmä; er jagt, reitet spazieren, überwacht seine Heerden, betet u. s. w. . . . Er hat nur die politischen, kriegerischen, religiösen Beschäftigungen. — Aekern, einernnden, die Gärten bebauen, ist das Geschäft der Bewohner der Ksur (Dafendörfer). — Unter einem großen Zelte sind die häuslichen Arbeiten den Negerklaven anvertraut, die wohlfeil und zahlreich sind; die Negerinnen holen Wasser, schleppen Holz, bereiten die Mahlzeiten. — Unter einem Zelte von kleinem Vermögen (à demi-fortune) überläßt man die Arbeiten den Frauen: sie haben die Schafe zu melken, das Getreide zu mahlen, das Pferd zu satteln und abzusatteln, ihm die Decke aufzulegen, ihm Wasser und Hafer zu geben, den Steigbügel zu halten, wenn der Mann ab- oder aufsteigt; Holz und Wasser zu holen, die Nahrung zu bereiten, die Kameele zu melken, letzteres mit Hülfe des Hirten. — Sie weben die Betten, die Kissen, die Lastsäcke, die Stoffe aus roth, blau, gelb gefärbter Wolle, mit denen man die Aatatisch (Kameelsättel für Frauen) verschleiert; die Gardinen, welche die Männer von den Weibern trennen, die Saumsättel der Kameele, den Dudsack, den Quersack, die Pferddecke, die Fußstricke (für Pferde), die Nege, um das Lamm von seiner Mutter abzuhalten, deren Milch man bewahren will; sie machen Stricke aus Wolle, aus Ziegen- und Kameelhaar, aus Palmbältern, aus Galsa. — Sie bereiten die Bockjelle zu, worein die Milch, die Butter, das Wasser gethan werden. — Sie verfertigen aus Thonerde Töpfergeschirr, Trinkgefäße, Ofen (?), Schüsseln zum Backen des Brodes, zum

\*) Moeurs et coutumes de l'Algérie, p. 265.

Kochen des Kuskuffu und des Fleisches. — Zum Behuf der Umzüge brechen sie das Zelt ab, rollen es zusammen, und laden es auf ein Kameel. Während der Wanderung gehen sie zu Fuß, und führen dabei oft die Stute, der ein Fohlen folgt, an der Hand; unterwegs sammeln sie stets Holz und Futter für das Bivouac am Abend. Bei der Ankunft schlagen sie das Zelt auf.“

Nicht wahr, diese trockene Aufzählung erfüllt schon dein Herz, fühlender Europäer, mit Schaudern? Sieht es gekaufte Sklaven, die man so mit Arbeiten überbürdet? Aber bei näherer Betrachtung wird die Sache noch viel schlimmer; denn erstens hat Daumas einige wesentliche Frauenarbeiten ausgelassen, und zweitens muß man sich vergegenwärtigen, was die von ihm angeführten zu bedeuten haben. Ausgelassen hat Daumas z. B. die Bereitung der Butter, das Anzünden und Unterhalten des Feuers, das Spinnen der Wolle, das Weben und Ausbessern der Zelttücher, das Ausbessern überhaupt, das Flechten von Matten, das, freilich geringfügige, Waschen der Kleidungsstücke, endlich und vor allen Dingen die ganze Abwartung der Kinder — ein Geschäft, das ja selbst in unseren Handwerkerfamilien fast die volle Arbeit eines Frauenzimmers in Anspruch nimmt. Um aber einen Theil der obigen Arbeiten zu würdigen, vergegenwärtige man sich, was sie in der Wüste bedeuten. Wasser und Holz sind so selten, daß sie gewiß oft eine Stunde weit herbeigeschleppt werden müssen; das Mahlen des Getreides in Handmühlen oder steinernen Mörsern ist eine Sklavenarbeit; der Webstuhl muß bei jedem Umzug von neuem aufgestellt und zugerichtet werden, die Schafe und Kameele sind sicherlich oft weit von den Zelten ihrer Besitzer. Was es heißt, mehrere Tagereisen hinter einander, belastet und beschäftigt, in steiniger oder sandiger, brennender Wüstenei mit den Pferden und Kameelen Schritt zu halten, und dann noch jeden Abend gleichsam die ganze Wirth-

schaft von vorne einrichten, das mögen unsere Dämchen beurtheilen, denen schon ein längerer Spazierweg zu Fuß als unerträgliche Beschwerde erscheint!

Einigermassen erleichtert wird natürlich das Schicksal der Frauen, wenn ihrer zwei oder gar mehr in Einem Zelte sind. Allein gerade je ärmer ein Zeltbesitzer ist, desto weniger ist er im Stande, ein zweites oder drittes Weib zu kaufen und zu unterhalten; denn so übermäßig eine Beduinin auch arbeitet, so vermag sie doch kaum ihren Unterhalt zu erwerben, da in dieser einfachen Gesellschaft keine weibliche Lohnarbeit, und die Industrie nur als Nebenverdienst besteht. Und überhaupt, wie bereits früher bemerkt, ist eine vorherrschende Vielweiberei schon darum nicht anzunehmen, weil die Zahl der Männer und Weiber bei allen Völkern, wo man genauere Aufnahmen besitzt, sich, bis auf einen unbedeutenden Procentsatz, als ganz gleich herausgestellt hat. Dadurch hat dies Verhältniß die Dignität eines festen Naturgesetzes erlangt, und ist mit Gewißheit auf noch unbekannte Fälle anzuwenden.

Mag nun auch Krieg und Rache bei den Arabern die Zahl der Männer unter das natürliche Verhältniß bringen; mag ferner ein großer Theil der Männer, als Diener und Knechte, ledig bleiben, alle weiblichen Personen dagegen heirathen — so ist es doch schon sehr hoch gegriffen, wenn ich annehme, daß im Durchschnitt auf Einen Ehemann zwei Weiber kommen. Nur die Einfuhr vieler Mädchen von außen könnte das Verhältniß noch höher stellen (wie es in den orientalischen Hauptstädten der Fall ist); aber hiervon kann in Algerien keine Rede sein. Da nun die Häuptlinge und Reichen in der Regel die erlaubten vier Gattinnen haben werden, so kommt auch bei jener übertriebenen Annahme auf die ärmsten Zeltbesitzer nur je Eine Frau. Von den Töchtern ist auch keine Hülfe von Belang zu erwarten, denn sie werden, wie schon erwähnt, meist noch als Kinder verheirathet.

Sehr begreiflich wird es unter diesen Umständen, daß die arabische Frau, weit entfernt, eine zweite und dritte Heirath ihres Satten zu verabscheuen, dieselbe vielmehr als ein Glück, als die schätzbarste Erleichterung ihrer unerträglichen Lasten begrüßt. Bei uns freut sich die Dienstmagd auch, wenn die Herrschaft eine zweite anschafft.

Daß nun die geschilderte Lebensweise die Geburt und Erhaltung zahlreicher Kinder unmöglich macht, bedarf wohl keiner Erklärung. Wie soll sich das Weib während der Schwangerschaft und Nahrung gehörig schonen, wie Zeit finden, um das kleine Kind zu warten und zu pflegen? Das rauhe, unherziehende Leben härtet ab, aber vernichtet es nicht auch die schwächlichen Sproßlinge? Die Weiber werden ferner ungemein früh häßlich und alt, so daß die Zeit der Fruchtbarkeit nur eine sehr kurze sein kann. Weiber und Männer, auch nachdem sie erwachsen, können endlich nur eine kurze, mittlere Lebensdauer haben, da die Anstrengungen zu groß, der Unterhalt zu kärglich ist. Wie kann da die Bevölkerung zunehmen? — In der Steppe und Wüste bedürfte es übrigens aller dieser Ursachen nicht, um die Bevölkerung zurückzuhalten; das Land vermag eben nur sehr wenig Menschen zu ernähren; und zu Industrie und Handel sind die Verhältnisse so ungünstig, wie möglich.

Beschränkte aber die ganze Lebensweise, zumal der Druck des weiblichen Geschlechts, nicht schon das Entstehen einer größeren Volkszahl, so hätten sich fortwährend solche Ausbreitungs- und Eroberungs-Versuche zeigen müssen, wie bei den Stämmen Galliens und Germaniens, deren fortwährendes Andrängen gegen Süden und Westen Malthus so überzeugend aus ihrer relativen Uebervölkerung herleitet. Es ist ein Axiom, daß die Bevölkerung von den Unterhaltsmitteln bedingt wird; aber man übersehe nicht den wesentlichen Unterschied, ob eine Nation sich von selbst nur nach Maßgabe des Unterhalts fortpflanzt,

oder ob sie fortwährend gegen diese Schranke anstürmt. Im ersteren Falle haben wir eine Nation des Stillstandes, im letzteren ein Volk der Bewegung; denn der Ueberschuß, für den am Tische der Gesellschaft kein Platz mehr ist, ergiebt sich nicht so ohne Weiteres dem Hungertode. Er wendet seine Angriffe entweder gegen außen, als Eroberer, Colonisator und Auswanderer; oder er richtet sie gegen innen, theils zur Ausdehnung und Vervollkommnung der Gewerbe, theils zur Aenderung der socialen Verhältnisse. Der unbegrenzte Trieb der Fortpflanzung, die Ursache so unendlicher Leiden, ist zugleich die hauptsächlichliche Triebfeder der gesammten menschlichen Entwicklung. Tausend Menschen auf der Quadratmeile müssen ganz anders leben, als hundert, und zehntausend wieder ganz anders, als tausend.

Wer daher den jetzigen Zustand von Massachusetts dem vor dreihundert Jahren, wer allseitige Betriebsamkeit und Ausbildung dem wilden Jägerthum vorzieht, der schmähe nicht auf den Fortpflanzungstrieb, der alles dies zu Wege gebracht hat. Was wäre Algerien und die Barberei überhaupt, wenn nicht die oben erwähnten Umstände seit Jahrhunderten die Bevölkerung zurückhielten! Die Araber des Tell hätten sich dreist verzehnfachen können, ohne sich den Unterhalt zu schwierig zu machen; ja, der Wohlstand jedes Einzelnen hätte bedeutend zugenommen. Sie wären sesshaft, gebildet, betriebsam und mächtig geworden, gleich und mehr noch wie ihre Vorfahren in Spanien und im Irak. Algier wäre ein Cordova, ein Damascus, ein Bagdad, mit dem unschätzbaren Vorzuge des Seehandels; die rohen Türken wären längst hinausgeworfen. Doch halt! überschwängliche Phantasie, vergiß nicht, daß die Algerier Orientalen sind, und daß die Orientalen in der Regel um so sflavischer und elender werden, je sesshafter und gedrängter sie leben. Sind die ägyptischen Fellahs etwa beneidenswerth gegenüber den Algerien? —

Während wir beim Abendessen saßen, erschien ein eingeborener Knabe von etwa 8 bis 9 Jahren, von auffallend weißem Teint und reinlichem Burnus. Er ließ sich neben uns nieder, und ward uns von dem alten Scheich als Sohn des Marabuts und Kaid's von Mdukul vorgestellt, der sich die Ehre gebe, uns anstatt seines abwesenden Vaters zu begrüßen. Die Ehrfurcht der Eingeborenen, selbst der weißbärtigen Scheiche, gegen den unmmündigen Knaben war sichtbar und ungekünstelt; sie schie- nen ihn als eine Art höheres Wesen zu betrachten. Er selbst verhielt sich auffallend ruhig, ernst und vornehm; er sprach nichts und fragte nichts, und antwortete auf unsere wenigen Fragen, natürlich durch Vermittelung des Dolmetschers, kurz und gefeßt. Nichts in ihm verrieth das Kind; selbst seine Mienen drückten weder Neugier noch Vergnügen aus. Unsere Einladung zum Mittagessen schlug er aus, nicht minder die Aufforderung zum Rauchen: „er ist Marabut, darum darf er nicht rauchen,“ erklärte der frühere Turco.

Wie doch auch der Gebildete ein Sklave der Gewohnheit ist! die geistliche Würde eines Kindes befremdete und ärgerte mich in hohem Grade; dagegen würde mir nicht aufgefallen sein, wenn das Söhnlein eines Fürsten als Prinz mit Ehrfurcht und Ergebenheit behandelt worden wäre. Dem Orientalen erscheint aber die Erblichkeit der geistlichen Würden ebenso natürlich, wie die der weltlichen; die Brahmanen, Magier, die äthiopischen und die ägyptischen Priester, selbst die Cohanim und Leviten der Juden bildeten ja eine erbliche Kaste, die den nahen Verkehr mit der Gottheit ebenso auf Kind und Kindeskind übertrug, wie der Adel den Grundbesitz und die Ehre der Waffen. Ja, es möchte sich sogar leicht erweisen lassen, daß im Orient die Priesterwürde stets in höherem Grade erblich war, und es noch ist, als die Waffenehre, als Adel und Fürstenthum; wie denn der heutige Orient, mit geringfügigen Ausnahmen, keinen weltlichen Adel kennt.

Und in der That erscheint keine Begabung als eine so natürliche Erbschaft von Vater auf Sohn, wie gerade das Priesterthum, das viel weniger auf persönlicher Tüchtigkeit beruht, als auf der willkürlichen Gnade eines Gottes. Erheischt nicht, in den Augen einer naiv-religiösen Religion, die ewige Gottheit auch einen möglichst ewigen, d. h. erblichen Priesterstand? Und ist es anzunehmen, daß die Gottheit den geheiligten Mann, ihren geliebten Diener, nicht mit einer würdigen Nachkommenschaft beschenke? Praktisch tritt noch hinzu, daß im Orient der Gottesdienst vorwiegendes Formenwerk ist, und zwar im Alterthum geheimes Formenwerk, das sich ganz naturgemäß in der Familie fortpflanzte; und selbst die Uebertragung der mehr geistigen Funktionen und Kenntnisse konnte am leichtesten dem Stande überlassen werden, der am meisten zur Erziehung und Belehrung befähigt war. Vom Standpunkte der spezifischen Religion hat also der Orient vollkommen Recht, daß er das Priesterthum vererben läßt; er zeigt sich auch hierin wieder als der klassische Boden des persönlichen Gottesbegriffs.

Merkwürdigerweise dachte der Decident ebenso übereinstimmend gerade das Entgegengesetzte. Bei den Hellenen so wenig, wie bei den Germanen, und im grauesten Alterthum so wenig, wie in der Jetztzeit, möchte sich die Spur eines erblichen Priesterstandes in Europa auffinden lassen. Eigenthum und Ehre, Kriegsdienst und Staatsverwaltung knüpfte der Europäer durchweg an die Abstammung: die Priesterschaft übertrug er durch Wahl oder Ergänzung. Man möchte diesen Gegensatz aus einer höheren Auffassung des geistlichen Amtes herleiten; aus dem rechtmäßigen Bestreben, das Seelenheil des Volkes, die würdige Verehrung der Gottheit nicht dem blinden Zufall der Geburt, sondern der erleuchteten Auswahl der ganzen Gemeinde oder ihrer fähigsten Mitglieder zu übergeben.

Allein der wahre Grund scheint vielmehr darin zu liegen, daß

dem Abendländer die Priesterschaft weniger werthvoll war, als Besitz und weltlicher Einfluß; denn je werthvoller ein Gut ist, desto mehr drängt es zur Erblichkeit. Der Priester hätte seinen ganzen natürlich sehr bedeutenden Einfluß aufgeboten, um seinem Sohn die Nachfolge zu sichern; und das Volk hätte es nicht über's Herz gebracht, dem Sohne das theuerste Besitztum des Vaters zu rauben. Von diesem Standpunkt aus muß die Maßregel Gregor's des Großen in einem ganz besonderen Lichte erscheinen. Im entschiedensten Gegensatz gegen die Wiege des Glaubens, auch des christlichen, verwarf er nicht nur die Erblichkeit des Priestertums, nein, er verhinderte sogar die Möglichkeit einer Nachfolge in der Familie, indem er die Familie aufhob. Sind die Geistlichen verheirathet, so werden ihre Söhne, und indirekt auch ihre Töchter, thatsächlich sehr häufig dem geistlichen Stande sich widmen, wozu Natur, Erziehung und Interesse sie antreiben. So wird der Vortheil der Continuität mit dem der Tüchtigkeit und Frische vereinigt; und die Erfordernisse einer guten Aristokratie kommen sicherlich auch der Kirche zu Statten. Allein Gregor hatte eben nicht das Interesse der Kirche, sondern nur die Unumschränktheit des Papstthums vor Augen, als er die Priester durch das Cölibat von Vaterland und Familie abriß! —

Daß wir unter unseren Gastfreunden nur Einen Marabut hatten, sahen wir mit Sicherheit aus der Gier, mit der alle Anderen unsern Tabak und unsere Cigarren betrachteten. Wir hatten bis jetzt nur wenig Gelegenheit gehabt, das schlechte, in Algier aufgekaufte Zeug an den Mann zu bringen; da wir nun dem Ende unserer Wüstenreise nahen, so spendeten wir hier mit vollen Händen. Besondern Anklang fanden die sogenannten Cigarres de Corse, algerisches Fabrikat mit zwei langen Schwänzen und schwärzlicher Farbe, deren je 25 in Spindelform zusammengedrückt waren. Der alte Scheich, dem wir, sei es

wegen seiner Abwesenheit, sei es aus Ehrfurcht, keine angeboten, bat uns ausdrücklich darum; er bat ferner inständig um etwas Kaffee, da er eine franke Tochter habe, und kein Geld, um die theure Waare zu kaufen. Ueberhaupt wären in ihrem armen Dertchen Kaffee und Tabak unzugängliche Genüsse. Obgleich wir ihm wohl etwas Uebertreibung zutrauten, beschenkten wir ihn reichlich. — Da wir am nächsten Tage einen ungeheuren Marsch vor uns hatten, und daher um 3 Uhr aufstehen wollten, so gingen wir heute besonders zeitig zur Ruhe, und zwar auf unseren eignen Matrazen.

Ich fühlte mich nicht wenig erhaben, daß ich mich diesmal überwand, der erste von allen mein Lager zu verlassen, nicht später als 3 Uhr Morgens. Ich weckte Ehlil und die Spahis, die im selben Gemach schliefen, ließ Feuer anzünden und machte Toilette. Nach einiger Zeit ermunterten sich auch meine Gefährten; Herr v. C. kochte unseren Kaffee; die Bagage wurde zusammengepackt, und auf die Thiere gelegt, und das alles ging so langsam, daß wir doch erst um 5 Uhr durch den engen Thorweg des Chans hinausritten. Unser Führer durch die Dunkelheit war ein Mann aus Mdikal, der in Algier gearbeitet hatte, und ziemlich gut französisch sprach. Wir zogen desselben Weges hinaus, den wir hineingekommen; doch war die Dunkelheit so groß, daß ich mich beinahe an einer Mauer gestoßen hätte. Aber das Unglück bedurfte weder Dunkelheit noch Mauer, um mich zu überfallen. Der Anbau hatte schnell aufgehört, und das matte Licht der Morgenfrühe erhellte die wüste, steinige Landschaft; ich ritt in Gedanken versunken einher. Plötzlich fühlte ich mich vom Pferde fallen; das Thier hatte den Einfall bekommen, einen Abhang zu erklimmen, und mich dadurch sanft abgeworfen! — Als es vollends hell geworden, kehrte der Mdikalier mit reichlichem Lohn nach der

Dase zurück, indeß wir unseren alten Führern gen Osten durch die Wüste folgten.

Das war bis Nachmittag ein trauriger Mitt, ohne alle Abwechslung und Unterbrechung, weder durch Natur, noch Menschen, ja nicht einmal durch ein wenig Speise und Trank. Heute wurde mir die Wüste zum ersten Male wirklich ermüdend und langweilig; denn sie bot durchaus nichts Großartiges zum Ersatz des Einförmigen; keine steilen, zerklüfteten Berge, keine unabsehbaren Flächen, sondern ein unbedeutendes, trostloses Hügelland. Dazu kam, daß die Unterhaltung gänzlich stockte; unsere Lippen waren so unfruchtbar, wie das Erdreich, das wir überschritten; selbst die Afrikaner hatten ihren ganzen Humor eingebüßt, wahrscheinlich wegen mangelnder Aussicht auf ein warmes Frühstück. Denn wir hatten so gut wie keine Hoffnung, auf einen Quar zu stoßen, ohne uns übermäßig von unserem Wege zu entfernen. Anfangs ergaben wir uns auch gefaßt in das verhängte Fasten, als wir aber fünf bis sechs Stunden in Einem fort geritten, als jede Minute eine Centnerlast Langeweile geworden, und es trotzdem schien, daß noch lange kein Ende abzusehen — da lauschten wir doch begierig auf die Kunde der Führer, daß eine Strecke zur Linken wahrscheinlich ein Zeltlager aufzufinden sei. Zwei Eingeborene wurden als Kundschafter gegen die Berge entsandt, während wir Anderen uns gleichfalls bedeutend links hielten. Aber nach geraumer Zeit kehrten die Boten ganz unverrichteter Sache zurück; weit und breit war weder Mensch noch Thier, geschweige denn ein ganzes Lager zu entdecken.

Ein einziges Mal, Vormittags, ich weiß nicht mehr genau, zu welcher Stunde, kamen wir an ein bedeutendes Flußbett mit schroffer Einsenkung, einigen hübschen Bäumen, aber außerordentlich wenig Wasser. Am Anfang des Nachmittags durchzogen wir eine Landschaft, der wenigstens die Neuheit nicht mangelte; hier war es, als sei die ganze Oberfläche des Bodens abgehoben,

um dem menschlichen Auge seine eigentliche Gestaltung zu offenbaren. Es war ein Hochplateau mit einigen Berklüftungen, aber im Ganzen ziemlich eben; dasselbe senkte sich gegen Osten schroff um mehrere hundert Fuß, in geradliniger Richtung, und bildete dadurch ein gestrecktes Thal, dessen andere Seite aber ganz allmählig aufstieg, und eine gänzlich verschiedene Bodenbeschaffenheit zeigte. Das erwähnte Terrain nun bestand aus einem harten, geborstenen, gänzlich unverwitterten Thon in den verschiedensten und reinsten Farben, strichweise grün, roth, blau, gelb. Es fehlte ihm auch jede Spur von Vegetation, die doch selbst in dem dichtesten Steingeröll und flüchtigsten Sande noch ihre Stätte gefunden. Aber wie gesagt, nicht bloß die Vegetation, sondern der Boden selbst schien zu fehlen, so ungewohnt war dem Auge die vollständige Nacktheit und regelmäßige Farbenscheidung des Erdreichs — eine illuminirte geologische Karte in natürlichem Maßstab müßte gerade so aussehen. Wir ritten wohl eine Stunde durch diese sonderbare Quintessenz der Wüste, und auch in weiter Entfernung gegen Nord-Osten erblickten wir noch die nämliche Beschaffenheit des Erdreichs.

Als wir den steilen Abhang hinabgestiegen, und einen Theil der Thalsohle durchschnitten hatten, voll Freude, jenseit der gegenüberliegenden Höhen sehr bald El-Utaja zu erreichen — da erklärten die Führer, sie wüßten nicht mehr Bescheid, nicht einmal in Betreff der wesentlichen Richtung. Bei dem Suchen nach einem Quar hatten wir uns wahrscheinlich bedeutend vom geraden Wege entfernt, und nun fehlten unseren Geleitern die angegebenen Kennzeichen; denn aus eigener Erfahrung konnten sie den Weg nicht kennen, sonst hätten sie bei dem hellen Wetter und der mannichfaltigen Gegend auch so wenigstens die Richtung wissen müssen. Auf unsere Karten war gar kein Verlaß; aber wir entdeckten in der Ferne einen Hirten, zu dem wir sogleich unsern Ali absandten. Die Auskunft, mit der er zurück-

kam, war sehr ungenügend; und kaum hatte er sie gebracht, so ritt er mit den Führern im Galopp von dannen, rechts ab von unserer bisherigen Richtung, die Höhen hinauf gegen Süden. All unser Rufen half nichts; wir mußten wohl oder übel im raschesten Tempo folgen.

Der Boden hatte sich gänzlich geändert, er bildete hier eine wohlbewachsene Saide. Unsere Pferde, seit dem Ausbruch von Mdukul ohne Futter und Rast, ließen sich nur schwer zum Trab bewegen; ja, der Engländer erklärte bald, daß das seinige nicht mehr mükönnte. Herr v. D. blieb daher mit ihm zurück, während wir anderen den Eingeborenen so rasch als möglich nachritten. Aber auch wir waren weit entfernt, die Flüchtigen einzuholen; bald waren sie uns sogar aus dem Gesichte verschwunden. Auf dem breiten und unregelmäßigen Hügelrücken, wo wir uns befanden, zeigte sich weder Weg noch Steg; Herr v. E. machte daher Halt, um die Zurückgebliebenen zu erwarten; ich ritt langsam vorwärts, in der Richtung, die mir die angemessene schien.

Unsere Lage war sehr bedenklich; ohne Weg und ohne Führer in einem wildfremden, wüsten Lande; abgemattete, schwache Pferde, die wie wir selbst seit neun Stunden fasteten; unser ganzes Gepäck, nebst Nahrung und Waffen weit hinter uns zurückgeblieben, und wer wußte, ob auf unserem Wege; endlich das plöbliche, räthselhafte Davoneilen der Eingeborenen, die uns zum Schutz und zur Führung beigefellt; eine Flucht, die nicht nur hinderlich, sondern sogar verdächtig erschien; zumal da jene schon früher Zeichen von Ungehorsam hatten blicken lassen. Wenn wir uns nun gänzlich verirrtten? denn auf dem richtigen Wege waren wir ohne Zweifel schon lange nicht mehr, da wir sonst um diese Zeit bequem in El-Utaja sein mußten. Die nächsten Dafen waren wenigstens einen halben Tagemarsch entfernt, und auf Quars konnten wir nach den bisherigen Erfahrungen nicht rechnen.

Wir liefen also wirklich Gefahr, in einigen Stunden mit unseren todtmüden Pferden, ohne Nahrung und Obdach, mitten in der Einöde liegen zu bleiben. Nur die noch frühe Tageszeit gewährte einige Beruhigung.

Unter diesen Gedanken und Befürchtungen war ich eine kleine Kuppe hinaufgeritten, um mich zu orientiren. Auf einmal rollte sich vor und unter mir eine unabsehbare, vollkommen ebene Fläche auf, eben bis zum Horizonte; ihre Grundfarbe gelb und grau, aber vielfach gesprenkelt mit grünen Flecken verschiedener Größe, in deren nächsten mein Auge das Laub der Dattelpalmen erkannte. Zu meinen Füßen lag die wirkliche Sahara, die niedrige, ebene, heiße, sandige; aber sie lag vor mir mit ihrem schönsten Zipfel, wo sie mehr Fruchtbarkeit als Oede, mehr Anmuth als Wildheit zeigt, wo man kaum weiß, ob man die Däsen für die Ausnahme oder für die Regel halten soll, so dichtgedrängt und zahlreich liegen sie bei einander. Wie eine rechte Sphinx zeigt die Sahara dem nordischen Wanderer ein liebliches Haupt und üppige Brüste; den schrecklichen Leib der Wüstenei hält sie verborgen.

War der Anblick der Sibân (denn so heißt der Däsen-Complex) schon an sich anziehend und erquicklich, so war er unsäglich wohlthuend in unserer bedrängten Lage. Jetzt konnten wir unsere dummen und ungetreuen Führer entbehren, unsere nichtsnutzige Karte stecken lassen; lag doch das ganze Land als untrügliche Karte vor unseren Augen. Der nächste grüne Fleck mußte El-Utaja sein: die gerade Linie dahin der richtige Weg, denn in dieser vollkommenen Fläche waren keine Hindernisse denkbar. Der nächste grüne Fleck nun erschien ganz zur Linken: also hatten wir einen bedeutenden Umweg gemacht; er erschien aber zugleich in nur ein- bis zweistündiger Entfernung: also hatte es selbst auf unseren Pferden mit dem Sinkommen keine Noth. Wie weidete ich, in diesem Gefühl der Sicherheit, meine

gleichsam verödeten und ausgedörrten Augen an der neuen, farbenreichen, ahnungsvollen Erscheinung!

Ich stand auf der Kante des Höhenzuges, der die Steppe von der Wüste scheidet, auf der äußersten Kette des Atlas; mein Blick tauchte gen Süden in die unermessliche Ferne; und wie der Reisende vom diesseitigen Ufer des Atlantischen Oceans jenseit die Neue Welt zu sehen glaubt, so meinte ich, gleichsam am letzten Berggestade des gewaltigen Wüstenmeeres, die jenseitige Küste, das märchenhafte Sudan zu erblicken! Doch auch ohne so weit auszuschiessen, fand meine Phantasie in dem wirklich Sichtbaren Spielraum genug für ihre Thätigkeit. Das alte Gaetulien, das Land der Kameele und Strauße, der Antilopen und Gazellen, streckte sich zu meinen Füßen; jeder der grünen Flecke, die zum Theil nur winzig klein erschienen, war eine Oase mit Tausenden von fruchtbaren Palmen, mit Hunderten tapferer Bewohner. Dort lag Sidi-Okba, wo der große arabische Eroberer ganz Nord-Afrikas von den Sibaniern besiegt und getödtet wurde; hier Saatscha, das den kaum minder furchtbaren Franzosen heldenmüthig widerstand. — Dies Alles drang mächtig in meine Seele, aber ich will nicht leugnen, daß der Gedanke an die nächste Zukunft, an die Raft und das Mittagessen im Karavanserai von El-Utaja sich gar erquicklich einreichte.

Jetzt kamen auch die Gefährten herbei, und theilten meine Freude. Ohne Aufenthalt ging es nun den Abhang hinunter; auch in unsere Pferde schien beim Anblick der Oasen neue Kraft gefahren zu sein, denn sie trabten, daß es eine Lust war. Aus irgend einem Anlaß mußte ich etwas zurückbleiben; und war nicht wenig verwundert, als ich mich plötzlich am Ufer eines ziemlich breiten und tiefen Flusses befand, der das übliche Durchwaten nicht zuzulassen schien. Wie ein Graben floß er geradlinig zwischen niedrigen Ufern dahin, und unterschied sich dadurch wesentlich von den Wasserläufen des Hodna. Nach einigem

Suchen setzte ich mit dem Pferde hinein, und kam glücklich hindurch. Der Boden vom Fuße des Abhangs an war vollkommen eben, in der Regel haideartig, in der Nähe des Wassers aber grün bewachsen. Jenseits nahe am Flusse erhoben sich mehrere Säulen auf einer Grundlage von Quadern; umher lagen andere Trümmer. So gern ich diese einsamen, wohlerhaltenen Ueberreste der glänzenden Römerzeit in der Nähe untersucht hätte, ihre Entfernung vom Wege und die dringende Eile ließen es nicht zu.

Bald hatte ich meine Gefährten eingeholt; wir kamen zwischen grünende Kornfelder und Wiesen, und darauf an einen Fluß, den Wed-el-Kántara, den Befruchter der Gegend. Er entspringt in den Gebirgen bei Batna, durchbricht die letzte Kette des Atlas in der berühmten Schlucht von El-Kántara, bildet die gleichnamige Dase, und fließt in vorherrschend südlicher Richtung über El-Utaja nach Biscara, das er gänzlich bewässert; und fällt schließlich, einige Meilen südlicher, in den großen Wed-el-Dschedi, den west-östlichen Hauptfluß der algerischen Sahara. Der Wed-el-Kántara zeigt also den nämlichen Charakter, wie der Wed-el-Kjob, den der freundliche Leser als unsern Führer nach Misila noch nicht vergessen hat; er ist ein wohlthätiger Gott, den das Zell der Sahara zuschießt, um Fruchtbarkeit und Gedeihen zu schaffen, und zugleich die Verbindung mit der Küste zu bahnen. Denn durch den Engpaß von El-Kántara führt die Heerstraße von Constantine nach Biscara, die weitans bedeutendste in ganz Algerien, zugleich die längste, bestunterhaltene und besuchteste. Der ansehnliche Hafen Philippeville ist mit der Hauptstadt Constantine durch eine wirkliche Chaussee verbunden, auf welcher täglich Diligencen rollen; von Constantine bis Batna, der Subdivisions-Hauptstadt, geht eine fahrbare Straße, und regelmäßige Fahrgelegenheit, wenn auch nur in der guten Jahreszeit; endlich von Batna bis Biscara ist der Weg wenigstens verbessert und größ-

tentheils fahrbar, und mit drei geräumigen, französischen Karavanserais ausgestattet.

Die ganze Strecke vom Meere bis zur wichtigsten französischen Oase läßt sich mit untergelegten Pferden in 48 Stunden zurücklegen; zur Fahrt von Marseille nach Philippeville braucht der Dampfer der Messageries Impériales im Durchschnitt ebenfalls zwei Tage, und von Paris nach Marseille fährt der Expresszug in 18 Stunden — so daß jetzt die ganze Reise von Paris nach Biscara kaum fünf Tage dauert, und der Reisende in derselben Woche auf der Spree Schlittschuh laufen, und am Wed-Biscara Frühlingsblumen pflücken kann. Man macht sich immer noch eine viel zu große Vorstellung von der Entfernung der Sahara und den Beschwerden der Reise dahin; man präge sich daher wohl ein, daß man von Deutschland aus die schönste Palmen-Oase schneller und bequemer zu erreichen vermag, als Madrid und Moskau. Ich bin überzeugt, daß bald die Sahara mit aufgenommen sein wird unter die üblichen Reiseziele deutscher Gelehrten und Beamten in ihren Ferien. Dann wird der Wed-el-Kántara so bekannt und berühmt werden, wie die Neuß und der Tessin, und die gleichnamige Schlucht wird man neben das Urner-Loch und die Via-Mala stellen. Ja, die Straße von El-Kántara übertrifft die meisten Gebirgsstraßen durch ihr natürlich ebenes Niveau, da sie eine hohe und schroffe Gebirgskette nicht vermittelt eines Passes, sondern in einer Schlucht passirt, welche das Fließchen bis auf den Grund hindurchgerissen.

Die überwiegende Wichtigkeit dieser Straße erhellt noch aus Folgendem. Von den drei Provinzen der Regentschaft ist die östliche, Constantine, bei weitem die größte, fruchtbarste und bevölkerteste: sie ist die einzige, die mehr als bloßes Küstenland ausmacht; und vor allen Dingen besitzt sie den oasen- und volkreichsten Strich der Sahara. Die Wüstenregion von Drau enthält keine einzige namhafte Oase; die von Algier nur drei, El-

Alghuat, Beni-Msab und Waregla, alle drei, besonders die letzten, äußerst entfernt; die von Constantine dagegen zählt fünf Oasen-Complexe, von denen der nächste, Sibân, allein 21 einzelne Oasen begreift. Diese fünf Bezirke, Hodna, Sibân, Med-Nigh, Med-Sjuf und Lemacîn sind ferner nur durch verhältnißmäßig kurze Wüstenstrecken von einander getrennt, und die drei südlichen erzeugen die meisten und besten Datteln des Landes. Mit der Wichtigkeit der Oasen in den drei Provinzen steht in gleichem Verhältniß die Anzahl der natürlichen Pässe: während Oran und Algier keinen einzigen Fluß besitzen, der die letzte Kette des Atlas durchbricht, giebt es deren in der östlichen Provinz mehrere, von denen die wichtigsten der Med-Ksob und der Wed-el-Kántara sind.

Durch den Engpaß des letzteren begeben sich jährlich alle östlichen Beduinen Algeriens nach dem Tell, um während des Sommers dort zu weiden und zu handeln, und kehren im Herbst auf demselben Wege in die Sahara zurück. Die Bedeutung der El-Kántara-Straße ist so durch die Natur gegeben, daß sie zu allen Zeiten sich geltend machen mußte; wie sehr dies unter den Römern der Fall war, das beweisen die zahllosen und bedeutenden Ruinen, die sie vom Meere bis in die Wüste begleiten. Wie jetzt die französischen Regimenter auf jedem Marsche nach dem Süden El-Kántara nicht vermeiden können, so zogen auch schon vor beinahe zweitausend Jahren die römischen Legionen diese wahrhafte Heerstraße. Und sollte jemals eine Eisenbahn in die algerische Sahara dringen, so muß sie nothwendig dem Laufe des Wed-el-Kántara folgen, als der direktesten und vortheilhaftesten Richtung. Die Terrainschwierigkeiten dieser Linie wären sehr unbedeutend, unvergleichlich geringer, als z. B. die der Linie Algier-Constantine. Trotz der verhältnißmäßig niedrigen Anlagelkosten und des naturgemäßen Verkehrs würde aber auch diese „Mittelmeer-Sahara-Linie“ noch auf lange Jahre hin

nicht rentiren; die Beduinen wären die letzten, die ihre theuren Duros für einen Transport hingäben, den sie seit Jahrtausenden nur mit dem wohlfeilsten ihrer Güter, mit Zeit, bezahlen. Doch wäre die Bahn jedenfalls die überraschendste und eindruckvollste; und die französische Regierung, von der allein die Anlage der afrikanischen Eisenbahnen ausgehen kann, ist bekanntlich eine große Freundin des Ueberraschenden, auch wenn kein reeller Nutzen damit verbunden wäre.

Doch so weit waren wir noch nicht. Nur eine sehr breite und etwas regelmäßige Landstraße erblickten wir, als wir, durch einige Erdhütten und Gärten hindurch, an das ersehnte Karavanseraï von El-Utaja kamen. Wie freudig begrüßten wir die langentbehrte Herberge, zugleich seit Bu-Sfada die erste Annäherung an die europäische Heimath! Aber ohne diesen Umstand, ohne das vorausgegangene beinahe zwölfstündige Fasten, hätten unsere Augen schwerlich Wohlgefallen an dem Orte gefunden. El-Utaja ist eine Dase, wie ein gerupfter Pfau ein Pfau ist: eine Dase ohne Palmen, ja fast ohne irgend welche Bäume und Sträucher! Diesen wesentlichen Schmuck und Reichthum entbehrt der Ort aber nicht von Natur, denn es fehlt ihm weder an Wasser, noch an Wärme, worin er sogar die Dasen des Hodna weit übertrifft. Es war ein Statthalter von Constantine, Salah-Bey, der die Dase am Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich verwüstete, wahrscheinlich, weil sie die Steuern verweigerte; nur Eine Dattelpalme soll er haben stehen lassen, um die Einwohner beständig an die Strafe zu erinnern. Eine Steuerverweigerung erscheint uns freilich als ein sehr strafbares Verbrechen; allein für was sollten die armen Sibanier einen Theil ihrer Einkünfte einem fremden Kriegsmann abtreten, der sie weder schützte noch förderte? Und zugleich welche thörichte Rache, da sie das Steuerzahlen von nun an ganz unmöglich machte; denn was besitzen

die Leute außer ihren Datteln? Dr. Guyon erwähnt übrigens noch zwei andere gänzlich zerstörte Dasen in den Sibän.

Auffallend ist es jedoch, warum die Bewohner in den verfloffenen 70 bis 80 Jahren keine Palmen- und Fruchtbäume wieder angepflanzt haben. Es lassen sich nur zwei Gründe dafür denken: entweder beharrten die Nachfolger des zerstörenden Bey's in ihrer Rache — eine selbst von türkischen Barbaren kaum glaubliche Politik; oder die Wiederbepflanzung einer gänzlich verwüsteten Dase ist ebenso unmöglich, wie die Wiederbeholung gewisser Vergehnen, nachdem sie einmal gänzlich entblößt worden. — Du fragst mich vielleicht, Leser: woher diese Entrüstung über eine That, wie sie noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in der klassischen Periode Frankreichs, der allerchristlichste König wiederholt an ganzen Provinzen mit kaltem Vorbedacht hat ausüben lassen? Auf diese treffende Bemerkung kann ich höchstens anführen, daß die Vernichtung einer Dase, eines Fleckchens, das die Natur mitten in gänzlicher Wüstenheit mit Fruchtbarkeit gesegnet, gleichsam geschmückt zu ihrem Heiligthum, erkoren zum Zeichen ihrer nirgend erlöschenden Kraft, daß eine solche Zerstörung den erschütterndsten Eindruck macht. Die verwüstete Dase ist das Laam, das man der armen Wittwe raubt! —

El-Utaja ist seit jenem Ereigniß gewiß kleiner geworden; die verminderte Bevölkerung nährt sich vom Ertrage der Kornfelder, aus welchen jetzt die ganze Dase besteht, und von dem Handel mit Steinsalz, das der benachbarte Dschebel-Melch (Salzberg) darbietet. Dr. Guyon, der das Dorf (im Jahre 1847) ganz durchwanderte, wurde durch den Anblick von Salzblöcken überrascht, die auf den Straßen umherlagen. Der Dschebel-Melch ist nur durch die Windungen des Flusses vom Dorfe getrennt. Zu jener Zeit bestand das Karavanseraï noch nicht, da die Franzosen erst zwei Jahre zuvor Biscara besetzt hatten;

Dr. Guyon mußte daher sein Zelt in einem Garten mit Feigen- und Granatbäumen vor dem Dorfe aufschlagen. Das jetzige Karavanserai besteht, wie ähnlich alle übrigen an dieser Heerstraße, aus einem sehr großen Hofe, um den die einstöckigen Wohngebäude und Stallungen herumliegen, und der von einer hohen und festen Mauer eingeschlossen ist. Ein breiter Thorweg mit hölzernen Flügeln bildet den Eingang.

Die Gebäude gehören der Regierung; die Wirthschaft ist je einer französischen Familie verliehen, ich weiß nicht, ob gegen Pacht, oder nur gegen besondere Verpflichtungen. Die Wirthe sind wohl meist gediente Militärs, und stehen etwa auf der Linie unserer Fuhrmanns-Wirthe, obgleich sie häufig sehr hohe Personen aufnehmen. Der Wirth zu El-Utaja war ein Vierziger von nicht sehr einnehmendem Aeußern; auf unsere Ankunft hatten ihn unsere arabischen Begleiter schon vorbereitet; und dies war auch der Grund, den sie vorschützten, ihr pflichtvergessenes Davoneilen zu entschuldigen. Daß wir uns damit nicht zufrieden gaben, versteht sich von selbst; allein was half es? wir konnten die Schuldigen weder strafen, noch entlassen, und überdies sollten wir sie ja schon heut' Abend für immer los werden. Nachdem wir abgefessen, sorgten wir zuerst für die gänzlich erschöpften Pferde; die Gerste hatte aber der französische Wirth nicht einmal für Geld feil, sondern wir mußten sie durch den Spahi im Dorfe aufkaufen lassen, was nur mit großer Mühe gelang: so knapp war damals diese nothwendige Getreideart! Es erklärt sich dies wohl durch den vergangenen und bevorstehenden Durchzug der großen Colonne, welche Tuggurt und Wed-Suf besucht hatte.

Während die Pferde in den langentwöhnten Stall geführt wurden, traten wir in die Gaststube, die zwar weit kleiner und niedriger war, als das stattliche Fremdengemach in Mdikal, oder gar das Himmelszelt, unter dem wir die Dissa (Mahlzeit) der

Beduinen verzehrt; die aber doch Stühle zum christlichen Sitzen, und einen Tisch zum germanischen Arm-Auslegen darbot. Diese Möbel waren aus rohem Holze roh gearbeitet, und bildeten das einzige Inventar unserer Salle à manger: wahrscheinlich, um die Eingeborenen nicht durch Entfaltung des europäischen Luxus zu beschämen. Auch die Speisen, die uns nach längerem Warten vorgesetzt wurden, ähnelten noch etwas den arabischen, zumal durch reichliche Zwiebeln und geringe Reinlichkeit. Wie sie uns trotzdem schmeckten, mag jeder ermessen, der sich einmal mit ähnlicher Hohlheit des Magens an den Tisch gesetzt. — In allen diesen Karavanserais (da ich nachmals in sämtlichen ohne Ausnahme einkehrte, so kann ich aus begründeter Erfahrung sprechen) ist die Küche sehr einförmig und natürlich; Eierspeisen und Hühner sind fast immer zu bekommen, aber damit geht die Liste auch gewöhnlich zu Ende; zur Erlangung von Braten gehört schon ein besonderer Glückstern. Wie vermiste ich mehrmals auf meinem Ritt nach Constantine den buttrigen Auskuffu und zumal den gebratenen Hammel: umgekehrt wie die Kinder Israhel sehnte ich mich im Ackerlande nach den Fleischtöpfen der Wüste zurück! Dagegen standen die Preise ganz auf französischem Fuße, ich meine auf dem der besten Pariser Restaurants.

Um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr etwa waren wir in El-Utaja eingetroffen, gegen 4 Uhr verließen wir die Stätte unserer Erquickung, um noch heute das äußerste Ziel unserer Reise, das stattliche Biscara, zu erreichen. Ich bitte jedoch den Leser, noch einen Augenblick innerhalb des Karavanserais zu verweilen, und mit mir den großen Quaderstein zu betrachten, der als Sitz dicht am Thorweg eingemauert ist. Er ist 1 Meter lang und 30 Centimeter dick, und trägt in großen römischen Buchstaben folgende Inschrift, die wir, Herr v. D., der Engländer und ich, zusammen lasen und copirten.\*)

\*) Die Uebersetzung dieser und der noch folgenden Aufschriften befindet sich im Anhang.

IMP CAESARES M AVRELIVS ANTONINVS  
 ET L AVRELIVS GERMANICI  
 SARMATICI FORTISSIMI AMPHITHEATRVM  
 VETVSTATE CORRVPPTVM A SOLO RESTI  
 TVERVNT PER COH VI COMMAG  
 A IVLIO POMPILIO PISONE LAEVILO LEG  
 AVGT PRRR CVRANET AELIO SERENO PRAEF

Dieses interessante Denkmal der Römerherrschaft in der Sahara, welches die Anwesenheit eines massiven Amphitheaters an einer Stelle bezeugt, wo sich jetzt nur ein Paar elende Lehmhütten finden, erwähnt schon Dr. Guyon. „Aus dem Dorfe kommend, besuchten wir die Umgegend, bis nahe an den Fluß, der in großen Krümmungen zwischen El-Utaja und Dschebel-Melch fließt. Einen ziemlich schnellen Bach entlang, der sich in jenen Fluß ergießt, gelangten wir an eine kleine Mühle, die er bewegt, und vor der wir eine große Inschrift fanden, umgestürzt und vom Wasser bespült. . . . Der Stein war senkrecht auf dem rechten Ufer des Baches placirt, und gehörte zu einer kleinen Schleuse; sein oberer Theil (das oberste der Inschrift) war mehr oder weniger mit Schlamm bedeckt, was uns nicht gestattete, seine Höhe zu schätzen.“ Hierauf meint Dr. Guyon, dieser Stein könne nicht nach El-Utaja selbst gehören, da sich sonst keine Ueberreste aus der Römerzeit hier vorfinden; vielmehr stamme er höchst wahrscheinlich von einem größern Trümmerhaufen an der Straße,  $\frac{1}{2}$  Meile nördlich von El-Utaja, in der Nähe der Thermalquellen Hammam Sidi-el-Hadsch, wo er die *Aquae Herculi(s)* der Peutingerischen Tafel vermuthet.

Auf welcher starken Bevölkerung der Bau eines massiven Amphitheaters mit Sicherheit schließen läßt, und welche ganz

verschiedene Anbau- und Verkehrsverhältnisse eine so dichte Volksmenge voraussetzt, darauf brauche ich nur hinzuweisen. Die letztere Consequenz wäre freilich dann unsicher, wenn die Bevölkerung vorwiegend aus Soldaten bestand, was sogar wahrscheinlich ist. Daß aber der Bezirk von El-Utaja mehr Menschen ernähren könnte, als er es heutzutage thut, ist sehr annehmbar; die Dase ließe sich wohl Stunden weit den Lauf des Flusses entlang fortsetzen. Der nächste Eindruck übrigens, den die mitgetheilte Inschrift auf mich machte, war der der römischen Größe, wozu die Beiwörter *Germanici*, *Sarmatici* nicht wenig beitrugen; die Phantasie umspannte mit Einem die gesammte Alte Welt, von den eisigen Steppen Sarmatiens bis zu den glühenden Gaetuliens, den äußersten Grenzen der römischen Herrschaft. —

Die Landschaft, die wir jetzt durchzogen, bildet einen flachen Kessel von etwa zweistündigem Durchmesser, auf allen Seiten von nackten Bergen umringt, die aber in Höhe und Charakter gänzlich verschieden sind. Das einzige großartige Gebirge erhebt sich nord-nord-östlich in langer Linie, mit gezackter, zerklüfteter Bildung; das ist der berühmte Dschebel-Aures, neben dem Dschurdschura das höchste und bedeutendste Gebirge von Algerien, und wie jener von harten und tapferen Stämmen bewohnt. Nord-nord-westlich streichen die Höhen von Uled-Sultan gegen die Ebene Medschana, und die Höhen, die wir jüngst überschritten, gegen das Hodna. Endlich im Süden begrenzt eine unbedeutende, ganz nackte Hügelkette den Blick, imponirend nur durch ihre Nähe: sie scheidet die Ebene von El-Utaja von der ungeheuren Fläche der Sibân, zu denen jenes daher nur uneigentlich gerechnet wird. Der Boden des Kessels, längere Zeit vollkommen eben, bildet eine unfruchtbare Haide; jedoch zu beiden Seiten des Flusses, dem die Straße ziemlich nahe bleibt, ziehen zahlreiche Kornfelder, wenn auch mit manchen Unterbrechungen. Damit ist schon gesagt, daß viele kleinere und größere Bewässe-

rungs-Canäle von dem Flusse ausgehen; denn in der Sahara bedarf es eben der unmittelbaren Bewässerung, um auch nur einen Getreidehalm hervorzubringen. Die Straße selbst ist breit und geradlinig, aber unchauffirt; eine Menge Nebenwege laufen ihr zur Seite; der Verkehr war jedoch äußerst gering; im Karavanserai, wie auf der ganzen Strecke bis Biscara trafen wir wenig Reisende und keinen Europäer.

Während nun der Engländer und Herr v. D. eilig voranritten, blieb ich mit Herrn v. E. beträchtlich zurück, und eröffnete ihm meinen Entschluß, allein in Biscara zurückzubleiben, und wo möglich von dort aus die interessantesten Oasen des Bezirks, besonders Sidi-Ofba und Saatscha zu besuchen. Zu diesem Plane veranlaßte mich vorzüglich der sehnliche Wunsch, das eigenthümliche Leben der Sahara-Oasen nach allen, zumal den wirtschaftlichen, Richtungen zu erforschen. Wie es meine Wißbegierde nicht zugelassen, daß ich, wie die meisten anderen Reisenden, nur die europäisirten Hauptstädte Algeriens besuchte, sondern mich unwiderstehlich in das noch wahrhaft eigenthümliche Innere getrieben — so vermochte ich auch nicht am Beginn der eigentlichen Sahara schnell umzukehren, und in das Gelobte Land meiner Wissenskunst nur einen flüchtigen Blick zu werfen. Wie herrlich malte ich mir einen mehrwöchentlichen, bleibenden Aufenthalt unter den Palmen aus, wo ich genießen und beobachten, ausfliegen und zurückkehren, beschreiben und dichten könnte, ganz mein eigener Herr, Gebieter meiner Zeit, meiner Beschäftigung und Umgebung.

Der Abschied von den bisherigen Reisegefährten, weit entfernt, mich zu betrüben, war mir vielmehr eine wahre Befreiung; meine Antipathie gegen zwei von ihnen hatte täglich zugenommen, und hatte sich zuletzt, in Bezug auf den Einen, zum entschiedenen Bruche gesteigert: und eine feindselige Reisegeellschaft ist für die Dauer der Reise schlimmer und drückender, als eine unglückliche

Ehe, wo man sich wenigstens vermeiden kann. Die gemüthliche Freundlichkeit des Dritten vermochte mich aber um so weniger zu entschädigen, als dieser eine von der meinigen wesentlich verschiedene Denkweise und Auffassung hatte, und durch viele Bande an meinen Feind geknüpft war. So manche Stunde, so manche interessante Scene war mir durch dies Verhältniß zu meiner Gesellschaft vergällt und verdorben worden; ich hätte ohne Zweifel weit mehr mit den Eingeborenen verkehrt, und viel Wissenswerthes beobachtet und erfahren, wenn ich mich allein unter ihnen befunden hätte. Jetzt nun wollte ich noch manches Versäumte nachholen, wollte einmal sehen, wie afrikanische Natur und Sitte auf den einsamen, fessellosen Menschen wirkten. Und dies konnte ich ohne irgend welche Bedenklichkeit ausführen; denn einerseits war die Rückreise von Biscara nach Philippeville so gefahrlos und bequem, wie etwa eine Reise in den Alpen; und andererseits blieben ja meine Gefährten zudritt, was doch zur Gesellschaft vollkommen ausreichte. Herr v. C. pflichtete auch meinen Gründen bei.

Am Fuße des südlichen Hügelzuges holten wir durch einen tüchtigen Galopp die Anderen wieder ein; die Straße hatte den Lauf des Flusses verlassen, und stieg in geneigter Richtung sanft den öden Abhang hinauf. Als wir oben angelangt, vergoldete die untergehende Sonne die Zackengipfel des fernen Dschebel-Aures, und warf einen Purpurschleier über die häßliche Nacktheit der Ebene zu unseren Füßen. Die jenseitige Fläche war schon düster und unkenntlich; aber auch bei heller Beleuchtung hätten wir die Dasen nicht sehen können, denn ein breites Chaos von zerklüfteten Fels- und Erdmassen versperrte alle weitere Aussicht. Beim Hinabreiten kamen wir an einer Gedenktafel vorbei, die den Bau dieser Straße durch französische Truppen feiert. Auch hinunter ging es fast unmerklich; aber bald befanden wir uns wieder in der nun schon gewohnten, aber deshalb nicht geliebten

Dunkelheit. Ja, es wurde so finster, wie noch keinen Abend zuvor, so daß unsere Führer erklärten, sie könnten selbst nicht für die Einhaltung des richtigen Weges stehen. Es blieb uns nichts übrig, als uns dicht an einander zu halten, und dem Instinkt unserer Pferde zu vertrauen.

Wir hatten das gastliche Biscara bald hinter jener Anhöhe erwartet, und glaubten uns alle zehn Schritte dicht davor zu befinden; aber wie wurde unsere Erwartung in die Länge gezogen! Zuletzt, nachdem wir gewiß eine Stunde von der Höhe fortgeritten waren, hielten wir uns für verirrt; die Straße war überhaupt so holprig, daß wir durch die Beschaffenheit des Weges keinen Anhalt hatten. Da tauchten plötzlich vor unseren Augen tausend Lichter aus der dicken Finsterniß; diesmal keine Feuerfäulen, wie zwei Abende zuvor, sondern kleine Flammen, aber in solcher Anzahl und auf eine solche Ausdehnung zerstreut, daß sie, zumal bei unserer freudigen Ueberraschung, ein glänzendes, feenhaftes Schauspiel darboten. Man mußte annehmen, auf eine große Hauptstadt hinabzusehen; wir wußten aber, daß Biscara keine tausend Köpfe beherbergt, und konnten uns die Zahl der Lichter auf keine Weise erklären. Förmlich bezaubert, aber getrosteten Muthes näherten wir uns den Lichtern, und befanden uns auf ein Mal zwischen französischen Soldatenzelten!

Nun löste sich uns das Räthsel: die Colonne war Tags zuvor vom fernen Süden zurückgekehrt, und hatte ihr Lager vor Biscara aufgeschlagen. Wohl mochten sie jubeln, die Strapazen und Entbehrungen des vierzigtagigen Wüstenzuges überstanden zu haben; bis an die fernsten Grenzen Algeriens waren sie vorgedrungen, hatten die fälligen Abgaben im wahren Biled-ul-Dscherid eingetrieben, und viel Neues und Merkwürdiges geschaut, und das Alles, ohne irgend bedeutende Verluste zu beklagen. Waren daher die vielen Lichter auch nur die gewöhnlichen Lagerfeuer, so konnte man sie doch mit Zug

als Freudenfeuer betrachten, denn hier in Biscara befanden sich die Krieger zuerst wieder auf wirklichem französischem Gebiet, und nur wenige Tagereisen von ihren festen Garnisonen. Viel Leben bemerkten wir übrigens in dem Lager nicht.

Man wies uns von hier den kurzen Weg zum Bureau arabe; großartige Arkaden überraschten uns sehr: wie wir am nächsten Morgen sahen, befanden wir uns in der Kasbah oder Citadelle. Ein Officier ersuchte uns, in dem „Hotel“ des Orts Quartier zu nehmen, und dahin wurden wir über einen sehr großen Platz geführt. Unser Quartier war ein Karavanserai in sehr kleinem Maßstabe; man wies uns zwei höchst einfache, aber reinliche Zimmer am Hofe und zu ebener Erde an, wo uns der langentbehrte Anblick vollständiger Betten zu Theil ward. Jedes Zimmer enthielt deren zwei; ich logirte mit Herrn v. C. zusammen. Es war 7 Uhr Abends, als wir Biscara erreichten, vierzehn Stunden nach unserm Aufbruch von Mdikal, von denen nur zwei der Ruhe gewidmet waren. Trotzdem fühlten wir uns keineswegs angegriffen, wenn auch froh genug, endlich am Ziele zu sein. Nachdem wir etwas Toilette gemacht, begaben wir uns über den kleinen Hof in eine Art Speisesaal, der die Behaglichkeit einer Theaterbühne nach beendigter Vorstellung zeigte.

Während wir nun bei unseren Cotelettes oder Eierkuchen saßen, trat ein junger Officier in der Uniform des Bureau arabe herein, und wandte sich an den Engländer, dem er sich als Mr. N. und Landsmann vorstellte. Wir hatten seine Anwesenheit in Biscara schon früher erfahren, und ihn zu uns bitten lassen; nicht wenig verwundert, einen Engländer in französischen Diensten anzutreffen. Nach einigen englischen Worten redete der Officier uns Deutsche in sehr gutem Hochdeutsch an, und als wir ihm unser Compliment darüber machten, eröffnete er uns, daß er als preussischer Garde-Husaren-Lieutenant lange

Jahre in Berlin gestanden. So war er denn unser aller Landsmann, und bei seiner genauen Bekanntschaft mit den hiesigen Verhältnissen bedauerten wir um so mehr, daß er uns schon morgen verlassen mußte, um den General Desvaux bis an die Grenze der Sahara zu begleiten. Dieser angenehme und freundliche Mann, englischer, vornehmer Abkunft, aber in Berlin geboren und erzogen, hatte sich bei der Garde in übermäßige Schulden gesteckt, was ihn nöthigte, den Dienst und das Vaterland zu verlassen.

Zu der Zeit hatte die algerische Fremdenlegion noch immer, trotz so zahlloser Enttäuschungen, den Reiz auf ehrgeizige Charaktere nicht verloren; auch Herr N. träumte schnellste Auszeichnung und Beförderung. Er war auf ein Leben voller Beschwerden, Gefahren und Abenteuer gefaßt, als er sich zur Legion anwerben ließ; aber nicht auf jahrelange, auszeichnungslose Sklaverei. Aber diese war, trotz aller Vorzüge der Herkunft, des Standes, der allgemeinen und militärischen Bildung sein Loos; als gemeiner Legionär durchmaß er die Wüste nach allen Richtungen, und ertrug Drangsale der Hitze, des Durstes und der Anstrengung, wie er sie nie geahnt. Von der unwürdigen, verächtlichen Behandlung, welche die meist französischen Officiere den Legionären bieten, litt er aber gewiß noch weit mehr, als von Durst und Hitze; doch sagte er uns nichts davon: trug er doch nun selbst die französischen Epaulettes!

Sein besonderes Glück wollte zuletzt, daß bei einer Expedition keiner der Officiere mit dem Plan-Zeichnen vertraut war. Man forderte Freiwillige auf, Herr N. übernahm die Aufgabe, und löste sie mit überraschender Fertigkeit. Nun avancirte er rasch zum Sergeanten, und trat später als Unterlieutenant zum Bureau arabe von Biscara über. Seine Einsamkeit tröstete eine junge und liebenswürdige Frau, die ihm aus der Heimath in die Sahara folgte; die einzige deutsche,

wahrscheinlich auch die einzige gebildete Frau in der ganzen Colonie! Wiewohl nunmehr in einer würdigen und aussichtsvollen Stellung, schien sich Herr N. doch nicht ganz wohl zu fühlen, und liebte den Gedanken an eine baldige Rückkehr in preussische Dienste. Von einem seiner Bekannten erfuhr ich später, daß seine Gesundheit zerrüttet sei; seine Erscheinung indes ließ hiervon nichts merken.

Herr N. forderte uns auf, ihn nach dem Cercle des officiers zu begleiten, und führte uns, trotz unserer verwahrlosten Toilette, sogleich durch niedrigere Arkaden, als die der Citadelle, in ein stattliches Gebäude an einer der kurzen Seiten des großen Platzes. Wir fanden hier im Großen dieselbe Einrichtung, wie in Bordsch-bu-Arividsch; ein Billard und eine ziemliche Menge Officiere, die spielend, rauchend und trinkend bei einander saßen. Wir nahmen an einem großen Tische Platz, und tranken Punsch, Herr N. zu unserer Seite; die Unterhaltung war weder belebt, noch interessant. So waren wir froh, als wir mit Bewahrung des Anstands ziemlich früh nach unserm Wirthshaus, zu unsern ersehnten Betten zurückkehren konnten. Seit dem gastlichen Quartier bei dem Arzte in Numale sollte ich heute zum ersten Male in einem Bette schlafen; freilich war es lange nicht so sauber und vollständig, wie das dortige, aber doch winkte es so einladend und erquickend, wie das Lager eines Königs. Und was unterscheidet denn ein Bett so sehr von einer Matratze mit Decke? nur, daß es auf Füßen steht! So groß ist die Macht der Gewohnheit; oder ist es vielleicht die Wirkung des Idealismus, kraft dessen der gebildete Mensch selbst im Schlafe von der Erde getrennt sein will? Ich weiß nur so viel, daß ich diesen Abend hierüber nicht reflektirte, sondern alsbald dem süßesten Schummer in die Arme sank.

---

## VII.

### In Biscara.

Wenn jemals Menschen das Recht hatten, gehörig und tüchtig auszuschlafen, so waren gewiß wir es am ersten Morgen zu Biscara. Fast vierzehn Tage in kein Bett gekommen, alle Morgen zwischen drei und fünf Uhr aufgestanden, um den ganzen Tag über wie die Centauren mit unseren Pferden zu verwachsen, hätte man uns heute, an dem endlichen Ruhetag, wohl einen Murmelthierschlaf bis Mittag nicht verdacht. Aber nein, guter Leser, deine Helden blieben auch dieser Versuchung überlegen, und hatten beschlossen, Biscara nicht zu ihrem Capua zu machen. Auf unser Geheiß weckte man uns um 6 Uhr; wir tranken im Speisesaal Kaffee, und als Lieutenant M. gegen 7 versprochenermaßen uns abzuholen kam, fand er uns bereit und fertig. Es galt aber auch keiner geringen Sache: wir sollten den Abmarsch der gesammten Cavallerie aus ihrem Lager vor Biscara beitzohnen.

Nun erst, als wir aus dem Thore des Wirthshauses hinaustraten, sahen wir Biscara und seine Schönheit. Die Sonne stieg gerade aus dem Sande der östlichen Wüste empor, und begann den Nebel zu lichten. Wir standen an einem unge-

heuren, kahlen Plätze, den auf drei Seiten große Gebäude einfaßten; uns gegenüber die Kasbah von höchst prosaischem Aussehen, zur Linken aber ein nicht unschönes Haus, in dessen Flanken und Rücken schlanke Dattelpalmen ihre buschigen Wipfel erhoben. Nicht verhüllend, sondern sanft umfliegend, warf gerade der Nebel einen ahnungsvollen Schimmer über die Morgenlandschaft.

Wir überschritten den Platz und einen schmalen Canal, der ihn schräg durchzog, traten durch ein Thor der hohen und starken Mauer in den Hof der Kasbah, ein längliches Viereck von großartigen Dimensionen, und gewannen durch das entgegengesetzte, nördliche Thor, dessen Bedeutung sich durch architektonischen Schmuck ausdrückt, die Straße nach El-Utaja und Constantine, auf der wir gestern in der Dunkelheit nach Biscara gekommen. Eine ausgedehnte, gänzlich wüste Fläche lag vor unseren Blicken, die gen Norden allmählig ansteigend zu einem zerklüfteten Höhenzuge emporschwoh, und so den Blick begrenzte. Aber etwas rechts, von Nordwesten, schenkte der Dschebel-Aures der sonst unbedeutenden Landschaft seine Großartigkeit. Gerade vor uns wuchsen einige Dattelpalmen an einem Canal, nach dessen Ueberschreitung das militärische Schauspiel sich uns in seiner ganzen Buntheit und Frische darbot.

Das Lager, dessen Lichter uns gestern so freundlich entgegengeblitz, war schon gänzlich abgebrochen und verschwunden; die Reiterei saß entweder schon zu Pferde, oder war im Begriff, sich in den Sattel zu heben. Wohl ein tausend Mann stark, zerfiel sie in drei große Colonnen: Husaren, Chasseurs d'Afrique und Spahis, alle drei etwa von gleicher Stärke. War schon die Tracht der ersteren malerisch genug, so gewährten die arabischen Reiter mit ihren rothen Burnus, weißen Turbans und braunen, kriegerischen Gesichtern einen wahrhaft wilden und glän-

zenden Anblick. Ihre feurigen und schön geformten Rosse stampften vor Ungeduld den Boden; man sah es ihnen beim Stehen an, wie windesschnell sie ihre Reiter gegen den Feind führen würden. Die Attaque eines Regiments Spahis im Galopp muß ein wunderschönes Schauspiel sein: wenn tausend Rüstern edler Berberrosse sprühen, wenn tausend blutrothe Mäntel im Winde flattern, wenn tausend gekrümmte Säbel wie Blitze leuchten, wenn tausend rauhe Kriegerkehlen ihr Hurrah! schreien! — Es war auch reitende Artillerie bei der Colonne, und ein zahlreicher Troß von schönen Languedoc-Maulthieren, darunter auch einige mit Doppelsitzen zum Tragen der Kranken. Bald nach unserer Ankunft setzte sich der Zug in Bewegung, gen Norden; an weit schönerer Stelle sollte ich die kriegerischen Gestalten wiedersehen!

Der commandirende General mit seinem Stabe wollte erst gegen Mittag aufbrechen; bis dahin blieb auch unser Freund R. in Biscara. Er stellte uns mehrere seiner Kameraden vor, mit denen wir sodann das flache Dach der zweistöckigen massiven Kaserne in der Kasbah bestiegen. Von dieser großartigen Terrasse aus vermochten wir uns erst vollständig zu orientiren; wir erkannten, daß die neue Kasbah mit der europäischen Stadt am östlichen Ende der Dase, gegen den Fluß zu, belegen war; während die ältere, arabische Kasbah mit der alten Stadt etwa eine halbe Stunde westlich, inmitten der Dase, gestanden hatte. Von beiden letzteren sahen wir jedoch nichts; die alte Stadt ist schon längst zerstört, von dem Vernichter El-Utaja's, Salah-Bey, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; was damals von den Bewohnern leben blieb, siedelte sich in sieben Dörfern an, die noch jetzt über die Dase zerstreut sind. Die arabische Kasbah, in der ein Chalif Abd-el-Kader's mit 500 Mann befehligte, bis im Jahre 1844 die Franzosen sie besetzten, stand noch 1847, der französischen Besatzung als Quartier dienend.

Seit dieser Zeit ist die neue Citadelle aus schönen behauenen Steinen erbaut worden; ein Parallelogramm von etwa 50 Meter Länge und ungefähr 35 Meter Breite. Sämmtliche Gebäude sind zweistöckig, beide Stockwerke gewölbt; die Bedachung bilden Terrassen. Die frühere Kasbah war ganz aus Erde erbaut, mit etwas Palmenholz und Schilf zur Bedeckung; sie war selbst erst neuerdings an die Stelle des alten Forts getreten, das auf einer Anhöhe am Flusse gestanden, in der Nähe der jetzigen Citadelle. Alles dies berichte ich nicht aus eigener Anschauung, sondern nach der zuverlässigen Gewähr des Dr. Guyon; denn obgleich viertelhalb Tage in Biscara verweilend, habe ich weder die arabische Kasbah, noch irgend eins der sieben Dörfer auch nur von weitem gesehen. Die Gebäude werden durch die zahllosen und hohen Dattel-Palmen, zwischen denen sie eingeklammert liegen, gänzlich versteckt, so daß man von der Citadelle und der neuen Stadt aus einen unbewohnten Palmenwald zu erblicken glaubt. Daß mich aber während meines langen Aufenthalts, ganz gegen meine sonstige Reisegewohnheit, die Neu- und Wißbegierde nicht wenigstens zehnmal auf den Platz der uralten Römer- und Berbern-Stadt, und in die Dörfer der Eingeborenen getrieben, dafür wird der Leser in der Folge eine ausreichende Erklärung finden.

Biscara (Bisera, Biskra) liegt  $3^{\circ} 22'$  ö. L. (von Paris) und  $34^{\circ} 57'$  n. Br., 232 Kilom. südwestlich von Constantine, 297 Kilom. südöstlich von Algier, und 228 Kilom. nordwestlich von Tuggurt. Die Dase ist die größte unter den Sibän, sie enthält nicht weniger als 120,000 Dattelpalmen, und soll 2000 Bewohner ernähren. Die erste Zahl ist authentisch, die zweite aber keineswegs; in diesem merkwürdigen Lande zählt man die Bäume, und schätzt die Seelen. Das kommt daher, daß, wie schon erwähnt, die Abgaben nach den Palmen berechnet werden; jeder Baum zahlt jährlich  $\frac{1}{4}$  Franc. Zur Vergleichung führe ich nach

Dr. Guyon die Anzahl der Palmen und Bewohner von verschiedenen Oasen an, welche zu den Sibân gehören. Nach den drei Bezirken, worin die Sibân getheilt werden, enthält:

I. Im Sab-Dahari (nördlich, wozu auch das zerstörte Saatscha gehört):

|                 |        |         |     |          |                                                           |
|-----------------|--------|---------|-----|----------|-----------------------------------------------------------|
| El-Amri . . . . | 9,000  | Palmen, | 200 | Bewohner |                                                           |
| El-Bordsch . .  | 33,000 | "       | ?   | "        | (2 Quellen)                                               |
| Tolga . . . .   | 40,000 | "       | ?   | "        | (2 Vieues lang, 1 Q. breit, mehrere Quellen, großes Dorf) |
| Farfar . . . .  | —      | "       | 100 | "        | (30 Häuser)                                               |
| Lischana . . .  | 33,000 | "       | ?   | "        | (2 Vieues lang, $\frac{3}{4}$ Q. breit, 1 Quelle)         |
| Buschagrün .    | 21,000 | "       | 300 | "        |                                                           |

II. Im Sab-Gebli (südlich, wozu auch Biscara und Sidi-Okba gehören):

|                |        |         |     |          |                              |
|----------------|--------|---------|-----|----------|------------------------------|
| Liuna . . . .  | 15,000 | Palmen, | ?   | Bewohner | (mehrere Quellen)            |
| Mechadama .    | 14,000 | "       | ?   | "        |                              |
| Bentins . . .  | 18,000 | "       | ?   | "        |                              |
| Uralal . . . . | 43,000 | "       | 250 | "        | (vom Bed-Mili bewässert)     |
| Mili . . . .   | 12,000 | "       | ?   | "        | (Quellen, meist ohne Abfluß) |
| Feliasch . . . | 12,000 | "       | ?   | "        | (30 Gurbiß)                  |
| Umaich . . . . | 2,000  | "       | 150 | "        |                              |

III. Im Sab-Schergi (östlich, wozu auch El-Utaja gehört):

|               |       |         |   |          |  |
|---------------|-------|---------|---|----------|--|
| Schetma . . . | 8,000 | Palmen, | ? | Bewohner |  |
|---------------|-------|---------|---|----------|--|

|                |       |         |     |          |                                                  |
|----------------|-------|---------|-----|----------|--------------------------------------------------|
| Min-Naga . . . | 500   | Palmen, | ?   | Bewohner | (14 Lienes östlich von Biscara)                  |
| Sribet-el-Wed  | 1,200 | "       | ?   | "        | (vom Wed-el-Arab bewässert)                      |
| Viana . . . .  | 1,200 | "       | ?   | "        | (zerstörtes Dorf)                                |
| El-Changa . .  | 6,100 | "       | 800 | "        | (120 Häuser; 30 Lienes nordöstlich von Biscara). |

Diese 18 Oasen haben zusammen 287,000 Palmen, also  $2\frac{1}{2}$  mal so viel, als das einzige Biscara. Letzteres hinzugerechnet, ergibt sich die runde Summe von 400,000 Palmen für 19 Oasen, wodurch sich im Mittel auf jede Oase etwa 20,000 Palmen berechnen. Von 3 Oasen der Sibân berichtet Dr. Guyon ausdrücklich, daß sämtliche Palmen vernichtet seien, nämlich von El-Utaja, Tuda und Saatscha; in letzterer durch die jüngste, französische Belagerung. So bleiben noch 15 Oasen übrig, die er nennt, ohne das geringste über sie zu bemerken; gewiß aus Mangel an Nachrichten. Es läßt sich voraussetzen, daß dies die unbedeutendsten Oasen der Gruppe sind, woraus sich der Gesamtdurchschnitt des Palmenreichthums für die Sibân bedeutend niedriger, als 20,000 stellen würde. Noch weit geringeren Anhalt bietet obige Tabelle für den Schluß auf die wahrscheinliche Bevölkerung. Mit Einschluß Biscara's, ist die Zahl der Einwohner nur von 9 Oasen angegeben; und da der Verfasser bei Biscara selbst nur von „Schätzung“ spricht, so ist die Zuverlässigkeit auch bei den anderen Oasen nicht bedeutend. Doch Etwas ist immer noch besser, als Nichts; daher sei es mir gestattet, mit den gegebenen Zahlen ein wenig zu operiren.

Sene 7 Oasen enthalten 133,000 Palmen und 1700 Bewohner; Biscara 120,000 Palmen und 2000 Bewohner. Dies ist ein ganz richtiges Verhältniß, zumal da die Biskri (so heißen in ganz Algerien die Bewohner von Biscara) sich auch viel mit

Gewerbe und Handel beschäftigen. Wie wenig Vertrauen aber sonst diese Angaben verdienen, geht aus der Auflagen-Tabelle für die Sibân hervor, welche der Verfasser auf p. 267 bis auf die Centimes mittheilt. Gleich von vornherein wiederholt er, daß die Auflage auf die Zahl der Palmbäume basirt ist. Wie ist es nun möglich, ohne die geringste Erklärung zumal, auf derselben Seite folgende Zahlen paradiren zu lassen:

|            |                     |       |                |
|------------|---------------------|-------|----------------|
| Biscara,   | mit 120,000 Palmen, | zahlt | 23,000 Francs, |
| Schetma    | " 8,000             | " "   | 20,094½ "      |
| El-Bordsch | " 33,000            | " "   | 10,630 "       |
| El-Utaja   | " 0                 | " "   | 1,500 "        |

Und wie passen diese sämtlichen Zahlen zu der Behauptung, daß jeder Palmbaum  $\frac{1}{4}$  Fr. steuere? An der Richtigkeit der Zahlen selbst ist kaum zu zweifeln, da sie offenbar nach der genauen officiellen Liste copirt sind; aber dann hätte doch jener Widerspruch aufgeklärt werden müssen. Jedenfalls sind diese Auflagen als sehr hoch zu bezeichnen, da auf den Kopf der Einwohner bis zu 50 Frs. fallen, was bei der allgemeinen Armuth ungeheuer ist.

Dr. Guyon liefert eine sehr ausführliche Abhandlung über Klima, Wetter, Naturprodukte (aus allen drei Reichen), Anbau, Krankheiten u. s. w. dieser interessanten Oasen. Ich würde aus einem Schriftsteller zum Abschreiber werden, wollte ich dem gelehrten Arzte auch nur auszugsweise folgen; doch kann ich nicht umhin, wenigstens das Wichtigste über Biscara beizubringen, da jenes Werk nicht einmal in den Buchhandel gekommen. Ich bemerke noch, daß die übrigen Oasen viel Aehnlichkeit mit Biscara haben.

Die Erhebung Biscara's über dem Mittelmeer ist auf 100 Meter geschätzt worden, so daß anzunehmen ist, daß der große Wüstenumpf Sebcha-el-Melghir, in den das Wasser des Wed-el-Kántara sich verliert, unter dem Niveau des Meeres

liegt. — Das Klima ist zugleich heiß und trocken; der Sommer ist lang und die Hitze schwer zu ertragen, wenn sie von dem Schli oder Wüstenwind begleitet wird. Dieser Wind hält zum Glück nicht lange an; er weht selten über drei Tage, ebenso wie der Sirocco an der Küste. Die Temperatur-Verschiedenheiten sind in dieser Jahreszeit sehr bedeutend: sie können an demselben Tage  $20^{\circ}$  C. betragen, während sie sich im Winter nicht leicht über  $10^{\circ}$  erheben. Die Jahresdifferenz kann  $50^{\circ}$  und mehr betragen; in den fünf Jahren 1845—49 betrug das Minimum  $1^{\circ} 5'$  (am 3. Februar) und das Maximum  $48^{\circ}$  (am 12. August). — Die Winde werden hauptsächlich durch zwei große Strömungen bestimmt, die Nordost- und die Süd-Winde, welche unter sich abwechseln.

Von den Säugethieren ist zu bemerken, daß der Löwe sich nur in äußerster Noth von den nördlichen Gebirgen hierher wagt; daß der Elephant, der im Alterthume sogar wild in Algerien lebte, ganz verschwunden ist. Dagegen giebt es Schneemons, Ratten, Hasen, Kaninchen, wilde Schweine, Stachelschweine, Gazellen, Antilopen u. s. w. Unter den Vögeln zeichnet sich der Falke aus, der von den adligen Arabern fleißig zur Jagd benutzt wird. Eine schreckliche Landplage der Hasen ist der giftige Skorpion, von dem die Häuser förmlich wimmeln, und dessen Biß nicht selten den Tod herbeiführt. Während eines Sommers (den Winter über liegt der Skorpion im Starrschlaf) verursachte er z. B. sieben Todesfälle in El-Kántara, acht in Biscara, drei in Tolga, 50 bis 60 in der kleinen Herrschaft Tuggurt. Meistens aber verschwinden die Uebel, welche der Skorpionenstich veranlaßt, auf natürlichem Wege in 24 bis 48 Stunden.

Die wichtigsten Fruchtbäume, nächst der Palme, sind der Oliven- und der Aprikosenbaum. Beide geben sehr reiche Ernten; doch zeichnet sich das algerische Olivenöl überhaupt nicht

durch Güte aus. Außerdem gedeihen in den sibianischen Oasen alle Frucht bäume des südlichen Europas: der Feigen-, Granaten-, Quitten-, Brustbeer-Baum u. s. w., ferner die Küchenkräuter jener Länder, wie der Kohl, die Mohrrübe, Zwiebel, Kürbis, Melone (in verschiedenen Arten), Pastete, Gurke u. s. w. Alle diese Bäume und Pflanzen werden durchweg unter und zwischen den Dattelpalmen gebaut, welche durch ihre Höhe, ihr schmales Laubdach und ihre geringe Dichtigkeit den Sonnenstrahlen genügenden Zutritt verstaten. Wirklich einheimisch ist in den Sibân noch der Anbau des Pfeffers (*Capsicum annuum* Lin.), des Hanfs und des Henna (Lanjonie). Der Hanf dient aber hier weder zu Geweben, noch zu Stricken, sondern vorzüglich zur Bereitung des Haschis, das gleich dem Opium, und ziemlich mit denselben Wirkungen, von vielen Eingeborenen geraucht wird. Dieser, von der Religion und Vernunft gleich verpönte Genuß ist leider in den Sibân sehr verbreitet; fast in jedem Dorf giebt es ein dazu bestimmtes Lokal. Die Beduinen aber enthalten sich des Haschis gänzlich.

Der Gebrauch des Henna dagegen ist bei allen Stämmen und Klassen des Landes herrschend; zum Glück ist er weder schädlich noch unsittlich, sondern nur abgeschmackt. Mit dem Henna nämlich färben sich die eingeborenen Frauen verschiedene Theile des Körpers, vorzüglich die Lippen, Kinnladen, Nägel und Haare, die dadurch eine, dem europäischen Auge höchst widerliche, gelbbraune Farbe annehmen. Diese eigenthümliche Schminke wird nicht etwa zu besonderen Veranlassungen zeitweilig aufgetragen, sondern haftet beständig, und wird von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt.

Bei vollkommen wilden Stämmen von niedriger Race kann das Bemalen des Körpers mit bestimmten Farben nicht Wunder nehmen; aber bei so intelligenten, gebildeten und geschmackvollen Völkern, wie die algerischen, bei den Erfindern des gra-

ciösesten Baustyls, der kleidsamsten Tracht und der wohlklingendsten Verse ist jene Gewohnheit im höchsten Grade abnorm, und es verlohnte wohl der Mühe, auf geschichtlichem, religiösem oder medicinischem Gebiete eine Erklärung dafür zu suchen. Es wäre auch interessant, zu wissen, seit welcher Zeit und in welchen anderen Ländern, außer Algerien, die Färbung mit Henna in Gebrauch gekommen. Die Pflanze wird von den Eingeborenen gleichfalls gegen alle möglichen Leiden äußerlich und innerlich angewandt, und es scheint mir daher sehr möglich, daß die Färbung damit ursprünglich als Heilmittel, und erst mit der Zeit, durch die Gewohnheit selbst, als Schönheitsmittel betrachtet wurde. Das Henna scheint nur in den Oasen gebaut zu werden, und bildet daher einen wichtigen Tauschartikel für den Verkehr mit dem Tell. Die Waare besteht in kleinen, getrockneten Blättern, die man zerreibt, und als Teig einige Stunden auf den zu färbenden Stellen liegen läßt. —

Biscara soll nach Mannert das alte Praesidium sein, das 50 römische Meilen von den Salinae Nubonenenses entfernt lag: eine Entfernung, die mit der von Biscara bis zu dem Salzsee Schott ziemlich übereinstimmt. Jedenfalls hat eine römische Bevölkerung in der Oase existirt; an der (arabischen) Kasbah und anderwärts hat man antike Mauern, Säulentrümmer, gebrannte Steine und Scherben von Töpferwaaren aufgefunden. Die Aufstaung des Flusses, wenn sie nicht von den Römern herrührt, ist jedenfalls mit römischen Quadersteinen bewerkstelligt. — Die arabische Stadt Biskra besuchte der muhammedanische Reisende Mula-Ahmed\*) zum zweiten Male im September 1710, und spricht von ihr folgendermaßen:

„Biskra ist eine schöne und große Stadt, wo viel Geld

---

\*) Voyage dans le sud de l'Algérie et des États barbaresques etc. par Mula-Ahmed, traduction de M. Adrien Berbrugger p. 214.

gewonnen wird, weil die Bevölkerung zahlreich, der Handel lebhaft und der Ackerbau blühend ist. Ihre Lage zwischen dem Tell und der Sahara trägt viel zu ihrem Gedeihen bei. Man sieht daselbst eine Menge Palmen, große Delbäume, und erntet sehr feinen Flachs. Es giebt dort eine Menge fließender Wasser, an denen man zahlreiche Mühlen findet. Man sieht dort Felder mit Henna, Weiden, und man erntet Früchte und Gemüse. Das Vieh und die gesalzene Butter sind in Ueberfluß auf dem Markte.“ Weiterhin spricht unser Reisender von den „großen Gebäuden“, die in Biscara standen, und von den zahlreichen Gelehrten, die man dort antraf. Es gab viele Brunnen, deren Wasser süß war; dasjenige im Brunnen der Haupt-Moschee war unerschöpflich. Diese Moschee war sehr geräumig und ausgezeichnet gebaut; zu ihrem Minaret führte eine Treppe von 124 Stufen, auf der ein Maulthier mit seiner Last bis zur Spitze gelangen konnte. Die Stadt war von Mauer und Gräben umgeben, jenseit deren es Blumengärten gab. Andere Gemüse- und Fruchtgärten bildeten einen Gürtel um die Stadt, in einer Ausdehnung von etwa sechs Meilen (?). — Ein anderer arabischer Reisender, El-Miatschi, der Biscara schon im Jahre 1663 besuchte, spricht von der Stadt in derselben Weise, wie Mula-Ahmed, und schließt folgendermaßen: „Kurz, ich habe nirgends, weder im Osten noch im Westen, eine schönere Stadt gesehen, als Biscara, keine, die des Lobes würdiger wäre, und wo es mehr Handel und Gewerbleiß gäbe.“

Diese blühende Stadt ist gänzlich vom Erdboden verschwunden, ein Beispiel unter so vielen, wie gründlich der Orient das Zerstoren versteht! Nur drei Moscheen, wovon zwei in Trümmern, zeugen noch von der alten Pracht; alles Uebrige ist ohne Ersatz zu Grunde gegangen. Daß auch die neue französische Stadt nicht entfernt dem alten Biscara gleichkommt, wird meine folgende Schilderung dieses Ortes ohne Betriebsamkeit, aber voll

Lasten genugsam darthun. Hier nur noch einige Worte über das Schicksal Biscara's und der Sibân nach dem verhängnisvollen Einfall des Salah-Bey.

„Die Bewohner der Sibân, Ansässige wie Nomaden, standen seit mehreren Jahrhunderten unter der Herrschaft der Familie des Scheich-el-Arab, Bu-Ajis-ben-Ganah, als im Jahre 1838 Berkani im Namen Abd-el-Kader's sich der Sibân bemächtigte. Im folgenden Jahre, 1839, nachdem der Emir den Frieden mit uns gebrochen, wurde der Scheich-el-Arab von Frankreich mit der Herrschaft über die Sibân betraut; allein diese Herrschaft war unaufhörlich bestritten, und konnte erst nach unserer Expedition und Besitzergreifung frei ausgeübt werden. Die Expedition wurde ganz im Anfang des Jahres 1844 beschlossen; man bildete ein Lager zu Batna, wo 2400 Mann Infanterie, 600 Pferde, 3 Berg- und 2 Feldgeschütze am 17. Februar versammelt waren. Unter dem Befehle des Herzogs von Annale, damaligen Ober-Commandanten der Provinz Constantine, setzte sich die Colonne am 25. in Bewegung, mit Lebensmitteln für einen Monat versehen; am 29. war sie in El-Kântara, und am 4. März gelangte sie ohne den geringsten Widerstand nach Biscara. Der Chalif Abd-el-Kader's, Mohammed-Seghir, hatte schon seit fünf Tagen den Platz aufgegeben, und sich mit seinen Truppen in das Aures-Gebirge geflüchtet. Vergeblich hatte er versucht, die Einwohnerschaft nach sich zu ziehen; sie war an Ort und Stelle geblieben, und empfing unsere Truppen auf's Beste. Am Abend kamen Deputationen von allen benachbarten Dajen und allen Beduinen-Stämmen in's französische Lager, und ersuchten Verzeihen für die Vergangenheit, und Schutz für die Zukunft. — Dennoch waren seitdem noch zwei Expeditionen in den Sibân nöthig, nämlich eine gegen die Uled-Dschelal, im Januar 1847, und die gegen Saatscha, im October und November

1849. Beide verursachten uns sehr bedeutende Verluste, zumal die letztere.“ —

Die Rundsicht von der Terrasse der Citadelle zeigte uns eine Menge größerer und kleinerer Palmenhaine, bald nahe an einander, bald durch große Strecken wüsten Landes von einander getrennt. Eigentlich schön konnte ich den Anblick nicht finden, dazu fehlte es an Mannichfaltigkeit des Terrains, der Vegetation, der Gebäude. Ein Ingenieur aus Paris, der die Expedition nach Tuggurt mitgemacht hatte, war mit uns hinaufgestiegen, und erzählte uns von den Versuchen, die er im Auftrage der Regierung zum Graben und Reinigen von artesischen Brunnen veranstaltet. Er gestand zu, daß dieselben nicht vollkommen gelungen seien, schob aber die Schuld auf die mangelhaften Instrumente, die er bei sich gehabt, und versprach sich für die Zukunft die besten Erfolge. Auch so schon hatte er das Staunen und die Dankbarkeit der Eingeborenen erregt, und andererseits die Angst der Neger, die bisher das schwierige und lebensgefährliche Geschäft der Reinigung als ein Monopol betrieben hatten.

Seitdem haben die Zeitungen wiederholt von neuen Bohrungen in den südlichen Oasen berichtet, die auf's Glücklichsste von Statten gegangen seien, und die Hoffnung auf unabsehbare Erweiterung des Anbaues in der Sahara begründeten. Auffallend ist es, daß Biscara, wo nach obigen Angaben noch vor 150 Jahren eine Menge der vorzüglichsten Brunnen bestanden, jetzt keinen einzigen besitzt, so daß die Garnison gutes Trinkwasser ganz entbehren muß. Der Versuch, einen artesischen Brunnen zu bohren, ist trotz anderthalbjähriger Anstrengung, bei einer Tiefe von  $74\frac{1}{2}$  Meter, als unmöglich aufgegeben worden. Doch geschah dies alsbald nach der Besetzung Biscara's, wo man wahrscheinlich die Terrainbildung noch zu wenig kannte, um die richtigen Stellen auszusuchen.

Von der Terrasse begaben wir uns in das gegenüberliegende

Gebäude, dessen Parterre das Bureau arabe einnahm, um dem Commandanten von Biscara und anderen Officieren vorgestellt zu werden. Hier erklärte ich, noch einige Zeit in Biscara verweilen zu wollen, worauf der Herr Commandant mich dem zurückbleibenden Officier empfahl. Ich will hier gleich anführen, daß wir am Nachmittage noch einmal in das Bureau kamen, um für die Pferde und Maulthiere zu bezahlen, und uns mit Ehilil und den Spahis abzufinden. Letztere erhielten, trotz ihrer vielen Vergehen, eine sehr reichliche Vergütung, und sollten in einigen Tagen mit den Thieren über Bu-Sfada nach Numale zurückkehren. Den Dolmetscher Ehilil hatten wir eigentlich für die ganze Reise engagirt, ja, die Aussicht, das berühmte Constantine und andere Städte der Provinz zu sehen, hatten den wißbegierigen Jüngling hauptsächlich zu unserer Begleitung veranlaßt. Meine Gefährten, sonst so freigebig, weigerten sich aber, den Mauren auf ihre Kosten mitzunehmen, und ich allein, der ich noch gar nicht wußte, wie lange mein Aufenthalt in den Sibân dauern würde, konnte ihn unmöglich auf dem Halse behalten.

Der arme Ehilil mußte sich also nach einigem Widerstreben dazu entschließen, mit den Spahis nach Numale zurückzukehren; das Bureau versprach ihm freie Reise bis Algier, befahl den Spahis, ihn gut zu behandeln, und so erklärte er sich denn zuletzt für ganz befriedigt. Die Hauptschwierigkeit hatte an der Seefahrt von Philippeville nach Algier gelegen, welche Ehilil frei zu haben glaubte, was jedoch nicht bewilligt worden wäre. — Den folgenden Tag kam er zu mir, um Abschied zu nehmen; er hatte einen großen Korb Datteln und einen ganzen Sack voll Senna-Blätter gekauft, erstere zum Geschenk für seinen Sönnner Verbrugger. Trotz aller Verschiedenheit der Abstammung, der Bildung und des Charakters trennten wir uns nicht ohne Bedauern, und Ehilil bewies mir noch im letzten Augenblicke, wie recht ich

gethan, ihn trotz seiner Mängel für einen offenen, ehrlichen und gutherzigen Menschen zu halten.

Als die größte Merkwürdigkeit der Dase wurde uns der Versuchsgarten empfohlen, und dahin brachen wir nach dem Frühstück auf. Von der Citadelle führte der Weg ganz links, also in westlicher Richtung; zuerst an einer Stelle vorüber, wo die früher beschriebenen Lehmziegel angefertigt wurden, dann ziemlich lange durch angebautes Land, an den Fuß eines sehr auffallenden Hügels. Ganz vereinzelt erhob sich aus der gelben Fläche eine hohe, fast regelmäßige Pyramide von gelblichem hartem Gestein, ohne die geringste Spur von Erde und Vegetation. Die Schichten des Minerals waren fast senkrecht, und von bedeutender Breite. Kaum zehn Minuten entfernt, nach hinten, sahen wir einen zweiten, ihm ähnlichen Hügel. Bei nächtlichem Mondschein plötzlich hierher versetzt, hätte ich mich sicher am Fuße ägyptischer Pyramiden geglaubt: so täuschend ist die Gestalt der Felsmassen, und ihre Umgebung von Wüste und Palmenhain. Einige Blöcke, quadratisch und cylindrisch, lagen hart am Wege, und mehrere Europäer, so wie ein Schwarzer mit breitem Palmenhut, waren oben mit Steinhauen beschäftigt.

Jenseit des Hügels trafen wir wieder auf Felder, und befanden uns bald im Angesicht eines schönen Haines von Dattelpalmen. Dies, wie schon das europäische Haus darin erwarten ließ, war der Versuchsgarten, eine kleine halbe Stunde von der Citadelle entfernt. Wir wurden zu dem Inspektor geführt, einem ländlich gekleideten, einfachen und freundlichen Manne, der sichtlich erfreut war, gebildeten Fremden seine Schöpfungen zeigen zu können; eine Gelegenheit, die ihm wohl selten genug zu Theil wird. Er erklärte uns, während wir den langen Hauptgang hinabgingen, dieser Garten sei eine früher bewohnte, in Folge des Krieges halb zerstörte und verlassene Dase; was schon daraus zu vermuthen war, daß die Palmen sehr vereinzelt standen.

Dennoch war der Anblick sehr reich und mannichfaltig, da der ganze, von regelmäßigen Wegen durchschnittene Raum in größeren oder kleineren Abtheilungen mit südlichen, meist tropischen Nutzpflanzen besetzt war.

Die Baumwollen- und Indigoftaude traten am meisten hervor; erstere hatte ich schon an der Küste gesehen; die Indigo-Pflanze aber war mir vollkommen neu. Sie erreichte hier etwa halbe Mannshöhe, und war mit einer Art Schoten bedeckt, aus denen der Farbestoff bereitet wird. Der Inspektor versicherte uns, daß diese Cultur vollkommen gedeihe, und allerdings hatten die Pflanzen ein gesundes Aussehen; aber zwischen dem Fortkommen im Freien unter sorgfamer Pflege, und wirklich vortheilhaftem Anbau im Großen ist doch noch ein gewaltiger Unterschied! Unser Begleiter erzählte, daß es ihm einmal gelungen sei, guten Indigo aus seiner Pflanze herzustellen; seitdem habe er aber vergeblich die Wiederholung versucht. Außer den in größerer Ausdehnung gebauten Nutzpflanzen enthielt der Garten, besonders in seinem hinteren, malerischen Theile, manche ausländische Zier- oder Seltenheits-Pflanzen in einzelnen Exemplaren, darunter chinesische, japanische, brasilianische u. s. w. Einige davon blühten, und das Ganze gewährte durch hübsche Anordnung und kräftigen Wuchs einen erfreulichen Anblick, zu dem die weit überragenden Palmen nicht wenig beitrugen.

Eine Menge Arbeiter belebten den Garten, darunter nur einzelne Europäer; die meisten waren junge Eingeborene der Dasen, welche hier beständig im Anbau der akklimatisirbaren Pflanzen unterwiesen werden: sobald sie für ausgebildet erachtet werden, treten andere an ihre Stelle. Solcher Zöglinge sind immer gegen fünfzig vorhanden. Die örtliche Möglichkeit einer bedeutenden Akklimatisation vorausgesetzt, ist dies offenbar ein vortreffliches System zu ihrer rationellen Ausbreitung. Schließlic führte uns der Garten-Direktor in sein Arbeitszimmer, um uns

mehrere Curiositäten zu zeigen, darunter auch den mißlungenen Indigo. Nachdem wir uns gebührend für die große Aufmerksamkeit bedankt, kehrten wir auf dem früheren Wege nach der Stadt zurück; ich mit dem festen Vorsatz, den interessanten Versuchsgarten noch einmal gründlich zu besuchen. Dieser, wie so viele andere Pläne, wurde aber durch meinen späteren krankhaften Zustand leider vereitelt.

Wir begaben uns direkt nach der Wohnung des Kaid's von Biscara, eines der schönsten Männer, die ich je gesehen. Der edle und kriegerische Ausdruck seiner Züge, das dunkle Feuer seiner Augen, die hohe und doch anmuthige Gestalt, gehoben durch den feinen und schneeweißen Burnus, sind trotz des kurzen Zusammenseins mit diesem Häuptling frisch in meinem Gedächtniß geblieben. Seine Residenz, von der wir nur den Hof betraten, war malerisch gelegen und mit einigen Palmen geziert, aber keineswegs prächtig. Er zeigte uns seine schönen Pferde, und einige Strauße, die frei auf dem geräumigen Hofe herum liefen. Den übrigen Theil des Tages verbrachten wir meist im Wirthshaus, da es Mancherlei zu ordnen gab.

---

Am folgenden Morgen sah ich meine bisherigen Gefährten auf Maulthieren und ohne Geleit, außer dem der Treiber, gen Norden aufbrechen. Herr v. E. und der Engländer nahmen Abschied von mir. Herr v. D. war durch sein gespanntes Verhältniß zu mir daran verhindert. Nun glaubte ich in aller Ruhe und Unabhängigkeit die Sibân genießen zu können; gleich diesen Tag wollte ich nach Sidi-Ofba, dem Heiligthume des Eroberers von Nord-Afrika, reiten. Aber der Chef des Bureau arabe, an den ich mich zuerst wandte, bedauerte, mir in den nächsten Tagen weder Thier, noch Geleit nach jener Dase geben zu können. Ich lief nun, ungeduldig über den Aufschub, in dem ganzen

Orte herum, eine Gelegenheit nach Sidi-Ofba zu erforschen; aber weder bei Christen, noch bei Juden oder Muselmännern ließ sich etwas ausrichten. Ich mußte abwarten.

Und das war mein Unglück. Seit langer Zeit in ununterbrochener, anstrengender Bewegung, mit bestimmtem, vorgezeichnetem Plan und Ziel, vermochte ich den plötzlichen Stillstand in Biscara nicht zu ertragen. Meine Gesundheit war schon seit der Pyrenäenreise im vorigen Herbst angegriffen, und nur die fortwährende Anregung des Reitens und Vordringens hatte den Ausbruch des Uebels zurückgehalten. Jetzt bekam ich nervöse Kopfschmerzen, und fühlte mich am ganzen Körper matt und geknickt. Dieser Zustand, verbunden mit dem überlangen Ausbleiben der Briefe aus der Heimath, erzeugte Etwas, das mir sonst ungläublich erschienen — ich bildete mir böse Ahnungen ein, daß den Meinigen ein Unglück zugestoßen. Da überkam mich plötzlich der tolle Gedanke, Biscara sogleich zu verlassen, und zwar in der Richtung nach Constantine. Vergeblich suchte ich durch Ueberlegung, Thätigkeit, Zerstreuung mein Gleichgewicht wieder herzustellen — die Angst und der Gedanke der Abreise kehrten immer zurück! Endlich glaubte ich einen Hauptschlag auszuführen: ich miethete eine Stube in einer Art Hôtel garni, am Hauptplatze des Städtchens, wo auch mein Landsmann, Herr Dr. Buvry, Quartier genommen, und zog am dritten Abend dort ein. —

Was ich trotz solches Zustands Wissenswerthes beobachtet, werde ich ohne Rücksicht auf die Zeitfolge zusammenstellen, da es sich um bloße Spaziergänge handelt. Ich will noch vorausschicken, daß während meines ganzen Aufenthaltes in Biscara das Wetter warm, hell und trocken war, jedoch vom dritten Tage an (wo auch mein Leiden begann) sich ein ganz eigenthümlicher Nebel einstellte, den ich vielmehr eine Verschleierung nennen möchte, so dünn und gleichmäßig lag er über der Gegend. Der

Himmel erschien auch jetzt noch blau, aber blässer, als zuvor, und der Sonnenschein weniger glänzend. Es war etwas unangenehm Drückendes in dem Anblick. Daß es schwül gewesen, kann ich nicht sagen, aber erfrischend war die Atmosphäre keinesfalls. —

Das französische Biscara ist ein unbedeutender, aber regelmäßig gebauter und reinlicher Ort, mit ziemlich breiten, sich rechtwinklig durchschneidenden Straßen und viereckigen Plätzen. Die Häuser sind weiß angestrichen, meist zweistöckig, mit Terrassendach, und erhalten hierdurch, und durch die Lage der Fenster nach der Straße heraus, ein halb afrikanisches, halb europäisches Ansehn. Daß viel Eingeborene hier wohnen, glaube ich nicht; die Bevölkerung besteht wesentlich aus Europäern mehrerer Nationen, und afrikanischen Juden; ihre vornehmliche Beschäftigung ist der Kleinhandel. An Kram-Läden aller Art ist daher kein Mangel; man sieht auf den ersten Blick, daß die Garnison die Haupt-Abnehmer liefert. Alles war (während meiner Anwesenheit) still und gedrückt, die Gesichter sprachen deutlich von Mißbehagen und schlechten Geschäften. Es ist etwas Trauriges um einen Kaufladen ohne Kunden, in wie viel höherem Grade mußte mich eine ganze Stadt von leeren Läden betrüben! Die Stille eines Dorfes oder Landstädtchens hat etwas Befriedigendes, selbst Erquickendes; aber das Wesen des Handels verlangt Lebhaftigkeit, und eine todte Handelsstadt ist dreifach todt zu nennen.

Bei meinen Erkundigungen über Sidi-Ofba lernte ich einen deutschen Handelsmann christlichen Glaubens kennen, dessen eigenthümliche Schicksale, als Beispiel für die Regel in Algerien, wohl Erwähnung verdienen. Mit einem bedeutenden Capitale vor langen Jahren nach Algier gegangen, hatte sich Herr S. mit einem Elsässer Juden associirt, um Handels- und Bankgeschäfte zu betreiben. Trotz des guten Erfolges trat aber S. aus der Gemeinschaft, wahrscheinlich, weil ihm der Jude zu überlegen

war; und während dieser sich bald zum ersten Banquier Algier's emporschwang (als welchen ich ihn persönlich kennen gelernt hatte), verlor H. sein Geld in allerlei Speculationen, zulezt im Häuserbau zu Philippeville. So war er denn jetzt von der Hauptstadt zu dem elenden Provinzialstädtchen, und vom Banquier zum geringen Krämer herabgekommen. Herr H. war damals wohl der einzige deutsche Ansiedler in Biscara.

Der stattlichste Laden, den ich sah, gehörte einem afrikanischen Juden, und enthielt fast nur Schnittwaaren. Als ich mich in demselben mit einem jungen Manne über die Juden der Dase unterhielt, trat ein stattlicher Orientale in sehr dunkler, eigenthümlicher Tracht mit mehreren Andern herein. Jener wurde mir als ein Rabbi aus Jerusalem vorgestellt, der im Lande herumreise, um Beiträge für seine bedrängten Brüder in der Heiligen Stadt einzusammeln. Auch ich ward aufgefordert, mich zu betheiligen; und obgleich der Verdacht vor Unterschlagung mich Anfangs zurückhielt, so mußte ich doch zulezt dem Drängen nachgeben. Mein Name und Beitrag wurden in hebräischer Schrift auf eine Liste eingetragen. Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, in der fernen Sahara für die Juden in Zion beizusteuern.

Diese Collecten für die Heilige Stadt haben einige Aehnlichkeit mit den Geldspenden für Rom, zumal im Mittelalter; ja sie umfassen noch einen weit größeren Raum des Erdkreises. Alljährlich werden Rabbiner von Jerusalem nach allen Himmelsgegenden ausgeschiedt, und kehren nach oft jahrelanger Abwesenheit mit reichen Spenden zurück. Wo Juden wohnen, wird für Jerusalem gesammelt, und Juden wohnen bekanntlich so ziemlich überall. Daß die Gaben nöthig sind, weiß Jedermann; denn in der einstigen Königsstadt leben Tausende von armen Gläubigen, die in ihren alten Tagen sich von Osten und Westen, von Norden und Süden dorthin begeben, um in geweihter Erde

bestattet zu werden; ohne die milden Beiträge würden sie verhungern. —

Außer den Sammlern für Jerusalem zieht aber fortwährend noch eine Menge anderer Schriftgelehrter durch die ganze Judenheit, die nur für sich selbst sammeln. Sobald sie in einer Gemeinde eingetroffen sind, disputiren sie in talmudischer Weise mit den einheimischen Gelehrten (deren es überall unter den Juden auffallend viele giebt), und wohnen und essen oft wochenlang bei den Wohlhabenden und Reichen. Beim Abschied erhalten sie noch Geschenke, und diese fallen bei den geschickten Disputanten sehr reichlich aus. Mein Goldschmied zu Medea wollte wissen, daß die Eifersucht der einheimischen Chachamim (Weisen) die Geschenke so bedeutend mache, um die siegenden Fremden so bald als möglich loszuwerden, oder zur Schonung gegen sich zu veranlassen. So kannte er einen jungen Rabbi, der in der Stadt Algier allein mehrere tausend Franken erhalten hatte, und damit das ausschweifendste Leben führte. — Neuerdings ist ein Phänomen dieser Art vor die deutsche Lesewelt getreten, in dem Rabbi Benjamin, einem jungen Polen, der einen großen Theil von Asien und Afrika durchwandert hat, mit der vornehmlichen Absicht, die Ueberreste der „Zehn Stämme“ (des Reiches Israel) aufzusuchen. Die herumziehenden Rabbiner scheinen meistens aus Polen zu stammen, dessen jüdische Bewohner sich ja bekanntlich durch großen Wiß und Geistesstärke selbst unter ihren Glaubensgenossen hervorthun.

Trotz des nicht geringen Verkehrs mit ihren Stammgenossen waren doch die Juden-Gemeinden der Dasen in einem kaum minder verwahrlosten Zustande, als die neu aufgefundenen Juden-Colonien in China. Sie hatten fast nur die negative Seite ihres Glaubens bewahrt: die Absonderung von den Andersgläubigen, wie dies sich im Orient bei allen Sekten häufig findet. Von geregelter Gottesdienst, Einhaltung der meisten Gebräuche, und

Kenntniß der Heiligen Schrift war hier keine Rede. Erst in den letzten Jahren wurde mit der Organisation dieser Gemeinden der Anfang gemacht, und besonders die heiligen Schriftrollen geliefert. Der (europäische) Ober-Rabbiner von Algier ist Präsident des Consistoriums, und damit geistliches Oberhaupt aller Israeliten Algeriens. Er hat sicherlich feinstheils diese Unterstützung angeregt oder gefördert.

So klein und arm der Ort ist, so wimmelt er doch von Kaffeehäusern, die sich zwar an Größe und Belebtheit nicht mit dem zu Bu-Sfada messen können, aber ganz nach derselben Art eingerichtet sind. Man sitzt auf den mit Matten belegten Vorsprüngen der Wände, und trinkt den Kaffee à la Mauresque. Zu jedem dieser Lokale gehört eine Anzahl Tänzerinnen, d. h. öffentliche Mädchen, sämmtlich von dem großen Wüstenstamm der Uled-Mail. Sie tanzen, gräßlich geschminkt und plump angepuzt, nach dem betäubenden Klange von Trommel und Pfeife, deren schwarze Spieler in einem Winkel hocken. Ihre Wohnungen, Höhlen des Lasters, befinden sich gleich neben dem Kaffeehause.

Ich trat am Tage in eins der Tanz-Lokale, und fand es sehr spärlich besucht. Ein junger Eingeborener, von angenehmem und wohlhabendem Aeußern, ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und berichtete, er sei ein Kuloglu, d. h. Abkömmling von einem Türken und einer Maurin. Diese Menschenklasse gilt als feig und besonders sittenlos; sie selbst halten sich für weit vornehmer, als die ungemischten Eingeborenen, da sie von den bisherigen Herrschern des Landes abstammen. Sie hatten aber niemals den geringsten Antheil an der Regierung; die herrschende Miliz ergänzte sich ausschließlich aus der Türkei. Mein Gesellschafter war freundlich und gesprächig, und konnte sich recht gut französisch ausdrücken. Ich erfuhr von ihm, daß auch hier

die Freudenmädchen erst nach der französischen Herrschaft sich niedergelassen haben und hauptsächlich von den Soldaten leben.

Ich besuchte ferner den Markt des Städtchens, der auf einem großen Platze zum Theil unter einer Halle gehalten wurde. Die Verkäufer waren ausschließlich Eingeborene, und die Hauptwaare natürlich Datteln; übrigens herrschte auch hier große Stille. Ich kaufte einen Korb Datteln der schönsten und größten Art, um ihn den Meinigen mitzubringen. Die Datteln von Biscara sind zwar schon weit besser, als die von den Steppen-Dasen, aber sie erreichen noch lange nicht die Vortrefflichkeit derer von Tuggurt, Wed-Suf und Nefsa (im Tunesischen). Es ist hier wohl der Ort, um nach den besten Quellen das Wichtigste über die Gewinnung und Verwendung dieses „Brodes der Wüste“ anzuführen.

Die Dattelpalmen werden nicht aus Samen, sondern durch Steckreiser unter fortwährender Bewässerung gezogen. Zu sechs oder sieben Jahren hat der Baum eine Höhe von 8—10 Fuß und fängt an, Früchte zu tragen. Hier, wie in Aegypten und Nubien, helfen die Eingeborenen der Befruchtung der weiblichen Bäume durch die männlichen dadurch nach, daß sie die männlichen Blüthen abbrechen und oben auf die weiblichen Bäume bringen. Ein unfruchtbarer Palmbaum erhält unterhalb des Wipfels einen oder mehrere Einschnitte, unter denen ein Gefäß angebracht wird, das sich sehr bald mit einer süßen Flüssigkeit, dem Palmwein, anfüllt. Dieser Saft ist ein Lieblings- und Festgetränk der Einwohner; destillirt wird er zu einem sehr starken Liqueur und ist als solcher ebenfalls sehr beliebt. Sechs Wochen bis zwei Monate rinnt der Saft, nimmt aber täglich an Menge ab; darauf schließt man die Wunden mit Sand, verbindet sie, und oft, wie die Araber behaupten, macht diese Operation den Baum fruchtbar. So lautet die Angabe von

Dammas; der Botaniker Guyon berichtet im Gegentheil, daß der Baum nach der Saftentziehung verkommt und stirbt.

Die Dattelfrucht hängt bekanntlich in großen Trauben vom Wipfel herab und gewährt durch ihre Größe, Form und goldige Farbe, im Verein mit den stolzen Blättern, einen prächtigen labenden Anblick. Man sieht häufig Trauben von zwei Fuß Länge und einem Fuß Breite, an denen eine Unzahl süßer Datteln sitzt, gewiß die größten Trauben, welche die Erde hervorbringt. Vor der Reife ist ihre Farbe hellgelb, nach der Reife fast dunkelbraun. In diesem frischen Zustande bleiben aber die wenigsten Datteln, obgleich sie sich vortrefflich halten; die Eingeborenen ziehen die getrockneten vor, und diese sollen zehn oder zwölf Jahre ausdauern können. Das Trocknen geschieht in dem Vorrathsraum, der keinem Hause der Oasen fehlt; auf Fachwerk liegend, verlieren die Datteln allmählig ihren Honig und lassen ihn durch kleine Rinnen ablaufen. Die Ernte fällt in das Ende des Oktobers (im Süden) und in den Lauf des Novembers; wie schon erwähnt, kehren die Beduinen um diese Zeit aus dem Tell zurück, um an der wichtigen Ernte Theil zu nehmen.

Wir Europäer, die wir sämtliche Baumfrüchte nur als Erfrischungen betrachten, vermögen uns sehr schwer eine Vorstellung von der Bedeutung zu machen, welche die Datteln für die Bewohner des ganzen ungeheuren Wüstengürtels vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean seit Jahrtausenden besitzen. „Ehrt die Palme,“ sagt der Koran, „wie eine Vatersschwester.“ Sie soll, ebenfalls nach einem Ausspruch des Propheten, vom Schöpfer aus dem Neste des Lehms gebildet worden sein, aus dem er den Menschen geschaffen hatte. In der That ist die Dattel das tägliche Brod der Saharier, und der Auschuß dient sogar zum Futter für die Kameele, Maulthiere und Pferde. Aber weder Thier, noch Menschen können die Datteln auf die

Dauer ohne Zumischung vertragen. Bei den Thieren besteht dieselbe in Gerste oder einem Kraut, *sekska* genannt, bei den Menschen in Käse, Milch, Brodkuchen (*galette*) und Ausruffu. Aber auch so noch soll die Dattel die Zähne regelmäßig verderben.

Der Handel mit dieser Frucht ist bei weitem der wichtigste, nicht bloß für die Sahara, sondern für die ganze Berberei: die südlichen Oasen versorgen zum Theil die nördlichen, die nicht genügend produciren, versorgen alle Beduinenstämme, die Bewohner des Tells, und führen noch große Massen nach Europa aus. Man transportirt die Datteln in großen Säcken, *Tellis* genannt, aus Pfriemenkraut geflochten, wovon ein Maulthier zweie trägt. Seit unvordenklicher Zeit, berichtet Guyon, gelten zwei *Tellis* Datteln ein *Tellis* Weizen; niemals hat sich darüber zwischen dem Nomaden und dem Bewohner des Tell ein Streit erhoben. Dasselbe, fügt er hinzu, ist der Fall mit den übrigen Tauschgegenständen, deren gegenseitiger Werth seit langer Zeit unter den Tauschenden eine abgemachte Sache ist. Guyon läßt unerwähnt, wo denn diese Tauschwerthe gelten; da indeß aller Tausch zwischen Sahara und Tell auf den Landmärkten des letzteren abgemacht wird, so scheint diese Bestimmung nicht fraglich. Dem widerspricht nun aber völlig, daß nach der „*Exploration scientifique de l'Algérie*“, einer officiellen Sammlung, im Tell eine Last Datteln zwei Last Weizen werth ist, während in den Oasen gleich nach der Dattelernte das umgekehrte Verhältniß stattfindet, also dasjenige, welches Guyon anführt.

Hieraus ergibt sich die Höhe der Transportkosten und des Handelsgewinnes; auf jeden Fall aber bleibt die Stetigkeit des gegenseitigen Tauschwerthes ein sehr merkwürdiges und seltenes Factum. Man kann es nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß beide Ernten im großen Ganzen sehr geringen Schwankungen unterliegen. In den Oasen selbst ist dagegen der Geld-

werth der Datteln nach Zeit und Ort äußerst verschieden. Ich gebe folgende Notizen nach Carette. Im Herbst, im Augenblick der Ernte, hat man 30—40 Maß (Hatia) Datteln für 1 Rial-Budschu (1 Fr. 80 C.), im Sommer steigt der Preis, er erhebt sich mitunter zu dem Verhältniß von nur 10 Maß für 1 Budschu, aber er erhält sich gewöhnlich in dem von 15 bis 20 Maß. Daraus ergibt sich der höchste Preis der Hatia Datteln zu 18 Cent., der niedrigste zu 5 Cent. und der mittlere zu  $7\frac{1}{2}$ —10 Cent.

Selbst der mittlere Preis ist also schon doppelt so hoch, als der Preis unmittelbar nach der Ernte: eine Steigerung, die im Occident beim Getreide ganz unerhört ist, und den elenden Zustand der saharischen Volkswirtschaft darthut. Sie kann nämlich nur daraus entstehen, daß bei weitem nicht genug Capital vorhanden ist, um die Ernte vollständig aufzuspeichern, von der daher ein großer Theil gleich Anfangs verschleudert wird. Die verhältnißmäßig wenigen Capitalisten, welche die Datteln aufspeichern, verdoppeln und verdreifachen ihr Capital in einigen Monaten, und die armen Leute müssen einen weit höheren Preis bezahlen, als der Erfolg der Ernte eigentlich bedingte. Ähnliche Zustände, ihr Schreier und Lasterer, würden auch bei uns zur Regel werden, wenn der sogenannte Kornwucher nicht den Segen der Ernte auf das ganze Jahr zweckmäßig vertheilte!

Gemäß der schwierigen Communication und der verschiedenen Fruchtbarkeit der einzelnen Oasen, sind auch die Preise der Datteln in ihnen nicht übereinstimmend. In Waregla sind sie am billigsten, im Westen davon sind sie theurer wegen der geringern Production, im Osten wegen des größeren Absatzes. So ist in Nefsa (Tunis) in guten Jahren die Hatia 22 Cent. werth. Ueber die südliche Grenze Algeriens hinaus werden die Datteln, obgleich besser, doch billiger, so z. B. zu Insalah (Oase Tuat) in der großen Wüste. Fast die ganze Ausfuhr nach

Europa geht, selbst von den algerischen Oasen, über Tunis, welches überhaupt, trotz seiner Pascha-Herrschaft, einen bei weitem größeren Handel treibt, als seine Nebenbuhlerin Algier. Für den algerischen Binnenhandel ist die Oase Tuggurt der wichtigste Platz, dessen Einwohner bedeutenden Wohlstand und in Folge dessen Einfluß auf die umliegenden Oasen und Wüsten besitzen.

Um mit der Stadt Biscara zu schließen, will ich noch erwähnen, daß sie durch den großen wüsten Platz, den ich mehrfach erwähnt, von der Citadelle, Fort St. Germain genannt, geschieden ist, und sich von dieser Seite durch die Häuserreihe mit Arkaden, sowie durch das Clubgebäude und seinen Palmengarten recht stattlich ausnimmt. Dem letzteren entgegengesetzt befindet sich das Flußbett, das aber in der Nähe der Stadt ganz wüste Ufer hat. Ich fand dort hinaus einige Zelte reisender Eingeborenen aufgeschlagen, und sah die Abreise auf Kameelen, von denen eins die weibliche Familie in dem eigenthümlichen verdeckten Sattel davontrug. Dieser Sattel ist am besten mit einem ganz kleinen Zelte zu vergleichen. Es ist ein gar enges Obdach und eine europäische Dame würde schwerlich lange darin aushalten.

Beim Weitergehen stieß ich bald auf einen sehr langen, aber schmalen Strich von Palmengärten, auf dessen gekrümmten Pfaden es mir weit besser gefiel, als in den graden Straßen der Stadt. Zwar fand ich hier keineswegs ein so malerisches Gemälde, wie das Flußbett zu Bu-Sjada darbot, da das Wasser hier nur in kleinen Canälen anzutreffen war. Das Ganze aber übertraf die anderen Oasen durch größere Einheit und Natürlichkeit; denn hier trennten keine häßlichen Lehmwäner einen Garten vom andern, und die eigentlichen Gärten wechselten mit nicht unbeträchtlichen Wiesenstücken, deren frischgrüner Teppich mit tausend bunten Frühlingsblümchen gestickt war. Stundenlang wanderte ich einsam in diesen stillen Hainen, pflückte

Blumen, und freute mich, wenn in glücklichen Zwischenräumen meine Sorgen und Zweifel schwiegen, der seltsamen Staffage. Ein erwachsenes Negermädchen, dem ein kleineres zur Seite stand, verfertigte kniend aus und auf dem Boden selbst einen irdenen Napf; wohl eine Viertelstunde sah ich ihr zu, ohne daß sie sich dadurch geniren ließ. Wie erstaunte ich über die unsägliche Mühe, die das Mädchen auf ein so einfaches Gefäß verwandte, und womit sie doch nichts Rechtes zu Stande bringen konnte! Immer wieder knetete sie die schwarze, humose Erde mit grobem Sande, und fing endlich den Klumpen zu formen an, alles ohne das geringste Werkzeug.

Bald darauf erblickte ich mitten zwischen Palmen eine kegelförmige Hütte, von der Größe und Art unserer Köhlerhütten, nur aus anderem Material. Eine Negerin trat daraus hervor, und ging mit inniger Freude einem schwarzen Manne entgegen, der offenbar von der Reise kam. Die Begrüßung war von beiden Seiten so gefühlvoll, daß sie mich rührte; der Mann mußte sich am Boden niederlassen, und sogleich brachte ihm das Weib einen Napf voll Milch, und nahm neben ihm Platz, worauf sie sich eifrig unterhielten. Die Scene war zugleich so fremd und so heimisch, so neu und so längstbekannt, daß ich nicht wußte, ob ich mich an den Niger oder an die Elbe versetzt glaubte, und jedenfalls den innigsten Antheil nahm.

Wie gern hätte ich mit den schwarzen Brüdern gesprochen, erfahren, in welcher Weise sie verwandt, woher der Mann des Weges gekommen, und ob er hier bleibe, oder weiter wandere; was sein Geschäft, seine Lebensweise, seine Abkunft, seine Familie, wie er über die Araber, über die Franzosen denke, und ob er Sehnsucht fühle nach den räthselhaften Fluthen des großen Nigerstromes, wie ich nach den wohlbekanntem Wassern der schiffbelebten Elbe? Es wäre doch ein herrliches Ding um eine Universalgesprache! — Nicht weit davon stand eine ähnliche Hütte,

gleichfalls von Negern bewohnt; diesen Naturmenschen sind selbst die leichten und einfachen Häuser der Berbern noch zu luxuriös, und sie verpflanzen daher die Laubzelte ihrer Heimath in dies doch viel kältere Klima. Um diese letzte Hütte spielten zwei fast nackte Kinder, und ein Mann war mit Holzhauen beschäftigt. — Im übrigen traf ich sehr wenig Menschen in den Gärten, und Wohnungen keine.

Ich kam auch an den Rand des Palmenhains, der dem „Jardin d'essai“ gegenüberliegt, und konnte nun die Beschaffenheit des zwischenliegenden Landes genauer betrachten. Es war gänzlich angebaut, doch ein großer Theil schien, nach seiner gelben Farbe und festen Beschaffenheit zu urtheilen, erst neuerdings urbar gemacht worden zu sein. Der ganze Boden, sonst durchaus eben, war zum Behufe der Bewässerung von erhöhten Streifen in entgegengesetzter Richtung durchzogen; die Hauptstreifen gingen meist auf den Versuchsgarten zu, und theilten das Land in eine Menge paralleler und schmaler Beete, welche durch die Querstreifen wieder in kleinere geschieden wurden. Innerhalb dieser sind wieder die Furchen sichtbar. Die Höhe dieser Streifen und Furchen war sehr verschieden; in der eigentlichen Dase, d. h. wo die Palmen wachsen, waren sie viel höher, als in den Feldern. In den Gärten der übrigen Dasen hatte ich dasselbe bemerkt; doch war auch das Feld um die Dasen meist höher gestreift, als hier.

Das hiesige Ackerland, schon allein nach dieser Richtung, ist sehr bedeutend, und soll nach Aussage des Garten-Direktors mit der Zeit gegen die Berge hin noch immer mehr ausgedehnt werden. Ein großer Theil war noch nicht geackert; aber überall wurde Getreide gebaut; was ich säen sah, war Gerste. Mehrere Gräben durchziehen das Feld, mit ziemlichen Windungen, doch im Ganzen geradlinig; sie sind von ganz niedrigen Dämmen eingeschlossen und alle leicht zu überspringen: ihre Breite mag 2½

bis 3 Fuß betragen. Das Wasser ist grau-weißlich, und man sieht den Grund nicht; das Bette scheint sich nach unten zu verengen. Dieses Wasser, so wie sämmtliches in der Dase, ist aus dem Flusse abgeleitet; die Hauptvorrichtung dazu befindet sich dicht vor dem Fort St. Germain, welches damit das wichtigste Gut der Dase in seiner Gewalt hat.

Am Rande der großen Dase säeten und pflügten zwei Eingeborene, denen ich längere Zeit zuschaute. Sie trugen beide eine verblichene rothe Schaschia, und ein schmutziges, weißwollenes Hemd als einzige Bedeckung, Beine und Füße waren bloß. Der Eine war mittelgroß, und zeigte ein gelbes, runzliges, narbiges Gesicht, schlechte Zähne und ganz schwachen Bart; er schien mir hoch in den Vierzigen zu stehen. Seinen sehr unvollkommenen Pflug zog ein weißes Maulthier mit struppigem Felle, häßlich, aber nicht schwach oder auffallend mager. Es war in sehr roher Weise an den Pflug gespannt, nämlich mit zwei bräunlichen Stricken aus Halsa, welche durch eine Art Halfter um die Schulter des Thieres befestigt waren. Die beiden Männer arbeiteten fleißig, aber mürrisch; ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß zuerst gesäet, und dann die Körner untergepflügt wurden, und zwar recht flach. Weiter sah ich, während meines ganzen Aufenthalts in den Dasen, keine Landarbeiten.

---

## VIII.

### Von der Wüste zum Meere.

Allah, dem Gnadenhort, sei Preis und Dank,  
Mit zog er, als wir wanderten von Haus.  
Die Wallfahrt ist vollbracht, wir sind am Ziel,  
Nun schenkt er Rast uns, daß wir ruhen aus.

Da auch durch das Miethen einer möblirten Wohnung meine Unruhe nicht beschwichtigt wurde, so entschloß ich mich nach schweren Kämpfen am Vormittag des vierten Tages, Biscara zu verlassen. Der Officier des Bureau arabe, obgleich sehr erstaunt über den plötzlichen Entschluß, willigte ein, mich bis Mittag mit einem Maulthier und Treiber zu versehen, und wünschte mir glückliche Reise. Meine wenigen Sachen waren schnell zusammengepackt; sehr pünktlich stand das Maulthier vor der Thür; aber ach! statt Sattels hatte es nur einen Sack aus zusammengeknoteten Stricken über sich. Doch beachtete ich dies in meiner Ungeduld gar nicht. In die eine Seite des Sacks wurde mein Bündel gesteckt, in die andere das Futter, und nachdem ich der Hauswirthin für die eine Nacht wohl die Wochenmiethen entrichtet (entschieden die theuerste Chambre-garnie

unter den vielen, die ich schon bewohnt), saß ich auf, und ergriff als Herrscher den Strick, der zum Zügel diente. Es ging den bekannten Weg über den großen Platz und durch die Kasbah. Alles war still und traurig; mein Maulthier trank noch einmal herzhaft aus dem Brunnen im Hofe, dann ging es durch's Thor, und ich war im Freien.

Sa, wirklich im Freien: zum ersten Mal seit vier Tagen lebte und dachte ich wieder! Die Wüste, die vor mir lag, erschien mir weit köstlicher, als die prangende Dase mit all ihren Frühlingsblumen. Mit jedem der langsamen Schritte meines Thieres wurde mir leichter, freier, fröhlicher um's Herz. Der Kopfschmerz hörte auf, und noch war ich keine Viertelstunde von Biscara entfernt, als ich plötzlich an meine bangen Ahnungen dachte, und fand — daß sie verschwunden waren! Dennoch beschloß ich, in aller nur möglichen Eile Constantine zu erreichen, und im Falle die erwarteten Briefe nicht vorhanden, oder nicht beruhigend wären, mit dem nächsten Dampfer nach Marseille zurückzukehren. Da ich am 8. Januar Biscara verließ, und schon am 13. Mittags das Dampfschiff segelte, und dann volle zehn Tage keins wieder, so mußte ich mich wahrlich beeilen. — Das merkte auch mein Maulthier vom ersten Augenblicke an durch unaufhörliche, unzählige Stöße und Schläge, die es zwar niemals zum Trab oder gar Galopp, wohl aber zu einem ziemlich geschwinden Schritt veranlaßten. Mein Begleiter war ein junger, schlanker Eingeborener, mit angenehmen Zügen, und sehr willfährigem Benehmen. Unermüdet schritt er hinter dem Maulthiere daren, und machte durchaus keine Ansprüche an mich. Aber er verstand leider kein Wort französisch, sonst wäre der Ritt sicher nicht halb so langweilig gewesen.

Die Gegend bis auf die Höhe gegen El-Utaja war mir neu, da ich sie auf dem Hinweg bei voller Dunkelheit durchritten; sie bot aber in ihrem wirren und wüsten Durcheinander

von niedrigen Erdwellen nicht das geringste Interesse. Sehr wohl ward mir daher, als die großen Verhältnisse der Ebene von El-Utaja und des Gebirges Aures wieder vor mein Auge traten. Das Wetter war glücklicherweise günstig, nämlich trocken und warm; obgleich die köstliche Heiterkeit des Himmels fehlte. Beim Hinabsteigen in die Ebene begegnete ich mehreren Reitern, und erkannte in dem einen derselben unsern Bekannten, den Lieutenant K., der nach Biscara zurückkehrte. Er war nicht wenig verwundert, mich schon unterwegs zu finden, und sagte mir, General Desvaux würde heut Abend in El-Kántara übernachten. Ohne irgend weitere Begegnungen oder Vorfälle befand ich mich gegen  $\frac{1}{4}$  Uhr in dem wohlbekanntem Karavanserai von El-Utaja.

Ich stieg ab, um einen Imbiß zu nehmen, und war nicht wenig erfreut, im Hofe einen Spahi zu erblicken. Der Major in Biscara hatte mir nämlich mitgetheilt, ich würde unterwegs einen Spahi treffen, der einen Deserteur heute bis El-Kántara zu transportiren habe, und dem ich mich daher zu größerer Sicherheit am Abend anschließen könnte. Dies theilte ich dem Spahi mit, der besser französisch verstand und sprach, als unsere früheren Begleiter; wie groß und unangenehm war aber meine Ueberraschung, als er rundweg erklärte, er gehe heute nicht weiter; der Deserteur sei schon für die Nacht in die Cisterne des Karavanserais hinabgelassen, und kurz, er bleibe hier. Meine Lage war höchst unbefriedigend: zur Erreichung meines Reiseziels war es nothwendig, daß ich noch heute bis El-Kántara kam — ich hätte sonst die herrlichen Trümmer von Lambessa nicht besuchen können; andererseits schien es mir doch ein zu großes Wagniß, ganz allein mit einem unbewährten, ja sogar des Weges unkundigen Führer durch die Dunkelheit einen vierstündigen Wüstenmarsch zu unternehmen.

Ich drang daher mit aller Entschiedenheit, und mit Auf-

zählung aller Gründe in den widerspenstigen Reitersmann; auch der Wirth nahm meine Partei, aber Alles scheiterte, bis ich auf den glücklichen Gedanken kam, den Spahi zu schrecken. „Der General Desbaur,“ schrie ich, „ist diese Nacht in El-Kántara; er ist mein Freund und Beschützer; wenn Du mich nicht begleitest, wie es das Bureau arabe vorgeschrieben, so verklage ich Dich beim General, und die strengste Bestrafung erwartet Dich!“ Dies wirkte; der Deserteur wurde wieder aus seinem unterirdischen Gewahrsam heraufgeholt, und auf ein Maulthier gesetzt; der Spahi, obgleich noch immer brummend und finster, bestieg sein gutes Roß, und so brachen wir etwa eine halbe Stunde nach meiner Ankunft von El-Utaja auf; ich nicht wenig vergnügt über die gewonnene Sicherheit.

Eine geraume Zeit noch blieb es hell; die Gegend, die wir durchzogen, war gänzlich wüßt und sehr uneben; der Boden sah an vielen Stellen aus wie scharf gepflügte Felder nach dem ersten Froste. Sogar der Reif fehlte nicht, um den Vergleich vollständig zu machen; diesen Reif bildete das Salz, das wie angeflogen am Lehme saß. Ich hob einige Stückchen auf, und überzeugte mich durch Lecken von der Anwesenheit des Salzes. Stücken Salz fand ich dagegen nicht, obgleich sie in der Nähe vorhanden sein müssen; denn wir befanden uns am Abhange des Dschebel-Melh, des früher erwähnten reichhaltigen Salzberges. Der Weg hatte den Charakter einer Heerstraße, den er in der Ebene El-Utaja aufweist, durch die bergige Beschaffenheit der Gegend ganz verloren, und glich eher einem Saumpfad. Er stieg von El-Utaja bergan, doch nur sehr allmählig, und wie mir vorkam, erreichten wir auf der ganzen Strecke zwischen den beiden Däsen überhaupt keine große Höhe über dem Flusse. Diesen hatten wir gleich bei El-Utaja verlassen, und trafen erst nach geraumer Zeit wieder auf ihn.

Gegen den Spahi war ich so freundlich als möglich, und

brachte ihn auch bald in eine gefelligere Stimmung, viel war jedoch nicht aus ihm herauszubringen. Es war ein großer, kräftiger Mann, anscheinend über die Bierzig hinaus, der niemals lachte, übrigens gegen den Deserteur sich sehr milde bewies. — Als ich im Karavanseraï zuerst von diesem Unglücklichen hörte, und von seiner Einsperrung in die Cisterne, da überlief es mich eiskalt, und ich fürchtete mich, die Noth und Verzweiflung, das abgehärmte Gesicht, und die schlotternden Glieder zu betrachten. Wie, dachte ich, muß einem Menschen zu Muthe sein, dem schon der gewöhnliche Dienst so drückend und unerträglich erschien, daß er mit Lebensgefahr zu einem wildfremden Volke entfloh, und der nun wohl einer lebenslänglichen Einsperrung und Sklaverei, als Galeerensträfling oder Baugefangener, sicher entgegensieht? Welche Angstblicke, welche Seufzer, oder noch schlimmer, welches stummes Hinbrüten der Verzweiflung werde ich stundenlang wahrnehmen müssen! Man ermesse demnach meine Erleichterung, aber auch mein Staunen, als ich in dem Deserteur einen jungen Menschen mit vollkommenem Gleichmuth, eher heiter, als traurig, antreffe; der wie ein etwas gelangweilter Reisender auf seinem Grauschimmel sitzt, mich unbefangen grüßt, und sich auf's Angelegentlichste mit mir unterhält.

Gleich Anfangs, als wir auf den Salzansflug kamen, erzählte er mir, daß er südlich von Biscara große Klumpen Steinsalz gesehen, und schenkte mir ein Stück davon, das ich aufbewahre. Ich war natürlich neugierig, seine Geschichte zu erfahren, scheute mich aber ihn danach zu fragen, da er sich mir gegenüber wie ein gewöhnlicher Reisegefährte benahm. Doch befreite er mich bald von allem Zwange, da er von selbst anfing, seine Schicksale auf die unbefangenste Weise zu erzählen. Zum ersten Male war er in Frankreich desertirt, und wie gewöhnlich in Folge dessen zum Strafbataillon in Afrika versetzt. Diese Truppe entspricht ziemlich der „Zweiten Classe“ im preussischen Militär;

nur mit dem Unterschiede, daß sie zum Kriegsführen in Afrika verwandt wird. Mein Gefährte desertirte von neuem bald nach seiner Ankunft in der Kabylie, schien jedoch damals sehr gut davongekommen zu sein. Bei der mehrfach erwähnten Expedition nach Tuggurt, und zwar auf der Rückkehr, bemächtigte sich der böse Geist der Desertion des Unglücklichen zum dritten Male. „Als ich etwas zurückgeblieben,“ so erzählte er, „bemerkte ich eine Gruppe Dattelpalmen, die mich mächtig anlockte. Ich begab mich dahin und ward von dort lagernden Arabern freundlich aufgenommen. Es dauerte aber nicht lange, so kam eine Patrouille und verhaftete mich als Deserteur.“

Es war höchst auffallend, daß der junge Mensch sein Verbrechen keinesweges bemäntelte, oder auch nur erklärte, weder durch schlechte Behandlung, noch durch ungenügende Kost; ja in dem letzten Falle schien er nicht einmal etwas gethan zu haben, um sich den Nachsuchungen zu entziehen. So mußte ich annehmen, daß hier ein Fall jener merkwürdigen Neigung zum Unerlaubten, Extravaganten vorlag, welche die Strafrechtstheorie so sehr beunruhigt. Vor dem Todesurtheil hielt sich der Soldat für geborgen, aber ganz sicher stand eine langjährige Kettenstrafe vor seinen Augen. „Es thut mir nur um meine Eltern leid,“ fügte er etwas gerührt hinzu. Ich mußte mich wundern, daß der Verbrecher gar nicht gefesselt war, ja sogar sein eigenes Maulthier zum Transport erhalten hatte. — Bei anbrechender Dunkelheit hatten wir zum ersten Mal den Wed-el-Kántara zu überschreiten, selbstverständlich ohne Brücke, was für meinen Treiber jedesmal bedeutende Umstände machte. Ich ließ denselben übrigens von Zeit zu Zeit auf meinem Thiere reiten, und zwar — ein offenes Geständniß — weniger aus Mitleid für seine Glieder, als für die meinigen, denen die oben beschriebene Sorte von Sattel auf die Länge zur Marter wurde.

Der Abend war sehr trübe, so daß ich meist keine Spur

vom Wege sah und Gott dankte, daß ich dem landeskundigen Spahi nur zu folgen brauchte. Das Land, so viel war auch bei der Dunkelheit zu erkennen, dehnte sich öde und wüßt, nur an den Ufern des Flusses fand sich eine dürstige Vegetation. Es ward immer dunkler, und begann zu regnen, so daß selbst unser Spahi des Weges nicht mehr ganz sicher war. Wir hatten den Bed noch einmal zu durchwaten; der Ritt schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich erschienen Lichter, und wir hielten alsbald unsern Einzug in das Karavanserai von El-Kántara. Es war acht Uhr, etwa vier Stunden nach unserm Abmarsch von El-Utaja und acht Stunden nach meinem Ausritt von Biscara. Das Karavanserai entsprach wesentlich dem von El-Utaja, nur schien es mir geräumiger zu sein, was auch erklärlich wäre durch seine größere Bedeutung als Weghälfte und regelmäßige Nachtraft zwischen Batna und Biscara. Auf dem Hofe sowohl, als in den Gebäuden ging es recht lebendig zu. Ich übergab mein Maulthier seinem Treiber und trat in einen langen Saal zu ebener Erde, wo die Officiere so eben gespeist hatten.

Vor allen Dingen ließ ich mich beim General anmelden; ich wurde sogleich in sein kleines und einfaches Zimmer geführt und freundlich von dem noch jungen Manne empfangen. Er hatte seit seinem Abmarsch von Biscara mit der ganzen Kavallerie eine Excursion nach Westen gemacht, wahrscheinlich um zweifelhafte Stämme zu schrecken und ihre Abgaben einzutreiben. So kam es, daß er noch jetzt in El-Kántara lagerte. Er forderte mich auf, seine Colonne, die morgen früh gen Norden aufbreche, zu begleiten. Ich entschuldigte mich aber mit meiner großen Eile, die mich nöthigte, den nächsten Abend in Batna einzutreffen. Daher bat ich ihn, mir zum Schutze den Spahi mitzugeben, der mich heut Abend begleitet, und dies sagte er bereitwillig zu. Bald darauf ging ich auf einem Lager, das man mir am Boden des Speisesaals nothdürftig hergerichtet, zur nächtlichen Ruhe. —

Wie wohl war mir, als ich in der Dämmerung des nächsten Morgens aus erquickendem Schlummer geweckt wurde, und die Aufgabe des Tages so bestimmt, so unzweifelhaft vor mir lag! Eine seltsame Veränderung war es freilich, die mit mir vorgegangen: wie hatte ich mich die ganzen Wochen vorher nach der Wüste, nach den Dasen gesehnt, wie hatte der Magnet meines Strebens unverwandt und unwiderstehlich gen Süden gewiesen! Und jetzt steuerte ich nach Norden, wenn auch nicht mit Sehnsucht, doch ohne Zwang und Widerwillen, ja mit Freudigkeit. Die Sahara erschien mir heute noch einmal in aller Pracht ihrer bizarren Schönheit; sie hatte die höchsten Reize auf den Abschied verspart, und vermochte mir doch den Abschied nur zu versüßen, nicht zu erschweren!

Anzug und Frühstück waren bald beendigt, und um 7 Uhr, als eben die Sonne am blauen Himmel aufstieg, führte der Treiber das Maulthier vor. Das Aufsitzen bot mir keine geringeren Schwierigkeiten dar, als das Besteigen des geflügelten Pegasus dem größten Theile seiner Reiter; der breite, ungefüge Packfattel verhinderte das Uberschwingen, und so mußten häufig Bänke, Kisten u. dgl. aushelfen. Gewöhnlich aber faßte der Treiber meinen linken Fuß, und hob mich damit in die Höhe; entfaltete dabei aber mitunter solche Kraft, daß ich vermöge des Schwungs auf der andern Seite wieder auf den Boden kam. — In der Meinung, der Spahi sei etwas vorausgeritten, begab ich mich in's Freie, und fand die ganze Reiterei in der Nähe des Karavanserais schon in Marschordnung. Kein einzelner Rothmantel war zu erblicken; als ich aber zu den stattlichen Schwadronen kam, die ich schon bei ihrem Abmarsch von Biscara bewundert, sah ich meinen Kumpan ganz unbefangen in Reih' und Glied halten. Nun wollte der widerspenstige Mensch sogar meiner Aufforderung Anfangs nicht folgen; erst

als ich wieder mit dem General drohte, versprach er im größten Unmuth, jenseit des Engpasses sich mir anzuschließen.

Ich ritt nun eilig voraus; die Straße, hier wieder breit und stattlich, zog sich allmählig bergan, und gewährte mit jedem Schritt eine weitere und schönere Ansicht. Rechter Hand und im Rücken, so weit das Auge reichte, die baare Wüste; zur Linken aber die zerstreuten Erdhütten und kräftigen Palmen der Dase, und im Angesichte die hohe und schroffe Bergkette, welche die Sahara schließt. Das Bild der Dase veränderte sich fortwährend, und wurde immer schöner. Anfangs überwogen die unscheinbaren grauen Hütten, hinter denen die Palmen nur verstoßen hervorguckten; dann aber traten die letzteren auf ihrem grünen Boden immer mehr in den Vordergrund; das Gemälde belebte sich durch das Hervortreten des gewundenen und raschströmenden Flüsschens, gewann durch den höheren Standpunkt des Beschauers, und rahmte sich ein durch die Bergschlucht, in die es allmählig verlief.

Beim Eintritt in den Engpaß wurde der Anblick bezaubernd, hinreißend schön. Der schroffe, wilde und riesige Bergspalt, mit seinen fast nackten Wänden und tiefen Schatten ließ die an sich schon so große Lieblichkeit der Palmeninsel inmitten des Wüstenmeeres mit doppelten Reizen hervortreten. Die bedeutende und üppige Dase lag ganz zu meinen Füßen; die letzten Hütten verbargen sich wie schamhaft unter den ragenden Palmen; noch höher hinauf füllten diese in immer schmälern Saume und immer reicheren Formen mit dem schäumenden Bache die Spalte ganz aus. So weit nur irgend möglich, drängen sie sich dem geliebten Befruchter entgegen, wie um ihn schon vor seinem Eintritt in die neue Welt zu begrüßen. Der Bed, gleich einem rechten Bergstrom, rollt hier über Felsgestein, das er theilweis unbedeckt läßt; die Palme, die ich bisher nur als Baum der Fläche gekannt, klettert kühn den Abhang hinan, und

verliert auch hierbei ihre unvergleichliche Anmuth nicht. Schaute ich zurück, so breitete sich der Horizont plötzlich in's Unendliche; die tiefgelbe Wüste endigte in niedrigen, bläulichen Höhen. Von der finstern, engen Bergschlucht, von der wüsten, weiten Fläche wandte sich mein Auge immer wieder zu dem grünen Idyll der Dase: war es ja doch das letzte Mal für lange Zeit, vielleicht für mein Leben, daß der schlanke Wuchs und das fremdartige Laub der Palmen meinen Blick erfreute!

Der Engpaß von El-Kántara ist das Hauptthor der Sahara; für die meisten Europäer zum Eintritt, für mich zum Austritt. — Herrlich, von überwältigender Neuheit und Freudigkeit muß der Anblick für den nordischen Fremdling sein, der hier zum ersten Mal in das Zaubergebiet der Sahara eingeht. Seit Constantine hat er drei Tage lang ein gänzlich baumleeres, größtentheils unbewohntes und langweiliges Gebiet durchzogen; die Berge ohne alle Großartigkeit oder Schönheit der Formen, die Thäler ohne Grün, ohne Windungen und Anbau; nirgends Leben oder Abwechslung. Hundertmal fragt er sich: ist das der gepriesene afrikanische Boden? und wie muß die Wüste beschaffen sein, wenn diese Einöde ihr als Fruchthland entgegengesetzt wird? Gegen Abend des dritten Tages gelangt er ermattet und fast verzweifelt in eine wilde Schlucht; am Ende derselben, so heißt es, wird er die Wüste erblicken. Wenigstens doch etwas Neues! denkt er; aber wie traurig muß der Anblick sein, wie erschreckend die Fortsetzung der Reise!

Da plötzlich tritt er aus der unheimlichen Nacht des Engpasses, und die Abendsonne beleuchtet mit purpurnen Strahlen ein bezauberndes Bild, voll Ueppigkeit, Anmuth, Reichthum und ungeahnter Fremdheit! Am Eingang der Wüste findet er den Anbegriff holder Fruchthbarkeit; der Palmen vergoldete Blätterkronen winken ihm als schönes Reiseziel, und selbst die fernen Höhen strahlen in den köstlichsten Farben. Wer da, nach dem

ersten Aufschrei jubelnder Ueberraschung, nicht andächtig, beseelegt nieder sinkt, wenn auch im Geiste nur, und den Schöpfer in diesem neuen Schmuck seines Gewandes inbrünstig anbetet, der hat das fühlende Herz im frivolen Welttreiben verloren!

Auch ich war entzückt und begeistert; aber es war die Stimmung des Abschieds, nicht die der ersten Begegnung. In vollen Zügen genoß ich die wunderbarste Stelle Algeriens, und gewiß eine der schönsten auf der ganzen Erde. Ich stieg von meinem unbequemen Sattel, und stellte mich auf einen der vielen Steinhäufen, welche die hier sehr gut erhaltene Straße gegen den steilen Abhang zu besetzten. Ein besonderes Glück schenkte mir die prächtigste Staffage zu dieser Wunder-Landschaft; die französische Reiterei hatte sich in Bewegung gesetzt, und zog nun in langer Reihe zum Engpasse hinauf. Wie leuchteten im Sonnenschein die vielfarbigen Gewänder, wie blitzten die Waffen, wie feurig schritten die wohlansgeruhten Pferde! — Und, abgesehen von dem lebendigen, bunten Schauspiel, welche Erinnerungen weckten sie in mir! Wie diese hier, so waren schon vor zweitausend Jahren europäische Krieger desselben Weges gezogen. Durch den Engpaß von El-Kántara führte die große römische Heerstraße von Cirta und Lambessa nach Gätulien und Zebe. Diese Straße hatten die Legionen gebaut; weiterhin sieht man noch deutlich die alten Fundamente, und die Brücke am nördlichen Ausgange der Schlucht ist ein vollständig erhaltenes Römer-Werk. An der Stelle, wo ich zurückschauend stand, erblickte vielleicht der kühne Marius zum ersten Male die Dafen, das südlichste Ziel seiner Siege!

Aus solchen Betrachtungen weckte mich (was meinem Vorgänger Marius keinesfalls hätte passiren können) sehr unsanft eine Patrouille Spahis, die letzten der Colonne, indem sie mich aufforderten, weiter zu reiten, da der Aufenthalt hinter der Colonne verboten sei. Ich erwiderte vergebens, daß ich ein selbst-

ständiger Reisender sei; sie verschärften die Aufforderung, und ich mußte weichen. Noch einmal warf ich einen tiefen, liebevollen Blick auf die Wüstenberge, die Erdhütten und die Palmen, als wollte ich ihre Gestalten und Farben unverlierbar in mein Gedächtniß fassen. Und wirklich sind sie darin geblieben, wie Juwelen im wohlverwahrten Schrein; ich brauche nur zu öffnen, und herrlich strahlen sie mir entgegen! Sollte es mir dennoch nicht gelungen sein, dem geneigten Leser einen Abglanz davon zu verschaffen, so ist meine Feder eine untreue Magd, die das Anvertraute der Herrschaft nicht richtig auszahlt. —

So ritt ich denn ein in die düstere Schlucht, die durch großartige Wildheit einigermaßen das Auge für die verlorene Pracht entschädigt. Sie ist so schmal, daß nur der Wed in ihrem Grunde Platz findet, die Straße aber künstlich am Abhang gebahnt ist; die Wände sind nicht ganz senkrecht, wie in einigen Schluchten der Alpen und Pyrenäen, aber doch sehr schroff, gänzlich kahl und an beiden Seiten von ziemlich gleicher Höhe. Das Gebirge zur Rechten bilden die Ausläufer des Aures, das zur Linken heißt Metlili oder Mili, und bildet den Anfang des Dschebel-Med-Sultan. Dr. Guyon meint, die beiden Gebirge hätten ursprünglich zusammengehungen, und wären erst später durch ein gewaltiges Ereigniß aus einander gerissen worden. Daß dies geschehen, ist jedenfalls von unberechenbarem Vortheil für den so nothwendigen und umfangreichen Verkehr zwischen Tell und Sahara.

Bei der ersten Expedition des Herzogs von Numale nach den Sibân war der Oberbau der Brücke über den Wed zertrümmert und die ganze Strecke von der Brücke zur Dase durch Felsstücke versperrt. Der Herzog mußte daher sein Gepäck über die Berge im Westen führen lassen: was eine starke Tagearbeit erforderte, obgleich man höchstens 1000 Meter ( $\frac{1}{2}$  Meile) von der Dase entfernt war. Um so dringender war die Wiederherstellung von

Brücke und Straße, welche auch in demselben Jahre ausgeführt wurde; durch wen, sagt die einfache Inschrift, die links von der Brücke mit weißer Farbe auf den Felsen gemalt ist:

2° et 31° de Ligne

2° du Génie

1844.

Wie die noch vorhandenen Krampen-Löcher bezeugen, enthielt diese Stelle zur Römerzeit eine andere, solidere Inschrift auf Marmor oder Bronze, die wahrscheinlich die Erbauer von Brücke und Straße verherrlichte. Da die Schlucht etwas gewunden ist, so erblickt man trotz ihrer geringen Länge nicht zu gleicher Zeit beide Ausgänge, was die Ueberraschung bedeutend steigert. Die Brücke liegt am nördlichen Ausgang; da sie durch ihre Lage und ihren Ursprung gewiß das Interesse jedes Lesers erregt, so lasse ich hier nach Guyon die genaue Beschreibung folgen.

„Die Lage dieser kleinen Brücke ist zugleich wild und malerisch; ihre Widerlagen von senkrechten Felsen werden durch ungeheure Steinberge ohne allen Pflanzenwuchs beherrscht. Sie besteht aus einer einzigen Wölbung im Rundbogen, von 10 Meter Oeffnung; ihre Breite beträgt 4 Meter 90 Centimeter. Dieser Bau ist mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber nach einem unregelmäßigen Plane. Jedoch sind die Schlusssteine der Wölbung alle von gleicher Dicke, auf die gleichmäßige Länge eines Meters. Auf dem Schlüssel der Wölbung, thalabwärts, ist eine jetzt verwitterte Büste ausgehauen. Die Wölbung wird verstärkt durch drei Rippen oder Gewölbbogen; in den Zwischenräumen dieser Bogen befindet sich eine Verzierung, von Laubkränzen, Fruchtkörben, Sternen u. s. w. gebildet. Diese Skulpturen sind durch den Schutz der Rippen und ihre Lage unter der Wölbung vollkommen wohl erhalten; aber es hält schwer ihnen zu nahen und sie zu zeichnen.“ Auf einem Steine, der

in den Bau eingefügt ist, etwa in der Mitte, ebenfalls thalabwärts, liest man:

MERCVRIO AVG. SACR.  
PRO SALVTE

Hierbei will ich noch besonders erwähnen, daß auch die Dase El-Kántara (die jetzt aus 4 Dörfern besteht) Spuren römischer Bauten, Trümmer von Inskriften, Bas-Reliefs, Töpfe mit spätrömischen Münzen aufweist, also sicherlich von Römern oder doch zur Römerzeit bewohnt war. 1844 fanden die Franzosen im Garten des Scheichs einen Stein von 1 Meter 32 Centimeter Länge, der als Brücke über einen Bewässerungs-Canal diente, und folgende Inskrift trug:

IMP. CAES. P. AELIO HADRIANO  
ANTONINO AVG. PIO PONT. MAX.  
TRIB. POTES L. XXI IMP. II COS. IIII. PP.  
IMATVCCIO FUSCINO LEG. AVG. PRIV.  
LEG. III AUG.

El-Kántara (mit kurzem vorletztem a) ist ursprünglich Name der Brücke, da es im Arabischen „die Brücke“ bedeutet. Zum Beweis, wie sehr den rohen Arabern der kunstvolle Bau imponierte, übertrugen sie den Namen auf Schlucht, Dase und Fluß. Dieser letzte entsteht übrigens erst wenig oberhalb der Brücke, durch die Vereinigung des Wed-Tilata mit dem Wed-Ksur. Dener kommt von Osten, zwischen zwei Ketten des Nureß hervor; dieser von Nordosten aus dem Hochplateau von Batna.

Sobald man über die Brücke auf das westliche Ufer des Flüsschens übergegangen, öffnet sich ein ziemlich breites, doch vorwiegend längliches Becken, dessen Boden eben und angebaut,

dessen Berg-Ränder niedrig und sanft sind, zumal im Verhältniß zu den Wänden des Engpasses. Hier fließt der Wed-Astur breit und ruhig; statt der Palmenhaine findet man nur vereinzelte Sträucher, und trotz der grünenden Kornfelder gewährt das Ganze einen trüben und langweiligen Anblick.

Man sollte glauben, die kurze Schlucht scheidet nicht Bezirke, nicht Länder, sondern Erdtheile; so gänzlich verschieden sind die Conturen, die Vegetation, der gesammte Anstrich der Landschaften diesseit und jenseit des Wüsthores. Von einem Gegensatz der Gebäude läßt sich nichts aussagen; denn nördlich vom Engpaß, bis Batna, steht nur ein Karavanserai und eine Kubba, aber keine Hütte, soweit das Auge reicht. Daß auch das Klima nördlich der Schlucht kälter ist, zeigte sich an der Niedrigkeit der Getreidesprossen; in der Dase hatte ich sie fast fußhoch verlassen, hier fand ich sie nur zollhoch wieder. Dagegen wollte mein Thermometer den gewünschten Gegensatz nicht bestätigen: in der Dase zeigte es um 7 Uhr  $11^{\circ}$ , hier aber nach 8 Uhr  $12^{\circ}$  und am Mittag  $18^{\circ}$  C., so daß ich die Differenz gegen die Sahara kaum höher als  $1^{\circ}$  annehmen kann. Sedenfalls übertreibt Dr. Guyon etwas arg, wenn er den Unterschied des Klimas (natürlich nach arabischen Angaben) als den zwischen Sommer und Winter bezeichnet, und als allgemeine und dringende Regel vorschreibt, der Reisende müsse vor Ueberschreitung des Engpasses, je nach der Richtung, Sommer- oder Winterkleidung anlegen. Ein Naturforscher und Arzt sollte sich solche Märchen nicht aufbinden lassen!

Allerdings liegt auf den Bergen und Hochplateaux bei Batna und Constantine im Winter nicht selten tiefer Schnee, was in den Däsen niemals vorkommt; aber dafür sind auch jene mehrere tausend Fuß höher gelegen, als diese, und der Unterschied läßt sich nicht auf eine Gegend anwenden, die kaum 100 Fuß über El-Kantara erhaben ist. Selbst in den hohen Gegenden der

Provinz ist aber die winterliche Temperatur keineswegs Regel; fand ich doch überall den Thermometerstand fast gleich mit dem der Sahara, und Frühlingsblumen ebensowohl auf den Felsen bei Constantine, wie in den Wässer-Beeten von Biscara. Dr. Guyon führt selbst an, daß auch in Biscara, als der kalte Nordwind wehte; das Thermometer einmal bis auf  $1^{\circ} +$  herunterging. Die dortige mittlere Jahrestemperatur wird nach zahlreichen Beobachtungen zu  $22-23^{\circ}$  C. angenommen; diejenige von Constantine, 600 Meter oder beinahe 2000 Fuß über dem Meere gelegen, beträgt  $17^{\circ}$ . Diese Differenz hat gewiß nichts Wunderbares.

Die Straße nach Batna läuft im Ganzen nordöstlich, und folgt daher dem Laufe des Wed-Rsur. Ich ritt anfangs neben der Colonne her, und unterhielt mich mit einigen Officieren; da jene aber Halt machte, so ließ ich den Spahi kommen, und zog mit diesem und dem Treiber allein weiter. Sobald das breite, sehr allgemein angebaute Thal aufhörte, wurde auch die Straße wieder schmal, krumm, höchst uneben und holprig, und glich bald wieder einem schlechten Saumpfad. Auch der Aufbau hörte so gut wie ganz auf; der Boden war entweder nackt, oder mit kurzem Gestrüpp kärglich bedeckt. Die Formation des Landes war sehr wechselnd, bald enge Schluchten, bald Plateaux; bald schroffe, bald sanfte Abhänge. Hin und wieder nahm die Landschaft einen malerischen Charakter an. Der Weg stieg mitunter so steil bergauf oder bergab, daß ich Mühe hatte mich auf meinem elenden Sattel festzuhalten. Die Langeweile minderte sich einige Male durch das Zusammentreffen mit einzelnen Militärs, die der Colonne vorausgeritten waren.

Längere Zeit unterhielt ich mich mit einem netten, gesprächigen Manne, der zum Haushalte des Generals gehörte. Er erzählte mir Interessantes von den südlichen Oasen, Tuggurt und Wed-Sjuf, die er mit der Colonne besuchte. Sämmtliche Häuser

der letzteren seien mit Kuppeln versehen, was einen sehr schönen und merkwürdigen Anblick gewähre. Straußfedern seien dort sehr billig zu kaufen, u. s. w. Während der ganzen Expedition sei nur Ein Mann gefallen; derselbe habe beim Anblick von Tuggurt eine ganze Flasche Absynth ausgetrunken, und sei darauf todt niedergestürzt. — Als wir eine starke Anhöhe hinaufgeritten, nahm der Herr zu meinem Bedauern von mir Abschied, da er das Karavanferai von Ksur nicht berühren wollte, während kein geringeres Motiv, als heftiger Hunger und große Ermüdung, mich gerade dorthin trieb. Nachdem ich einige Zeit ziemlich in der Irre geritten, erblickte ich endlich das gastliche Gebäude in einem ausgedehnten, traurigen Thale, das sich unter mir hinzog. Zu meiner Linken, in dem südwestlichen Theile der Thalsfläche, zeigte sich ein Zeltlager und eine Kubba. Noch viel zu lange dauerte es, ehe ich das Gasthaus erreichte, und einen erfreulichen Anblick gewährte dasselbe so wenig in der Nähe, als von Weitem. Nirgends war Baum, noch Strauch zu sehen, nirgends Anbau, dagegen Steine in größtem Ueberfluß über den ganzen Boden. Nach karglichem Mittagessen und einstündiger Rast in dem ziemlich lebhaften Wirthshaus ritt ich um 3 Uhr weiter.

Offenbar enthält das ausgedehnte Thal, in dem ich mich befand, den Lauf des Wed-Ksur, welcher später Wed-el-Kántara genannt wird, und damit die natürliche Kommunikation zwischen Batna und El-Kántara. Ich fragte mich daher, ob ich nicht besser gethan, von Anfang an in diesem Thale heraufzugehen, anstatt mich durch das Terrain-Gewirre östlich von demselben zu schlagen. Doch hatte ich dadurch ohne Zweifel den Weg abgekürzt; die Colonne war jedenfalls der Hauptstraße gefolgt. Von Ksur an blieb ich ununterbrochen in dem Thale, und wenigstens parallel der großen Straße, die übrigens auch hier durchaus keiner Chaussee, sondern vielmehr einem breiten Feldwege glich. —

Welche ganz andere Bedeutung sie in der Römerzeit besaßen, das erhellt deutlich aus den Trümmern römischer Bauwerke, die in sehr kurzen Zwischenräumen ( $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Stunde Reitens), zumal in der Nähe des Karavanserais, die Straße säumten. Ich sah ihrer wenigstens fünf, die sich alle sehr ähnelten; von geringem Umfange, bestanden sie aus quadratischen Fundamenten kleiner Häuser, und aus herumliegenden, wohlbehauenen Quadersteinen. Es waren vermuthlich einst Wirthshäuser, Weiler oder Militär-Posten, vielleicht alles mit einander; aber was auch ihre eigentliche Bestimmung gewesen sein mag, jedenfalls beweist ihr Vorhandensein eine außerordentliche Frequenz dieser Heerstraße nach den Däsen, unvergleichlich größer, als die jetzige, bei der eine einzige Herberge zwischen Batna und El-Kántara Genüge thut.

Sene Frequenz bedingt aber wiederum die Annahme einer dichten und civilisirten Bevölkerung, wenn auch nicht gerade an diesem Theile der Straße, so doch jedenfalls in vielen Gegenden, welche sie berührt und verbindet. Die großartigen, schon von mir erwähnten Trümmer in den sibianischen Däsen auf der einen, die gewaltige Ruinenstadt Lambessa bei Batna auf der andern Seite geben den Schlüssel an die Hand; jedoch läßt sich auch annehmen, daß der Zwischenraum beider Wohnplätze, so weit die Natur des Bodens es irgend erlaubte, ebenfalls eine zahlreiche Bevölkerung und starken Anbau enthielt. Gerade die nächste Umgegend von Ksur ist nun zwar, wie schon erwähnt, überaus steinig; bald aber nimmt die Thalsfläche den Charakter einer nicht allzu sterilen Haide an; manche Strecken sind mit dichtem Graze bewachsen, und das Thal kann daher vor fünfzehnhundert Jahren sehr wohl den erfreulichen Anblick eines blühenden Ackerbaues gewährt haben.

Dr. Guyon fand in Ksur noch statt des Wirthshauses einen Haufen gehauener Steine, welchen die Eingeborenen Ksur heißen, d. i. Schloß; eine Bezeichnung, die in Algerien für römische

Ruinen sich häufig findet. Die Wahl zum Karavanserai, wie früher zum regelmäßigen Lagerplatz der zwischen Batna und Biscara ziehenden Truppen, verdankt dieser Ort mehreren reichen und vorzüglichen Quellen, die alle senkrecht aus dem Boden springen. Dreiviertel Stunden vor Ksur fand Guyon auf einem Hügelnchen römische Ruinen, und zwar hauptsächlich Ueberreste von Säulen. Auch alle von mir gesehenen Ruinen befanden sich auf kleinen Bodenerhebungen, die doch wahrscheinlich erst durch den Schutt entstanden sind.

Die vornehmliche Vegetation des Abhanges vom Aures-Gebirge (östlich) bis an die Ränder der Straße besteht aus zwei Bäumen, dem Wachholder und dem Lentiskenbaum. Der letztere, *Pistacia atlantica* Desf., gewährt den vielfachsten Nutzen, zumal in diesen holzarmen Gegenden. Da er sich nicht weit vom Boden horizontal in Form eines Schirmes ausbreitet, so finden Menschen und Thiere, trotz seiner geringen Höhe, unter ihm den ersuchten Schatten. Sein Holz brennt gut und giebt ausgezeichnete Kohlen, selbst der Rauch gilt als erquickend und heilend. Das Harz wird von den Eingeborenen gekaut, um Zahnfleisch und Zähne zu conserviren. Endlich die Frucht wird gegessen, zu Eingemachten und Del verwandt und stark von den Hochplateaux nach der Küste und Sahara ausgeführt. Danach muß dieser unbedeutende Baum als ein großer Wohlthäter der Hochflächen Algeriens angesehen werden, denen ihn die Natur als einigen Ersatz für die mangelnde Dattelpalme geschenkt zu haben scheint.

Den ganzen Nachmittag begegneten wir keiner Menschenseele, aber wie angenehm hätte meine Phantasie mir diesen Weg bevölkern können! Römische Cohorten in straffer Ordnung, flüchtige numidische Reiter, die Vorgänger, obgleich sicherlich nicht die Vorfahren meiner Spahis, räuberische Präfecten mit glänzendem Gefolge, gätulische und schwarze Sklaven, von Treibern begleitet, römische Colonisten mit ihren Ackergeräthschaften, grie-

chische und italienische Handelsleute, an der Spitze großer Karavannen von Lastthieren — all diese fremden, interessanten Gestalten, deren Denken und Trachten so unendlich verschieden von dem meinigen, und die einst des nämlichen Weges gezogen, hätten das Auge meines Geistes für die Leere des leiblichen Gesichts reichlichst entschädigt. Allein solcher Schöpfungen war meine erschlaffte Einbildungskraft kaum für Minuten fähig, geschweige denn während eines vierstündigen, höchst ermüdenden Rittes. Mit meinen Begleitern konnte ich kein Wort sprechen, außer wenn ich den mürrischen Spahi mit immer ungeduldigerer Stimme fragte: wie weit noch bis Batna? Die Landschaft behielt stets dieselbe Dede und Einförmigkeit, nur da wir mit der Thalsohle beständig anstiegen, so verminderte sich fortwährend die relative Höhe der einschließenden Berge. Das Wetter war trübe geworden, und die Dunkelheit brach herein.

Wie freudig begrüßte ich da die zahlreichen Lichter, die mir endlich die Nähe von Batna verkündeten! Und diesmal täuschten sie nicht über die Entfernung, denn die Lage des Orts verhinderte, sie früher zu erblicken, als da man sich dicht davor befand. Sehr bald waren wir bei einer Gruppe von Wohnungen, die noch eine ziemliche Strecke von der Stadt ablagen; hier wollte mich der Spahi plötzlich verlassen, da dies sein Quartier sei. Ich bedeutete ihm, daß weder ich, noch der Treiber den Weg im geringsten kannten und wir bei der großen Dunkelheit leicht in Gräben fallen oder über Steinhäufen straucheln möchten; um die kleine Strecke weiter sollte er uns doch nicht im Stiche lassen! Aber der Mensch blieb seiner widerwärtigen Maxime bis zuletzt getreu: er trotzte so lange, bis ich hitzig wurde und Drohungen ausstieß, dann gehorchte er auch diesmal.

Ein solcher Charakter wird bekanntlich von allen Reisenden den Italienern beigelegt: daß sie selten ihren Verpflichtungen, dem Recht und der Billigkeit nachkommen, aber stets dem

Borne und der Drohung; wodurch sie auf das Laster der Ungerechtigkeit noch das der Feigheit und Inconsequenz häufen. Es scheint mir jedoch, daß lang unterdrückte, aber noch nicht gänzlich gebeugte Völker oder Klassen leicht zu solcher Handlungsweise kommen, welche daher, wenn auch dem Betroffenen lästiger, als die gänzliche Unterwürfigkeit, ihn doch moralisch als ein beständiger Protest des Ueberrestes von Freiheit erfreuen sollte. Wehe den willigen, treuen Sklaven! sie verdienen dasselbe Lob, das den Hunden zu Theil wird, aber auch dieselbe Verachtung, und lassen verzweifeln an der Möglichkeit ihrer Befreiung!

Um 7 Uhr etwa ritt ich durch ein stattliches Thor in die „Subdivisions-Hauptstadt“ Batna ein. Der Anblick einer langen, regelmäßigen, wenn auch schlecht erleuchteten Straße, mit ein wenig Menschenverkehr, erfreute mein Auge, und bald, am Ende einer Nebenstraße, hielt ich vor der Thür des anständigen Gasthauses. Hier sah es schon ganz anders aus, und ging ganz anders her, als in dem „Hôtel de Biscara“; hier gab es Klingeln, Treppen, ja sogar Kellner! Ich löste mein kleines Bündel aus dem Knoten-Sattel des Maulthiers, beschenkte den Treiber, und entließ nicht ohne Rührung diese letzten Zeugen von der Sahara, denn nur bis hierher hatten sie mich zu begleiten. Der Abend verging ziemlich trübselig; auch in einem Café, das ich besuchte, fand ich wenig Unterhaltung und Ausbeute. Ich schlief in Einem Zimmer mit dem Ingenieur, den ich in Biscara getroffen, und mit einem gesprächigen Major von der Infanterie.

---

Trotz der Eile, mit der ich wie ein abgeschossener Pfeil gen Norden flog, konnte ich unmöglich die römische Ruinenstadt Lambessa unbesucht lassen. Was ich bisher von Ueberresten der Römer auf dieser afrikanischen Erde, die sie so ruhmvoll erobert, so viele Jahrhunderte behauptet, und so gründlich civilisirt hatten,

gesehen, waren nur einzelne Steine mit Inschriften oder Reliefs, Bildsäulen, Gefäße, Säulenschäfte und ähnliches Stückwerk, nicht Darstellungen, nur Symbole der römischen Größe, nur ein leiser Anstoß zu ungeheuren Schöpfungen der Phantasie. So gründlich haben die Barbaren aller Nationen und Religionen in Algerien aufgeräumt, daß überhaupt nur zwei nennenswerthe Ueberreste aus dem Alterthum vorhanden sind, zwei von den tausend gewaltigen Bauten, die einst dieses Land schmückten: die Ruinen-Städte Tebessa und Lambessa. Die erstere war zu abgelegen, als daß ich sie hätte besuchen können; die letztere aber lag kaum eine Meile von Batna, prächtige Chaussee, und nach genauer Berechnung konnte ich einen vollen Vormittag, ohne Schaden meines Reiseplanes, darauf verwenden. Ich hoffte wenigstens zu diesem kurzen Ritte ein Pferd zu bekommen; aber das Bureau konnte oder wollte keins stellen, und so sah ich mich gezwungen, auch in das römische Zeitalter auf einem bescheidenen Maulesel einzuziehen.

Ich verließ das Gasthaus um 18 Uhr; ein Eingeborener führte mein Thier beim Kopfe bis an das Thor, da es sich von mir nicht fortbringen ließ. Draußen gab er mir einen dicken Baumzweig in die Hand, und hieß mich durch Zeichen tüchtig darauf losschlagen. Mit Hülfe dieser ultima ratio gelang es mir endlich in der That, das profane Thier, das alles antiquarischen Sinnes baar zu sein schien, in ziemliche Bewegung zu setzen. Die Chaussee läuft schnurgerade mitten durch die breite Thalfläche, in der die neue und die alte Soldatenstadt liegen, letztere gegen Ost-Süd-Ost. Das Wetter, mein treuester Freund, begünstigte mich auch heute ausnehmend, und so freute ich mich des ausgedehnten Anbaues, der begegnenden Wanderer und Karren, und vor allem der Aussicht auf den bevorstehenden Anblick. Eine Stunde nach meinem Aufbruch begrüßte ich eine Anzahl kleiner, aber nicht unsauberer Häuser, die um einen großen

Gebäudecomplez herumlagen, und damit befand ich mich in der französischen Colonie Lambessa, die zu der alten römischen etwa in demselben Verhältniß steht, wie das französische Königreich Algerien zu der römischen Provinz Africa.

Eine Seitenstraße führte etwas aufwärts zu einem geräumigen Plage, von unansehnlichen Häusern gebildet, deren eines, mit einem Kramladen, das Wirthshaus des Ortes vorstellte. Hier kehrte ich ein, um zu frühstücken; Zimmer und Essen waren sehr bescheiden. Ich erfuhr, was schon die Stille und Verlassenheit vieler Häuser hatte errathen lassen, daß viele Colonisten wieder fortgezogen seien, nachdem der Bau des großen Gefängnisses vollendet. Dieses Gebäude, wohin ich mich sogleich begab, um einen Führer zu den Alterthümern zu erlangen, lag an einem großen Hofe, dessen Längsseiten von mehreren älteren und niedrigeren Gebäuden eingefaßt waren. Hier hatte man die politischen Sträflinge, theils vom Juni 1848, theils vom December 1851, untergebracht, nachdem ihrer viele dem ungesunden Klima der Küstenstadt Bona zum Opfer gefallen. Die Zahl dieser Deportirten betrug zur Zeit meines Besuches einige Hundert, die ungefesselt zu allerhand Arbeiten, auf dem Felde, beim Bauen, beim Aufgraben der Alterthümer verwendet wurden.

Das neue Gefängniß war nicht für diese bestimmt, sondern für die sogenannten Repris de justice, d. h. entsprungene Sträflinge, welche jedoch noch nicht eingetroffen waren, da das Gebäude kaum vollendet stand. Es ist ein Zellengefängniß mit drei Flügeln und drei Stockwerken, ganz massiv, und inwendig mit durchlaufenden Galerien von Gußeisen, aus welchem Material auch die Treppen bestehen. In dieser Entfernung muß der an sich schon sehr kostbare Bau ungeheures Geld verschlungen haben; auch der Lohn für geschickte Arbeiter ist ja in Afrika theurer, und alle Zuthaten außer den Steinen, besonders das

Guß Eisen, mußten aus Frankreich, zumal auf der unvollkommenen Straße von Constantine bis Batna, herbeigeschafft werden. Dafür ist es aber auch das schönste und stattlichste Gebäude geworden, das ich von französischer Hand in Afrika gesehen: jedenfalls ein etwas eigenthümlicher Vorzug!

Den Oberaufseher von Lambessa fand ich nach einigem Suchen in einer Werkstatt für Holz-Arbeiten. Er empfing mich nicht allzu freundlich, führte mich aber in eigener Person in das Gefängniß, und darauf hinaus zu einem Bauwerk, das, wenigstens 1600 Jahre älter, doch einen weit heiterern Eindruck hervorbrachte. Um den Leser durch meine persönlichen Beziehungen nicht zu stören, will ich mich darauf beschränken, das Gesehene kurz und objektiv zu beschreiben.

Lambessa wird zuerst von Ptolemäus erwähnt, als in der Numidia nova gelegen; auch nach den sehr zahlreichen Inschriften zu schließen, fällt seine Glanz-Periode erst in die spätere Kaiserzeit. Der Umfang der Stadt muß damals an 3 Stunden betragen haben. Sie war das Standquartier der dritten augustischen Legion, deren Name, außer auf vielen Inschriften, auch auf den Ziegelsteinen der Ruinen in Relief zu lesen ist. In der Kirchengeschichte ist Lambessa berühmt durch den keiserlichen Bischof Privatus, den ein Concil von 90 Bischöfen im Jahre 240 verurtheilte. (St. Cyprianus, Epist. 45.) — Beim Heraustritt aus dem Gefängniß erblickt man einen weiten Thalkessel, von niedrigen Höhen umgeben, der vollständig mit Trümmern bedeckt ist, und durch die ungeheure Anzahl der Quadersteine, die über ihn zerstreut liegen, einem großen Begräbnißplatz ähnelt. Wie auf einem solchen erheben sich an einzelnen Stellen gleichsam größere Monumente, an denen das herumschweifende Auge mit wehmüthigem Wohlgefallen haftet. Diese zeigen die verschiedenste Größe und Bauart, und vom unförmlichen Trümmer-

haufen bis zum vollständigen Gebäude alle Stufen der Erhaltung.

Die Krone des Ganzen in jeder Beziehung bildet das sogenannte Praetorium, das dem neuen Lambessa zunächst liegt, und von den meisten Forschern für einen Tempel der Victoria gehalten wird. Das viereckige Gebäude ist 32 Meter lang, 25 Meter breit, und über 15 Meter hoch. Es war ursprünglich mit Säulen umgeben, von denen noch einige stehen, andere mehr oder weniger verstümmelt am Boden liegen. Die Haupt-Façade ist gegen Nordwest gerichtet, und über der großen Bogenthür sieht man eine Frauengestalt, in der einen Hand eine Krone, in der anderen eine Palme tragend. Oberhalb seitwärts der Thür befinden sich zwei Nischen, in denen ohne Zweifel einst Bildsäulen standen. Der Gewölbe-Schlufstein dieser Nischen, sowie derjenige aller Oeffnungen an den vier Seiten des Gebäudes, stellt eine Krone in Relief dar. In den beiden Seitenwänden befinden sich gleichfalls Bogenthüren von sehr großer Spannung; diejenige an der Hinterwand ist dagegen viel geringer.

Das Ganze macht auf den Beschauer einen großartigen und harmonischen Eindruck; wenn auch viele andere Gebäude aus der Römerzeit an Größe und Schönheit weit voranstehen. Die Erhaltung des Gebäudes ist bewunderungswürdig; nur der Mangel des Daches stempelt es zur Ruine. Das Innere des Tempels enthält außer drei Pilastern an jeder Seite keine baulichen Ueberreste. Dennoch gewährte es mir viel Freude und Interesse, da man sämtliche Skulptur-Arbeiten, die bei Lambessa gefunden worden, darin zu einem Museum vereinigt hat. Vorherrschend waren die Säulen-Capitäle und die Bildsäulen, unter letzteren vermochte ich jedoch bei oberflächlicher Besichtigung keine hervorragende Arbeit zu erkennen.

An dem Tempel vorbei führte eine lange und gerade Straße, welche durch fortlaufende, wohl erhaltene Häuser-Fundamente be-

zeichnet wird. Zur Linken derselben liegt der Circus, von verhältnißmäßig kleinen Dimensionen; nur einige Stufen und Wölbungen sind davon erhalten, das Innere besteht aus beackertem Lande. Ganz nahe dabei wird der Wanderer durch eine Ruine ganz anderen Styls überrascht: eine kleine christliche Kirche, deren winzige Mauersteine, die noch dazu von sehr porösem, bröckligem Material sind, gegen die mächtigen, soliden Quadern der heidnischen Bauten sehr contrastiren; nur der außerordentlichen Dicke der Mauern (etwa 4 Fuß) kann ihre Erhaltung zu verdanken sein.

Von dem Circus gelangt man ein wenig linker Hand durch eine beträchtliche Steigung zu dem sogenannten Triumphbogen, der, wenn auch von großartiger und schöner Form, doch vielleicht nur ein altes Stadthor ist; der Mangel jeder Inschrift, sowie Spuren einer daranstoßenden Mauer sprechen dafür. Von hier aus steigt man rechts hinauf zum Tempel des Aesculap, der im höchsten Theile der Stadt gelegen. Er ist fast quadratisch,  $6\frac{1}{2}$  Meter lang und 7 Meter breit. Sein Eingang ist mit vier cannelirten Säulen von  $3\frac{3}{4}$  Meter Höhe geschmückt. Vier Steine bilden den Giebel, auf dem man folgende Inschrift liest:

**AESCVLAPIO ET SALVTI**  
**IMP CAES M AVRELIVS ANTONINVS AVG PONT MAX ET**  
**IMP CAESAR L AVRELIVS VERVS AVGVSTVS**

Bei Nachgrabungen in diesem Tempel hat man eine große und schöne Mosaik mit Blumen, und zwei treffliche Bildsäulen, des Aesculap und der Hygiea, aufgefunden. \*)

\*) Durch ein eigenthümliches Spiel des Schicksals sind die bedeutendsten Ausgrabungen in diesem Standquartier der „III legio Augusta“

Die übrigen zahlreichen Alterthümer, bestehend in den Ruinen von Tempeln, Thoren (deren Lambessa 40 gezählt haben soll), Aquädukten, Grabdenkmälern u. s. w. erlaubte mir leider meine Eile nicht genauer zu besichtigen. Auch kam es mir vorwiegend auf den Gesamt-Eindruck an, da es außer Pompeji schwerlich einen andern Ort giebt, der den Wanderer so ungestört in das Römerthum zurückversetzt. Den Rücken gegen das moderne Dertchen gekehrt, konnte ich glauben, wenige Jahre nach der Zerstörung Lambessa's seine Trümmer zu überschauen. So weit das Auge reichte, nichts als Natur- und Römerwerk! — Auf den Ruinen Süd-Frankreichs und Italiens läßt die Blüthe des Mittelalters und der Neuzeit die Trauer um die untergegangene römische Herrlichkeit kaum aufkommen; aber hier ist an die Stelle der Größe nur das Nichts getreten: mit der römischen Cultur endigte die Cultur überhaupt!

Trotz der anfänglich unbefiegbaren Störrigkeit meines Maulthieres gelang es mir doch, rechtzeitig wieder in der neuen Militärstadt einzutreffen. Es sei mir gestattet, derselben noch einige Worte zu widmen. Batna liegt 120 Kilometer, oder etwa 16 Meilen südlich von Constantine, in einem weiten Thale, das sich hier durch reichliches und gutes Wasser auszeichnet. Die Franzosen bauten, wie oben bemerkt, im Februar 1844 ein Lager, zu dem Zwecke, das Material für die Expedition nach den Sibän anzusammeln. Dies Lager wurde alsbald zweimal hinter einander von den benachbarten Schanjas (einem ganz

---

durch die „III légion étrangère“ ausgeführt worden. — Ich bewunderte die Fülle von Mosaiken; an vielen Stellen brauchte ich mich nur zu blicken, um ganz nette Stücke zu finden. Auch viele Münzen sind ausgegraben worden; leider konnte ich keine davon bekommen.

eigenthümlichen Volksstamme) stürmisch angegriffen, wobei die Franzosen bedeutende Verluste erlitten, obgleich die Feinde fast nur mit Steinen und Knütteln kämpften. Im Juni verlegte man daher das Lager nach einer sichereren Stelle in der Nähe, und hier hat sich allmählig die kleine Stadt gebildet, da die Besitznahme der Sibân ein beständiges Standquartier halbwegs von Constantine bedingte.

Die Lage ist sehr hoch, über 1000 Meter, so daß sowohl nach Norden, als auch besonders nach Süden, der Sahara zu, eine bedeutende Abdachung stattfindet. Ganz in der Nähe, gegen Mittag, nur etwa 80 Meter oberhalb der Stadt, liegt der Höhenzug, der die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere und der Sahara bildet, und den ich den Abend zuvor überschritten hatte. Die hohe Lage Batna's bringt natürlich einen harten Winter mit sich; es schneit und friert hier alle Jahre. Lambessa liegt ziemlich ebenso hoch über dem Meere, und die Römer thaten jedenfalls sehr wohl daran, eine ihrer größten Colonien hier anzulegen, wo das Klima bei weitem nicht so erschlassend wirkt, wie in der Ebene. — Die Stadt Batna hat große Familien-Ähnlichkeit mit den schon beschriebenen französischen Colonien, besonders Annale, hinter dem es jedoch in Bezug auf die Festigkeit und das Malerische der Lage weit zurückbleibt. Von einer Mauer rings umgeben, enthält es eine breite Hauptstraße, in der Richtung nach Lambessa, mit der sich mehrere Nebenstraßen im rechten Winkel schneiden. Diese Hauptstraße erweitert sich in der Mitte zu einem Plätze, und zählt mehrere stattliche Gebäude, natürlich Sitz der Behörden.

Daß der größte Theil des Umfangs noch nicht bebaut ist, versteht sich bei einer französischen Colonie ziemlich von selbst, und die Einwohnerzahl ist noch so klein, daß die alten Lambessaner, wenn sie aus ihren Gräbern aufstünden, gewiß herzlich über die „Rivalin“ lachen würden. Doch hat Batna, zumal

die Umgegend sehr guter Boden sein soll, durch seine gesunde und günstige Lage bessere Aussicht auf künftiges Gedeihen, als seine meisten Neben-Colonien. Eingeborene haben sich erst in geringer Zahl hier angesiedelt, und die nächste Umgebung erscheint durch den Mangel an Gärten und Bäumen so trist, wie nur möglich. Eine Stadt ohne Gärten und Anpflanzungen macht immer einen provisorischen, unbehaglichen Eindruck, wie ein Haus ohne Anstrich; die Einwohner haben noch nicht Zeit gehabt, sich mit der Erde zu befreunden, und ihr den Charakter der Wohnlichkeit aufzuprägen. Um 1857 zählte man 1329 Bewohner, wovon 419 Eingeborene; es gab zwei Mühlen, eine Brauerei und zwei Ziegeleien.

Ich ließ mich noch eilig zu einer Art Bazar, in einem Seitengäßchen nicht weit vom Wirthshause, führen, wo fast nur Nahrungsmittel feil geboten wurden. Hier kaufte ich eine Portion Datteln für die Reise, mußte mich aber mit kleinen getrockneten begnügen, da es keine bessern gab. Nicht wenig verwundert und ärgerlich war ich, als ich in dem zu meiner Weiterreise gestellten Maulthiere die Bestie von Lambessa erkannte, und in dem Treiber desselben einen grauhaarigen, ausnehmend dünnen Schauja, bei dessen Anblick ich stark zweifeln mußte, ob er eine lange Tagereise aushalten könnte. Der Mann sprach und verstand zudem auch nicht Ein Wort Französisch, ja nicht einmal die allergebräuchlichsten arabischen Ausdrücke, die der Europäer sich schon in den ersten Tagen unwillkürlich einprägt. Und mit diesem alten, schwachen und so gut wie taubstummen Führer sollte ich zweimal tief in die Nacht hinein, auf unbekanntem Wege dahinziehen! Doch zum Widerspruch war es zu spät, wenn er überhaupt gefruchtet hätte.

Schon gewohnt, in diesem Lande Nichts für unthunlich zu halten, verließ ich Batna um 3 Uhr Nachmittags. Da im Sommer eine Diligence von hier nach Constantine geht, so er-

wartete ich wenigstens eine ordentliche Landstraße; aber gleich außerhalb des Thores erkannte ich meinen Irrthum, da mehrere gleich schlechte und unregelmäßige Feldwege neben einander liefen. Die erste Zeit folgten wir dem Thale, das bald einen fast romantischen Charakter annahm, indem das Flüschen im Grunde Bäume ernährte und Mühlen trieb. Das sind die Mühlen, die ich als zu Batna gehörig erwähnte; die zweite ist ein stattliches Gebäude. Bis zu dieser, eine kleine halbe Stunde Wegs, genoß ich die Gesellschaft des Müllerknappen, eines lebhaften und gewandten Spaniers, der auf einem winzig kleinen Eselchen neben mir herzoekelte. Er machte sich über meinen Führer lustig, und ich ließ mir von ihm den Weg, den wir zu nehmen, so gut wie möglich beschreiben; denn ich hatte durch sein Dolmetschen erfahren, daß der Schauja diese Straße noch nie betreten hatte.

Bald jenseit der Mühle stiegen wir linker Hand den Abhang hinauf, und hatten nach kurzer Zeit das Thal aus dem Gesicht verloren. Die Gegend war wieder hügelig, wasserlos und öde geworden, und auf die Richtung des Weges mußte ich die genaueste Obacht geben. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte ich mich nur dem Zufall anvertrauen, da die frischaufgeschüttete Strecke der Straße, auf die wir einmal stießen, sehr bald endigte. So gelangte ich, statt um 7, erst um 9 Uhr zu dem einsamen Karavanserai Ain-Zakut. Ich traf in dem Gastzimmer lustige Gesellschaft beim Glase; ein Anblick, der mich nach so langer und banger Einsamkeit nicht wenig erquickte. Es waren meist Soldaten, zu denen gehörend, welche die neue Straße nach Batna anlegten, und zu dem Behufe hier einquartirt waren. Man belehrte mich, nachdem ich meinen Weg beschrieb, daß ich ganz in die Irre geritten sei, und wunderte sich, daß ich bei der großen Dunkelheit keinen Unfall erlitten, und zuletzt das Wirthshaus gefunden hatte. Was soll

man aber zu dem Verfahren des Büreaus von Batna sagen, das einem, noch dazu angelegentlich empfohlenen Reisenden in wilder Gegend einen sprach- und wegunkundigen Führer mitgiebt, ohne ihm auch nur den Weg deutlich zu beschreiben?

Man weckte mich auf mein Geheiß um  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Morgens, und als ich aufbrechen wollte, erschien mein Schauja, und machte mir durch allerlei Zeichen verständlich, daß er etwas Wasser wünsche. Ich ließ es ihm verabreichen, und glaubte, er wollte sich waschen oder trinken; aber er that keines von beiden, sondern nahm aus einem Beutel eine Handvoll graues Gerstenmehl, that es in den Zipfel seines schmutzigen Burnus, und begann es darin mit Hülfe des Wassers zu kneten. Nun gab er mir ein Zeichen, daß die Reise beginnen könne; während des Gehens knetete er noch eine Weile, und ich war höchst neugierig, was er mit dem Teige anfangen würde. Hatte er doch nicht einmal Zeit und Gelegenheit, wie weiland die Kinder Israhel, sein ungesäuertes Brod zwischen glühenden Steinen zu backen! Allein mein Naturmensch mußte selbst das Backen noch für Luxus, und die Israeliten für verweichlichte Schwelger halten; denn alsbald sah ich eine Mahlzeit, die sogar den Diogenes beschämt haben würde.

Der Schauja steckte ganz einfach den rohen Gerstenteig stückweise in den Mund, anscheinend mit dem größten Behagen, und ohne größere Anstrengung, als ob er das feinste Weizenbrod verzehrt hätte. Diese Handvoll Gerstenmehl vermochte den Mann, bei fast ununterbrochenem Gehen, bis spät am Abend aufrecht zu erhalten; und man berücksichtige wohl, daß er kein anregendes Getränk, nicht einmal Kaffee zu sich nahm, obwohl ich ihm das Anerbieten machte. Ich will indeß nicht bestimmt versichern, daß er nicht um Mittag noch eine Portion aus

seinem Beutel geholt; doch glaube ich es schwerlich. Und sicher ist, daß, als ich ihm Abends Eier, Salat und Brod, so viel er haben wollte, anbot, er alles ausschlug, und wieder nur seinen rohen Teig verzehrte. Ohne Zweifel war dies also, nebst einigen Datteln — das Einzige, was er von mir annahm — seine gewöhnliche, ausschließliche Nahrung, und ist nicht minder die eines großen Theils seiner Landsleute. Wasser bildet ihr einziges Getränk, zwei Stück grobes Wollenzug ihre einzige Kleidung und zugleich ihr Nachtlager, ein schlechtes Zelt oder eine Laubhütte genügen zu ihrer Wohnung.

Hier ist offenbar ein wirkliches Minimum der Bedürfnisse und Unterhaltsmittel; denn bei dem geringsten Abzug müssen die Menschen umkommen. Was unsere Arbeiter als Lebens-Nothdurft betrachten, und was die Gewöhnung auch wirklich dazu gemacht hat, übersteigt die Consumtion eines Schauja wenigstens um das Dreifache. Dabei glaube man nicht, daß der Unterschied des Klimas bedeutend genug sei, um das Minus des Unterhalts zu erklären. Gerade die Schaujäs bewohnen die höchsten Berge und Plateaux, wo die Winter kaum weniger streng sind, als in Süd-Deutschland. Auch muß sich eine so kümmerliche Lebensweise, trotz aller Abhärtung, durch Krankheit, Schwäche und kurze Lebensdauer rächen. Leider fehlen mir hierüber alle näheren Angaben; aber die äußerst dünne Bevölkerung im Allgemeinen beweist schon hinlänglich, wie sehr der mangelhafte Unterhalt der Lebensentfaltung Eintrag thut. Von den Weibern der Schaujäs spricht Dr. Guyon, der sich mehrmals in ihren Quars aufgehalten, mit tiefem Mitleid, als von Wesen, in deren Häßlichkeit, Verwahrlosung und Stupidität man den Menschen kaum wiedererkenne. Mein Begleiter zeigte jedenfalls einen schwächlichen Körperbau, und eine noch schwächere Geistes-thätigkeit.

Als ich mich auf unserer Reise selbst über die allerein-

fachsten Dinge nicht mit ihm verständigen konnte, da hätte mich der Gedanke, daß ich eigentlich mit einem deutschen Landsmann zu thun hatte, zum lautesten Gelächter bringen können! Doch erfuhr ich diese nahe Beziehung erst später, durch das Buch des Dr. Guyon. Der Volksstamm der Schaujas bewohnt hauptsächlich das Aures-Gebiet, östlich und südöstlich von Batna, und unterscheidet sich, nach Aussage mehrerer glaubwürdiger Reisender, durch Körperbeschaffenheit, Sprache und Sitten nicht bloß von den Arabern, sondern sogar von den Kabylen. Ihre Hautfarbe ist hell, ihre Augen blau, ihre Haare blond, oft roth, ihre Statur hoch und schlank; bis auf die letztere alles Eigenschaften, die denen der Araber und Berbern gerade entgegengesetzt sind, und offenbar auf germanische Abstammung hinweisen. Dies und manche andere Gründe, besonders das Fehlen der Ohrläppchen (wie bei den Sagots der Pyrenäen), haben Dr. Guyon und andere Reisende veranlaßt, die Schaujas als Nachkommen der Vandalen zu betrachten, jener kühnsten unter den deutschen Wanderstämmen, die von den Gestaden der Ostsee durch ganz Germanien, Gallien und Hispanien bis Nord-Afrika drangen, und dort ein ungeheures Reich stifteten. Zwar heißt es in der Geschichte, daß Belisar das entartete Volk gänzlich von Afrika vertilgt habe; aber mit Recht kann man an der Genauigkeit dieser Angabe zweifeln, und selbst wenn kein einziger Vandal in Afrika zurückgeblieben wäre, so erzählt doch Procop in seiner Geschichte des Krieges gegen die Vandalen wie folgt: „Aber da waren vierhundert (von den Vandalen, die Belisar nach Constantinopel schiffen ließ), die in der Nähe von Lesbos die Segel gegen den Willen der Matrosen umwandten. Darauf landeten sie am Peloponnes, und endlich an einer wüsten Küste in Afrika, wo sie die Schiffe verließen, und mit ihrem Gepäck bis zum Gebirge Aurase und Mauritanien zogen.“ —

Mehrere Stunden lang bot der Weg gar kein Interesse,

da er eine öde Fläche durchschnitt. Etwa um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr aber führte er eine steile und äußerst schmale Kante hinauf, die zwei Seen von einander trennte; der zur Rechten ist der bedeutend größere, und von Westen nach Osten lang gestreckt. Von der Höhe des Passes eröffnete sich eine weite Rundschau, worin mehrere andere Seen sichtbar wurden. Ich befand mich in der früher erwähnten mittleren Steppen-Region der Provinz Constantine, deren Charakter weit minder ausgeprägt ist, als bei den westlichen Steppen. Die Schotts sind hier viel zahlreicher und kleiner, das Land fruchtbarer. Außer einem Karavanserai am Fuß der Bergkante war weit und breit keine menschliche Wohnung zu entdecken. — In diesem „Wirthshaus der Seen“ hielt ich Mittagsrast, und fand es sehr gemüthlich darin — kein Wunder, denn die Wirthsleute waren deutscher Abkunft. Die Gegend ist reich an Wasservögeln.

Um 12 Uhr ritt ich weiter, und gelangte, an mehreren Zelten des Stammes Smul vorüber, und größtentheils über frischgrünen Rasen, nach drei Stunden zu dem Weiler Milila, wo ich mich nur kurze Zeit aufhielt. Darauf wurde die Gegend wieder öde und hügelig: ich ritt in Gesellschaft mehrerer Eingeborener, und bei nahender Dämmerung entspann sich eine, obwohl einfältige, doch höchst lebhafteste Diskussion. Mein Schanja wollte durchaus schon in dem nächsten Karavanserai, mit jenen Arabern, übernachten, und wurde darin auf's Eifrigste von ihnen unterstützt. Die Scene war höchst possierlich; alle fünf Minuten ward ich von neuem bestürmt, und zwar wesentlich durch den Einen Ausdruck „mort“ mit passender Geberde — woraus ich abnehmen mußte, daß der Tod die unausbleibliche Folge meines Weiterritts sein würde. Aber ich war fest entschlossen, schon diese Nacht in dem ersehnten Constantine zu schlafen; und der Vandale mußte, wenn auch noch so widerstrebend, dem gebietenden Sachfolge leisten.

Der hervortretende Mond schien alsbald meinen Entschluß zu belohnen — aber nicht lange währte sein freundliches Leuchten. Es kam so weit, daß ich Viertelstunden lang den Weg buchstäblich mit den Händen suchen mußte. Ganz zu verachten waren übrigens jene Warnungen der Eingeborenen nicht; denn außer der Gefahr, in Schluchten und Bäche zu stürzen, der ich mehrmals nur knapp entging — drohte auch die, einem Löwen zu begegnen, da gerade diese Gegend noch von den Löwen heimgesucht wird. So interessant die Begegnung auch gewesen wäre, man wird mir gern glauben, daß ich mich nicht danach sehnte, und in jeder Beziehung herzlich froh war, als ich um 8 Uhr etwa, an einem fließenden Wasser, endlich auf ein beträchtliches Gebäude stieß. Es war ein Colonisten-Pachthof, Arn-Bey genannt, und kaum eine Meile von Constantine entfernt. Aber an die Weiterreise konnte heute nicht gedacht werden; ich mußte dankbar die Gastfreundschaft der französischen Pächter annehmen.

Es waren einfache, schlecht gekleidete Leute, und ihre Behausung durch die Geräumigkeit doppelt öde und unbehaglich, da sich kaum mehr Möbel oder Geräthe darin vorfanden, als in den Hütten der Araber und Kabylen. Mein Abendessen bildeten Eier und Salat — mehr hatten meine Wirthe nicht zu spenden. Mein Lager war eine Streu auf dem Estrich-Boden des Wohnzimmers. — Die Familie bestand nur aus Mann und Frau; ersterer ein alter Soldat, der 50 Hektaren Mittelland für 100 Francs in Pacht hatte. Ein so großes Gut ließ die Armlichkeit der Familie sehr auffallend erscheinen, zumal in der Nähe einer Hauptstadt mit lohnendem Markte. Allein ich hatte mich schon in der Umgegend von Algier daran gewöhnt, bei den französischen Colonisten trotz aller Fülle des Landes fast nur Unordnung und Armuth anzutreffen.

Als ich in der nächsten Frühe etwa anderthalb Stunden durch eine unbedeutende Gegend geritten, erreichte ich nach Sonnen-Aufgang eine Anhöhe, und plötzlich lag ein tiefes, breites, gewundenes Thal zu meinen Füßen, und jenseit ragte auf steilem Felsen, gleich einer ungeheuren Ritterburg, das mächtige Constantine, nah und fern umringt von schroffen, großartigen Gebirgen. Ich hatte viel erwartet, aber ich fand unergleichlich mehr; und je näher ich vordrang, desto stärker ward mein freudiges Staunen. Es war die erste großartig-interessante Landschaft seit El-Kantara, und daß eine alte und berühmte Stadt in ihrer Mitte prangte, erhöhte noch den natürlichen Eindruck. — Wir mußten in die Thalsohle hinabsteigen, den Fluß überschreiten, und jenseit ebenso steil wieder hinaufsteigen. Aber oben angelangt, fanden wir uns durch eine gewaltige senkrechte Schlucht von der nun auf Schußweite genäherten Stadt getrennt, und begriffen nicht, wie ein Zugang möglich sei. Der Abgrund ward allmählig breiter und sanfter, es zeigten sich große, moderne Gebäude darin, die Straße bog sich: und wir befanden uns auf einem natürlichen Damme, der uns bis an das Thor der Stadt führte. Auf allen Seiten von wenigstens hundert Fuß tiefen, oft mehr als senkrechten Schluchten umgeben, ist Constantine nur an dieser schmalen Stelle durch die Natur mit der übrigen Welt verbunden, und von hier aus allein konnten es die Franzosen erstürmen . . . . .

Von der Hauptstadt Algier ging ich aus, und habe den freundlichen Leser, hoffentlich nicht ganz ohne Belehrung und Vergnügen, durch Ebenen und Thäler, über Gebirge und Flüsse, durch Engpässe, Wüsten und Däsen bis zur anderen Hauptstadt, Constantine, geleitet. Hier ist meine Aufgabe beendet: denn wie Algier, so ist auch Constantine von zahlreichen und geschickten Federn ausführlich beschrieben worden. Und gewiß verdienen es beide in hohem Grade; denn, was selten vorkommt, in Algerien

sind die Hauptstädte nicht nur die größten, sondern auch die am schönsten gelegenen Städte des Landes. Algier die liebliche Königin der See, Constantine die wilde Fürstin der Gebirge, sind sie zwei Schwestern von gleichem Adel und gleicher Würde, und beide gleich unvergeßlich dem Wanderer, der das Glück gehabt, sie zu schauen! — Möge die Zukunft ihnen ein friedlicheres, glücklicheres Loos gewähren, als die grause Vergangenheit über sie verhängte!

---

Meine Wanderung auf afrikanischem Boden nahte ihrem Ende. Auf dem Rücken zweier Maulthiere war ich in viertelhalb Tagen von Biscara nach Constantine gekommen, eine Entfernung von 232 Kilometer, und hatte noch Zeit gefunden, einen halben Tag in Lambessa zuzubringen. Ich empfang in Constantine die ersehnten Briefe, und in ihnen die Gewißheit, daß die Meinigen gesund und wohlbehalten seien. Aber trotzdem fand ich keine Ruhe mehr. Den Tag über durchwanderte ich Constantine und seine Umgebung nach allen Richtungen. Am Abend setzte ich mich auf die Diligence, und war am nächsten Morgen in Philippeville, einer unbedeutenden französischen Handelsstadt, am Gestade des Mittelmeeres. Jetzt war mein Zweck erreicht: das große Dampfschiff lag auf der Rhede von Stora vor Anker, und sollte am Mittag abgehen, nach der Küste Südfrankreichs, die mir von hier aus als die heimische erschien.

Noch einmal erfreute ich mich an römischen Säulen, Ueberresten der Stadt Rusicada, die hier auf öffentlicher Straße liegen. Mein weniges Gepäck ward auf ein Boot geladen, das die übrigen Passagiere, darunter auch meinen englischen Reisegefährten, zum Schiffe brachte. Ich aber gedachte auf einsamem Spaziergange von dem fremden Erdtheil Abschied zu nehmen. Die Straße nach dem Dörfchen Stora, dem eigentlichen Hafen von Philippeville, zieht sich an dem



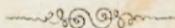
1170. Constantine, Algiers, W. Leitch del. & sculp.

Constantine.



malerisch ausgebuchteten Ufer entlang, über felsigen Abhang und liebliche Thalgründe. Erde und Sträucher waren mit frischem Grün und bunten Blumen bedeckt; ich ging, und schaute, und träumte, und pflückte; und mit einem prächtigen Abschieds-Strauß brachte mich der Kahn eines Storaer Fischers an Bord.

Nach ununterbrochen stürmischer Seefahrt landeten wir drei Tage darauf an dem Kalk-Gestade der Provence.



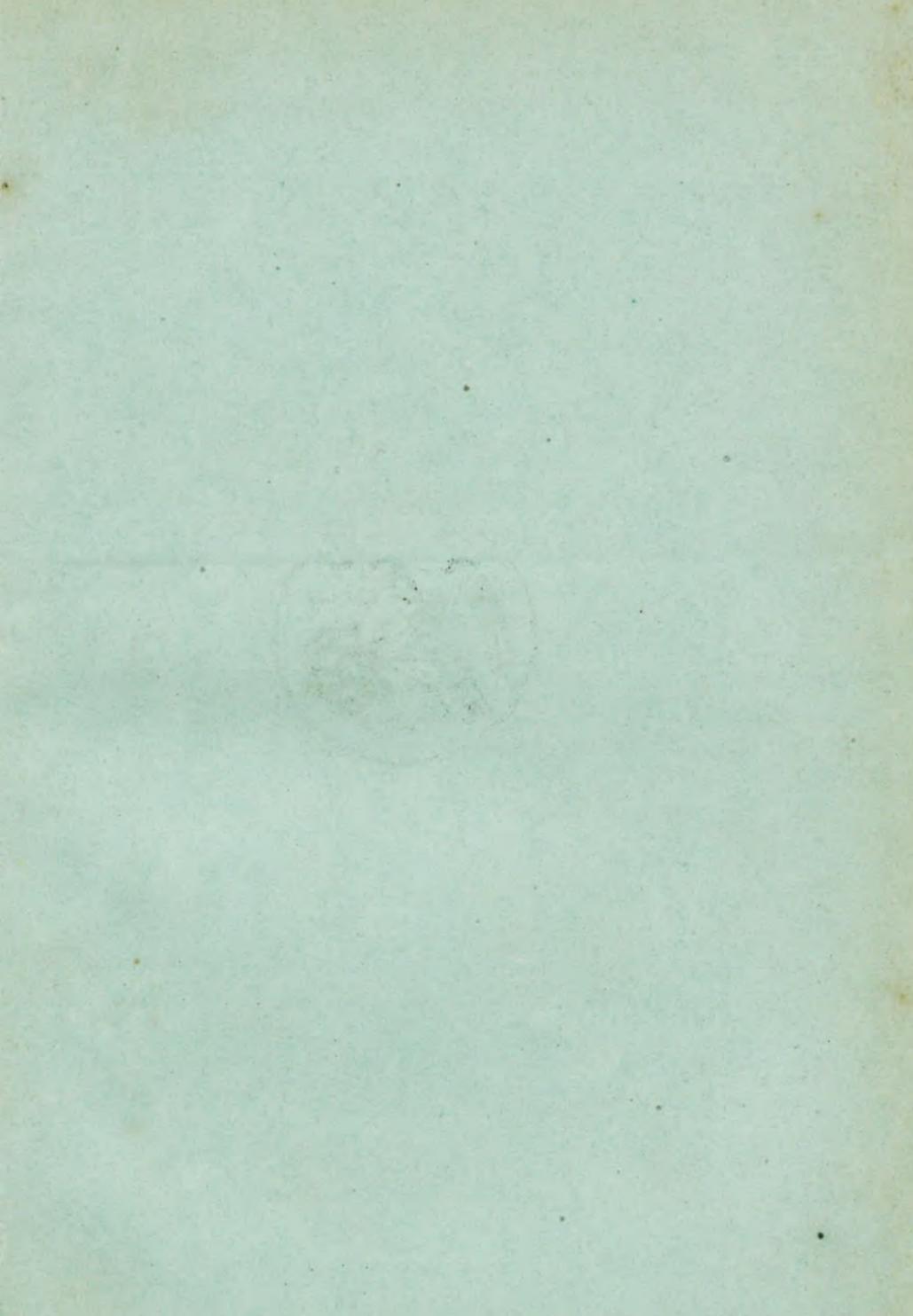


Karte zu Max Hirsch's Reise in Algerien.



Die Längengrade: Ostlich von Paris.





Verlag der G. Grote'schen Buchhandlung (G. Müller) in Hamm.

- Büchner, Luise — Dichterstimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt. In engl. Einband mit Goldschnitt. 2 Thlr.
- — Frauenherz. Gedichte. geh. 22 $\frac{1}{2}$  Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
- — Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. geh. 24 Sgr. In engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr.
- Duller, E. und H. Hagen — Vaterländische Geschichte, von den ältesten Zeiten bis zum 19. Jahrhundert. Mit Titelbild in Stahlstich und 50 Illustrationen in Holzschnitt. 5 Bde. geh. 3 Thlr. In engl. Einband 4 Thlr. 10 Sgr.
- Frauenbrevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Zusammengestellt von H. V. Mit Titelbild geh. 2 Thlr. In eleg. Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Sgr.
- Hornfeld, Fr. — Schenkenbuch. Dichtungen. geh. 18 Sgr.
- Moleschhoff, Dr. Jac. — Georg Forster, der Naturforscher des Volks. geh. 1 Thlr. Mit Forsters Portrait in Stahlstich 1 Thlr. 10 Sgr.
- Pindke, Gisbert, Freiherr — Sagen und Bilder aus Westfalen. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. In engl. Einband m. Goldschnitt 1 Thlr. 25 Sgr.
- Reising, Dr. Adolf — Aesthetische Forschungen. Geh. 2 Thlr.







